<36613655850012



Wáki erlegt einen Puma.

Unter den Patagoniern.

Unter den Patagoniern.

Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhäes-Straße bis zum Rio Negro

von

George Chaworth Musters.
Capitän in der britischen Marine.

Autorisirte Ausgabe für Deutschland.

Aus dem Englischen

von

J. E. A. Martin,
Universitäts-Bibliotheks-Secretär zu Jena.

Mit 9 Illustrationen in Ton- und Schwarzdruck und 2 Karten.

Jena,
Hermann Costenoble.
1873.

Vorwort.

Indem ich mein Buch dem Publikum übergebe, bin ich mir bewußt, daß manche Leser, die eine genaue und wissenschaftliche Darstellung der Geographie und Geologie Patagoniens wünschen, sich getäuscht sehen werden; aber ich muß zu meiner Entschuldigung ausdrücklich sagen, daß ich unter den obwaltenden Umständen Instrumente nicht mit fortbringen und auch nicht ohne Gefahr anwenden konnte. Der Weg, den ich machte, wurde mit Hülfe eines Compasses so sorgfältig als möglich aufgezeichnet; die beigegebene Karte ist daher in so weit richtig und, wenn auch unvollständig, doch wenigstens nicht aus der Phantasie hervorgegangen. Anderen, die vielleicht gern aufregende abenteuerliche Geschichten lesen oder hören möchten, wie der Reisende oft nur mit knapper Noth davonkam — Dinge, die man gewöhnlich als bei einem Leben unter uncivilisirten Menschen alltäglich vorfallend erzählt findet — kann ich nur die Hoffnung machen, daß die hier gegebene treue Darstellung des Lebens, wie ich es ein ganzes Jahr hindurch mit den Indianern geführt habe, wenn sie auch nicht gerade starken Eindruck hervorbringt, doch wenigstens dazu dienen wird, sie in die Verhältnisse der Tehuelchen so weit einzuweihen, daß sie bei denselben wirklich zu Hause sind. Eine angenehmere Aufgabe ist es für mich, den Männern, durch deren Beistand die Ergebnisse meiner Reise nutzbar geworden sind, meinen Dank auszusprechen. Voran steht der ehrwürdige frühere Präsident der königlichen geographi-

schen Gesellschaft zu London, Sir Roderick Murchison, der den Reisenden nach seiner Rückkehr freundlich aufnahm und der genannten Gesellschaft vorstellte, was derselbe dankbar anerkennt. Kaum geringer sind meine Verbindlichkeiten gegen Clements Markham, Ritter des Bathordens, der seine unvergleichliche Kenntniß der früheren Geschichte sowohl als der Geographie von Südamerika mir zu freier Verfügung stellte, und gegen Dr. Hooker, Director der königlichen Gärten in Kew, für seinen gefälligen Beistand bei der Bestimmung einiger der Pflanzen, die ich gefunden hatte, während ich Herrn Rudler beim mineralogischen Museum für das sorgfältige Ordnen der verschiedenen Gesteine und Mineralien, die ich gesammelt, verpflichtet bin. Endlich wird der Leser mit mir es Herrn Zwecker Dank wissen, daß er aus rohen Umrissen, die ich nur skizzenhaft in ein Taschenbuch entworfen hatte, mit geschickter Hand die lebhaften und treuen Abbildungen geschaffen hat, welche die Landschaft und das Leben in Patagonien ihm vor die Augen stellen.

G. C. Musters.

Inhalt.

Drittes Kapitel.

Der Rio Chico.

Viertes Kapitel.

Von Hennokaik nach Teckel.

Fünftes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Tehuelchen.

Verzeichniss der Illustrationen und Karten.

Einleitung.

Vor dreihundert und fünfzig Jahren ankerte der große Seefahrer Magalhäes in einem Hafen an der Ostküste eines unbekannten Landes: es war ein Theil des großen südamerikanischen Festlandes, dem er den Namen St. Julian gab. Von diesem Punkte aus erforschte der Lootse Serrano die Küste nach Süden hin und entdeckte einen Fluß, den er Santa Cruz nannte. In der Nähe der Mündung scheiterte sein Schiff, und die Rippen desselben blieben auf den Felsen liegen; es war das erste in der langen Reihe Fahrzeuge, die an jener steilen Küste untergingen: einer Küste, die von der Mündung des Rio Negro bis zu der Magalhäes-Straße nur einen oder zwei sichere Hafen bietet, während unter dem Wasser liegende Riffe, wüthende Stürme, starke Gezeiten, Meeresströme und Wasserfälle sich vereinigen, um sie fast zu der gefährlichsten zu machen, welche die Seefahrer kennen.

Magalhäes blieb im Port St. Julian und Santa Cruz vom April bis zum October 1520; dann segelte er südwärts und entdeckte die Straße, die seinen Namen führt. Zwei Monate nach seiner Ankunft im Port St. Julian erschien am Meeresstrande ein Mann von riesenhafter Größe, „umfänglicher und länger als der größte Mann Castiliens". Später kamen achtzehn Eingeborne, in Mäntel von Fellen und Schuhe von Guanaco-Haut gekleidet, die gewaltig große Fußtapfen machten; sie wurden deshalb von den Spaniern Patagonés oder „Großfüße" genannt, und so ist aus einem Spitznamen der Name des Landes, Patagonien, entstanden. Diese Männer führten Bogen und Pfeile und hatten vier junge Guanacos bei sich, mit welchen sie die wilden in die

Schußweite lockten. Zwei junge Männer wurden hinterlistiger Weise ergriffen und heulend und ihren Gott Setebos anrufend fortgeschafft. Die Eingebornen nahmen natürlich diese Erwiederung ihrer zuvorkommenden Freundlichkeit übel, griffen ein ihnen nachgesandtes Streifcorps an und tödteten einen Spanier mit ihren Pfeilen. Man sah jedoch genug von ihnen, um Pigafetta in den Stand zu setzen, einige Einzelheiten mitzutheilen. „Ihre Zelte waren leicht bewegliche, mit Fellen bedeckte Gerüste; ihre Gesichter waren gemalt; sie waren schnell zu Fuße, hatten Werkzeuge von scharfkantigen Feuersteinen und aßen ihr Fleisch fast roh."

Daß die erste Kunde von Patagonien in England durch Pigafetta's Schilderung verbreitet wurde, läßt sich aus Caliban's Worten in Shakespeare's „Sturm" vermuthen: „Seine Macht bezwänge wohl meiner Mutter Gott, den Setebos;" aber erst 1578 wurde das neu entdeckte Land von Engländern besucht.

In jenem Jahre ankerte Sir Francis Drake in der Seehunds-Bai — wahrscheinlich ein wenig südlich vom Port Desire — und sah mehrere Indianer. Sein Schiffsprediger erzählt, wie sie die Strauße beschleichen: „Sie haben auf einem langen Stabe einen Busch von Straußfedern, der so groß ist, daß sich ein Mann dahinter verstecken kann; mit diesem beschleichen sie die Strauße." Ferner sagt er: „Sie wollten mit unserer Gesellschaft in keinen Verkehr treten, bis ihr Gott „Settaboth" es ihnen erlaubte. Sie schneiden sich das Haar nie ab, sondern machen es zum Behälter für Alles, was sie bei sich tragen — zum Köcher für die Pfeile, zur Scheide für die Messer, zum Etui für die Zahnstocher, zur Schachtel für die Feuerzeugstäbe und zu allem Möglichen; sie tanzen sehr gern und haben dabei Klappern um den Leib; sie haben reinliche, anmuthige und starke Körper, sind schnellfüßig, sehr gewandt, überhaupt ein stattliches und lebhaftes Volk. Magalhäes hatte nicht ganz Unrecht, wenn er sie Riesen nannte, doch sind sie nicht länger, als manche Engländer." Drake besuchte dann Port St. Julian, und merkwürdig genug, wie Magalhäes an dieser Stelle zwei seiner Capitaine, die Meuterei anstifteten, hinrichtete und einen dritten an der Küste aussetzte, so wurde dieser Hafen der Schauplatz der Hinrichtung Mr. Doughty's, der sich lieber enthaupten als auf den Strand setzen ließ. Im folgenden Jahre wurde Sarmiento von Callão abgesandt, um den kühnen Eng-

länder in der Magalhäes-Straße zu suchen. Er sah Eingeborne, die ihr Wild zu Pferde jagten und es mit Bolas (oder Wurfkugeln) niedermachten. Nur fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem die Spanier des Rio de la Plata die Pferde eingeführt hatten, und schon waren die Indianer im fernen Süden Reiter geworden und schienen ihre Bogen und Pfeile mit den Bolas vertauscht zu haben.

Im Jahre 1581 wurde Sarmiento mit 2500 Mann von Spanien abgesandt, um in der Magalhães-Straße neue Colonien zu gründen. Er ließ zu einer Ansiedelung vierhundert Männer und dreißig Frauen dort zurück und versah sie auf acht Monate mit Lebensmitteln. Auf dem Heimwege wurde sein Schiff von den Engländern genommen, und die unglücklichen Colonisten wurden von ihrer Regierung ganz vergessen und vernachlässigt.

Fünf Jahre später ankerte Thomas Cavendish in einer Bai südlich von St. Julian, die er Port Desire nannte, und die den Namen seines kleinen Schiffes von 120 Tonnen verewigt. Hier griffen die Eingebornen seine Leute mit Bogen und Pfeilen an. Als er die Magalhães-Straße besuchte, kam er in die Ansiedelung und fand nur noch zwölf Männer und drei Frauen am Leben; die Uebrigen waren durch langsamen Hungertod und Krankheit umgekommen, und der Name Port Famine (oder Hunger-Hafen), den er dem Orte gab, erinnert noch immer an das traurige Schicksal dieser unglücklichen Colonisten.

Auf seiner nächsten Reise, im Jahre 1591, starb Cavendish; aber John Davis besuchte zweimal Port Desire und erforschte den Fluß zwanzig englische Meilen weit. Während seines Aufenthaltes besuchten gegen 1000 Eingeborne die Fremdlinge, und Knyvet schildert sie als funfzehn bis sechzehn Spannen hoch.

Die Besuche Van Noort's und Schouten's wollen wir übergehen. Unter der Regierung Karl's des Zweiten nahm Sir John Narborough im Namen des Königs Besitz von dem Lande in der Nähe von Port Desire. Man sah nur wenige Eingeborne, und der Steuermann, Mr. Wood, behauptete prahlerisch, er sei länger als sie alle.

Im achtzehnten Jahrhunderte besuchten Byron und Wallis nach einander die Küsten Patagoniens und schlossen Freundschaft mit den Eingebornen, deren Höhe, wie man fand, 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß betrug, während einige fast 7 Fuß hoch waren.

Im Jahre 1774 veröffentlichte der Jesuit Pater Falkner sein Werk über Patagonien. Es enthält Alles, was er und die übrigen Jesuiten-Missionäre, die an der westlichen und nördlichen Grenze festen Fuß zu fassen versuchten, an Auskunft sich verschafft hatten. Was er über die Tehuelchen oder Tsoneca-Indianer sagt, entstammte offenbar persönlichem Verkehr mit ihnen; was er aber von der Topographie ihres Landes weiß, scheint er aus den Berichten Anderer entnommen zu haben. Durch dieses Werk, das großes Aufsehen machte, wurde die eifersüchtige Furcht der spanischen Regierung erregt; sie sandte daher eiligst eine Expedition ab, um an der Küste Patagoniens Ansiedelungen zu gründen.

Von den Gebrüdern Viedma, welche die Expedition befehligten, gründete Francisco Carmen an der Mündung des Rio Negro, und Antonio, der zuerst Port Desire in's Auge gefaßt hatte, entschied sich endlich für Port St. Julian und legte dort den Grund zu einer zweiten Colonie. Von da aus unternahm er die erste Forschungsreise in das Innere, um Bauholz zu suchen, und erreichte auf derselben den großen See am Fuße der Cordillera, aus welchem der Rio Santa Cruz entspringt. An der Küste sowohl als im Innern waren die Indianer sehr freundlich gegen ihn und leisteten ihm vielen Beistand; er faßte daher eine höchst günstige Meinung von ihnen.

Unter seines Bruders Auspicien fuhr Villarino den Rio Negro bis an das Gebirge hinauf. Wir werden auf diese Expedition an geeigneter Stelle Bezug nehmen.

Bis zu der Vermessung, die von Fitzroy und Darwin auf dem „Beagle" so geschickt ausgeführt und so vortrefflich beschrieben wurde, erhielt man über das Innere Patagoniens keine weitere Kenntniß. Bei jener Vermessung setzte die zweihundert Meilen weite Fahrt den Fluß Santa Cruz hinauf Darwin in den Stand, die merkwürdigen Formationen zu beobachten, die er in seinem Werke über die Geologie Süd-Amerikas so trefflich dargestellt hat.

Diese kurze und doch vielleicht langweilige Uebersicht sollte nur zeigen, daß, wenn auch die Küsten Patagoniens erforscht und vermessen wurden, doch das Innere des Landes, obgleich die Expeditionen Viedma's und Fitzroy's in dasselbe eindrangen, bis in die jüngste Zeit noch immer fast unbekannt blieb. Mit den Bewohnern desselben, den Tehuelchen, hatte man oft verkehrt, ihre Körpergröße aufgezeichnet und ihre freundschaftliche Gesinnung ge-

rühmt; ihre eigentliche Lebensweise aber, während sie das Land durchwanderten, und ihre Verwandtschaft mit oder Verschiedenheit von den Araucanischen oder Pampas-Indianern waren fast ein ebenso großes Geheimniß geblieben, wie sie es im vorigen Jahrhunderte waren.

In den letzten dreißig Jahren haben die Regierungen von Chili und von Buenos Ayres Neigung gezeigt, den Besitz der Küste zu beanspruchen. Die erste suchte von der Magalhäes-Straße, die letztere von Patagones her vorzurücken, und die Eingebornen haben die Herrschaft beider Regierungen, wenn die eine oder andere sich zufällig im nördlichen oder südlichen Theile befand, anerkannt. Auch unsere Missionäre haben einige Versuche gemacht, die Patagonier zu unterrichten und zur christlichen Religion zu bekehren, und wenn auch diese Versuche sich nothwendigerweise auf die Küste beschränkten, so hat doch Mr. Schmid's Aufenthalt bei den Tehuelchen sowohl in ihrer freundschaftlichen Gesinnung als in dem dauernden Zeugnisse des von ihm veröffentlichten kleinen Wörterbuches der Tsoneca-Sprache bleibende Früchte getragen. Und der Verkehr der genannten Indianer mit Argentinen und Chiliern und besonders mit englischen Officieren, Seehundsfängern und Missionären, die Einer nach dem Andern folgten und die Alle für ihren Charakter ein günstiges Zeugniß abgelegt haben, hat dazu beigetragen, daß sie zugänglicher geworden sind und die Ausländer kennen gelernt haben, und in dieser Hinsicht weiß ich, daß ein Reisender, der die freundschaftliche Gesinnung der Eingebornen gegen Fremde und besonders gegen Engländer aus Erfahrung kennen gelernt hat, Allen denjenigen, die, wie ich erwähnt habe, mir vorangegangen sind, eine kurze Erinnerung schuldig ist.

Während ich damit beschäftigt war, mein Buch zum Druck vorzubereiten, hatte ich Gelegenheit, das Werk M. Guinnard's durchzulesen, das zuerst in französischer Sprache veröffentlicht und kürzlich unter dem Titel „Three Years' Slavery among the Patagonians“ [1]) dem englischen Publikum in einer geistvollen Uebersetzung dargeboten wurde. Der Name Patagonier zog mich nothwendigerweise an, aber zu meiner großen Ueberraschung kam ich, nachdem ich das Buch sorgfältig durchgelesen hatte, zu der festen Ueberzeugung, daß die persönlichen Erfahrungen des Verfassers

[1]) „Eine dreijährige Sklaverei unter den Patagoniern.“

sich ganz und gar auf die Pampas-Indianer nördlich vom Rio Negro beschränkten. Aus Allem, was er selbst sagt und nicht sagt, geht ganz deutlich hervor, daß er von keinem seiner der Reihe nach folgenden Herren über diesen Fluß, den er (S. 40.) klar und richtig als die nördliche Grenze Patagoniens bezeichnet, hinüber geführt wurde. Der Name Patagonier ist daher ganz falsch, und die sonderbare Erzählung von den „Tchéouelchen" oder Fuß-Nomaden (S. 72—73.), die sich in Seehundsfelle kleiden, gewöhnlich von Fischen leben und buchstäblich keine Pferde haben, läßt sich auf keinen einzigen Stamm östlich von der Cordillera anwenden; die Fuegier (oder Feuerländer) sind das einzige Volk, bei dem sich von den charakteristischen Gewohnheiten, welche diesem sogenannten patagonischen Stamme beigelegt werden, Etwas findet.

Man wird hoffentlich nicht denken, daß ich gern die Richtigkeit der Schilderung in Zweifel ziehen möchte, die M. Guinnard von den Beschwerden, die er in seiner Gefangenschaft ertragen hat, oder von den Sitten der Indianer gibt, in deren Hände er fiel; denn davon kann ich Vieles bestätigen; aber es ist zu bedauern, daß er, wahrscheinlich durch Andere, verleitet wurde, die Pampas-Indianer, die dem Lande, der Race, der Sprache und dem Charakter nach von den Tehuelchen Patagoniens ganz verschieden sind, unter dem Namen Patagonier zu beschreiben.

Erstes Kapitel.

Von der Magalhäes-Straße nach Santa Cruz.

Plan zur Reise. — Vorbereitungen. — Abfahrt von Stanley. — Die Magalhäes-Straße. — Die ersten Fußtapfen in Patagonien. — Die Meerengen. — Punta Arena. — Commandante Viel. — Die Colonie. — Die Stadt. — Chiloten und Verbrecher. — Hülfsquellen. — Besuch des Kohlenlagers. — Lieutenant Gallegos. — Der Aufbruch. — Rio Chaunco. — Die patagonischen Pampas. — Unsere Reisegesellschaft. — Cabecera del Mar. — Oazy-Hafen. — Eine unnütze Jagd. — Eine Nacht ohne Feuer. — Vulkanische Hügel. — Pampageschichten. — Rio Gallegos. — Die ersten Indianer. — Sam Slick. — Rio Cuheyli. — Zusammentreffen mit Tehuelchen. — Eine Caravane Frauen. — Englische Höflichkeit. — Wüste. — Endlich Santa Cruz.

Im April 1869 führte mich der Zufall in unsere entlegene Colonie auf den Falklands-Inseln. Mein Zweck war, von da nach Buenos Ayres hinüberzufahren, um dort einige Geschäfte abzumachen. Während meines Aufenthaltes in der Colonie bildete die Küste Patagoniens, mit deren Vermessung damals Ihrer Majestät Schiff „Nassau" beschäftigt war, häufig den Gegenstand der Unterhaltung. Ich hatte früher, als ich an der Südostküste Amerikas stationirt war, mit Vergnügen Mr. Darwin's Werk über Süd-Amerika sowohl als Fitzroy's vortreffliche Beschreibung der Reise des „Beagle" gelesen und hatte seitdem immer ein starkes Verlangen getragen, wo möglich in das wenig bekannte Innere des Landes einzudringen. Jetzt endlich schien eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des lange gehegten Planes, das Land von Punta Arena aus bis an den Rio Negro, Valdivia oder selbst bis Buenos Ayres zu durchreisen, gekommen zu sein. Was ich von dem Charakter der Tehuelchen und von dem herrlichen Ver-

gnügen der Guanaco-Jagd erzählen hörte, welch letztere von einem Seemanne, Sam Bonner, der viel an der Küste gewesen war und in der Station Santa Cruz gewohnt hatte, ausführlich und malerisch geschildert wurde, das machte Alles mehr als je in mir den Wunsch rege, meinen Plan zu verfolgen, und da ich mit der spanischen Sprache, die viele der Indianer gut verstehen, leidlich bekannt war, so schien es mir möglich, wenn ich mich der einen oder andern ihrer wandernden Horden anschließen konnte, das Land in Sicherheit zu durchreisen. Ich rührte mich daher, um zu erfahren, auf welche Weise ich am besten eine derartige Empfehlung an die Indianer erhalten könnte, daß ich voraussichtlich ihrer Zustimmung sicher war. Zu diesem Zwecke leistete mir Mr. Dean in Stanley den wesentlichsten Beistand. Er war so freundlich, mich mit Empfehlungsbriefen an Capitain Luiz Piedra Buena, einen in Stanley wohlbekannten einsichtsvollen Argentinen, zu versehen. Don Luiz war der Eigenthümer eines Schooners, in welchem er den Seehundsfang an der Küste betrieb, und besaß auch ein Handelsgeschäft auf Middle Island, einer Insel im Flusse Santa Cruz. Mr. Dean meinte, ich würde ihn sicherlich in der Magalhäes-Straße treffen, und er werde gern seinen Einfluß bei den Indianern aufbieten, um mir die Ausführung meines Reiseplanes zu ermöglichen. Außerdem erhielt ich noch Creditbriefe an die Firma der Herren Aguirre und Murga in Patagones oder, wie es in Stanley gewöhnlich genannt wird, in Rio Negro.

So mit Beglaubigungsschreiben bewaffnet, mit einem Mantel von Guanaco-Fell ausgestattet und mit Lazo (oder Fangschnur) und Bolas versehen, benutzte ich das Anerbieten eines alten Freundes, der nach der Westküste fahren und mich bis in die Magalhäes-Straße mitnehmen wollte.

In der ersten Woche des April segelten wir von Stanley ab und ankerten nach einer stürmischen Fahrt von elf Tagen in der Possession-Bai, gerade innerhalb des Einganges in die Magalhäes-Straße, um auf den Wechsel der Gezeiten zu warten. Bei der außerordentlichen Geschwindigkeit, mit welcher in diesen Meerengen die Gezeiten ebben und fluthen, ist es für jedes Schiff, das nicht große Dampfkraft besitzt, unmöglich weiter zu fahren, wenn die Gezeit nicht günstig ist. Der erste Anblick, den uns die Straße bot, machte auf mich keinen günstigen Eindruck. Die Ufer sahen auf beiden Seiten bleich und kahl aus, obgleich man weit nach Süd

und West die Berge der Tierra del Fuego (oder des Feuerlandes) deutlich sehen konnte. Da wir früh am Nachmittag ankerten, so wurde der Vorschlag gemacht, die Küste Patagoniens zu besuchen. Es fand sich schnell eine Gesellschaft Freiwilliger zusammen und war — zum Zweck der Jagd und im Fall der Noth zur Selbstvertheidigung gut mit Gewehren und anderen Waffen versehen — bald im Boote. Da gerade Ebbe war, so konnten wir in Folge des seichten Wassers das Ufer nicht erreichen; wir mußten daher gegen zwei- bis dreihundert Meter über Lager scharfkantiger Muscheln waten und befanden uns, nachdem wir die steile Klippe erklettert hatten, am Rande einer kahlen Ebene, auf der von lebenden Wesen keine Spur sich zeigte.

Nachdem wir eine Strecke gegangen waren, kamen wir an den Rand einer Wasserrinne, die nach der Küste hinablief. Dort fanden wir ein zerrissenes todtes Guanaco; wir blieben daher stehen, um das Thier, das die Meisten von uns nicht kannten, genauer anzusehen. Unsere Betrachtungen über die merkwürdige Bastardform des wunderlich aussehenden „Kameel-Schafes" nahmen ein Ende, als wir dicht dabei die frischen Fußtapfen eines Puma entdeckten. Wir gingen ihnen begierig nach, in der Hoffnung, eine kleine Unterhaltung zu bekommen; nachdem wir jedoch eine Zeit lang vergebens gesucht hatten, wurde es uns langweilig; wir gaben daher die Verfolgung auf, setzten unsere Streiferei wieder fort und wanderten durch hohes, grobes Gras und hier und da zerstreut stehende dornige Büsche dahin; um die Eintönigkeit zu unterbrechen, schossen manche von den Jägern dann und wann nach einer Schnepfe. Der Tag war sehr schön, die Wärme des hellen Sonnenscheines wurde durch einen Wind gemäßigt, der gerade kühl genug war, um einen Spaziergang angenehm zu machen, und Jedermann sagte, das patagonische Klima sei anmuthig. Während wir über ein Stückchen holprigen Terrains gingen, sprang zu unserer größten Bestürzung und Freude unser lieber Puma aus einem Busche heraus; aber die erste Ueberraschung war so groß, daß die günstige Gelegenheit, ihm einen Schuß aus weiter Entfernung beizubringen, verloren ging. Fort jagten wir Alle, ihm nach, in der Hoffnung, von einer naheliegenden kleinen Anhöhe aus ihn im Auge behalten zu können, und nach tüchtigem Laufen gelang es Zweien von uns, ihn irgendwo nahe am Rande der Klippen zu sehen. Sie wurden hauptsächlich von einem Stäuber

geleitet, der, wie es schien, ebenfalls gern sehen wollte, wie es der wilden Katze ergehen werde. An der Klippe angekommen, bemerkte ein Seemann die Fährten des Puma auf dem weichen Thone des steilen Abhanges; bald darauf entdeckte er ihn in einem gerade unten befindlichen Loche oder einer kleinen Höhle und verkündigte seine Entdeckung durch den Ausruf: „Da ist er!" Gleichzeitig stach er mit dem Stocke, mit dem er ihn aufgestöbert, beinahe in den Rachen des „Löwen", der unsern Hund gestellt hatte und eben im Begriff schien, auf ihn loszuspringen. Es wurden rasch hinter einander zwei Schüsse abgefeuert, aber dem Anschein nach ohne Erfolg; denn er setzte seinen Rückzug durch und bot uns dabei, während er in großen Sätzen längs dem Strande davonsprang, einen schönen Anblick dar. Er wurde natürlich verfolgt; da aber die Nacht herannahte, so gelang es uns nicht, eine Gelegenheit zu finden, dieses Exemplar des Katzengeschlechts näher kennen zu lernen. Wir traten daher unsern Rückweg nach dem Schiffe an, nachdem wir erst noch ein Paar Schüsse in die zahlreichen Flüge von Austerfischern und Seeraben abgefeuert, die auf den Felsen und um die Klippen herum ihre Wohnsitze hatten. Die Zahl dieser und anderer Seevögel war unberechenbar; die vielen Muschellager versorgen sie beständig mit Nahrung.

Am nächsten Morgen lichteten wir die Anker und segelten mit der Fluth ab; wir durchliefen die Meerenge mit einer Schnelligkeit von achtzehn englischen Meilen in der Stunde. Die Landschaft auf der nördlichen Seite der Straße bot wenig Abwechselung, bis wir die Barrancas de San Gregorio, eine Kette von etwas malerischen Hügeln, sahen, die nahe am nördlichen Ufer der Bai desselben Namens sich erheben und in östlicher Richtung sich einige Meilen weit hinziehen. Auf der südlichen oder Fuegischen Seite der Straße war das Land von der Küste aus eine Strecke weit niedrig und glich dem nördlichen Ufer, aber im Hintergrunde waren hohe Berge zu sehen. Nachdem wir durch die zweite Meerenge hindurch waren, brachte eine etwa zweistündige Fahrt mit der Fluth und einer tüchtigen Dampfkraft uns der „Insel San Isabel" oder Elisabeth-Insel gegenüber; als wir an dieser vorüber waren, kamen die schneebedeckten Spitzen des Berges Sarmiento im südlichen Theile des Feuerlandes zum Vorschein; sie schienen, neunzig englische Meilen, wenn nicht noch weiter, entfernt, aus dem Wasser emporzusteigen. Wir dampften der Küste entlang

durch zahlreiche Stellen mit dem charakteristischen Kelp oder Salzkraut, einer Art Seegras, das unsere Aufmerksamkeit auf's stärkste fesselte, indem es sich an die Schraube hing und das Schiff ungefähr eine Stunde lang festhielt, als ob es geankert wäre, passirten dabei Cap Negro und erblickten nun eine ganz andere Landschaft. Anstatt wellenförmiger Ebenen sah man dicht bewaldete Hügel; am Fuße des einen derselben sprengten auf einem Stück niedrig gelegenen platten Terrains viele in buntfarbige Ponchos gekleidete Reiter umher.

Es war der Sonntag-Nachmittag, der in allen spanisch-südamerikanischen Ländern ein Galatag ist und mehr oder weniger dem Pferderennen gewidmet wird. Der Anblick eines Dampfers schien jedoch die Ursache einer Zerstreuung zu werden, und es folgte in der That ein allgemeines Rennen nach der Ansiedelung; dem Anschein nach waren Alle begierig, etwas Neues oder Ungewöhnliches zu sehen. Der Anker ward bald ausgeworfen in der Nähe eines amerikanischen Schooners, welcher der Sandspitze gegenüber lag, von der die chilische Ansiedelung Punta Arena ihren Namen hat.

Von der „Nassau", die damals mit der Vermessung der Straße beschäftigt war, und die wir an diesem Ankerplatz hatten zu finden gehofft, war nichts zu sehen; von dem chilischen Officier jedoch, der eilig auf unser Schiff kam, erfuhren wir, daß sie ein Paar Tage vor unserer Ankunft nach Westen hin gesegelt sei und ihre Rückkehr jeden Augenblick erwartet werde. Die Ergebnisse der sorgfältigen Beobachtungen, die Mr. Cunningham in Bezug auf die Landschaft und Naturgeschichte der Straße gemacht hat, sind bereits erschienen, während das vorliegende Buch zum Druck vorbereitet wurde, und ich freue mich, diejenigen Leser, die mehr wissenschaftliche Mittheilungen über die Botanik und Zoologie, wenigstens Süd-Patagoniens, wünschen, als ich zu geben im Stande war, auf sein Werk verweisen zu können.

Der Zweck, den ich hatte, indem ich Punta Arena besuchte, war, von da mit den Indianern oder auf welche Weise es sonst sich als thunlich erweisen möchte, nach Santa Cruz zu gehen; doch war es mir keineswegs klar, wie dieser Zweck erreicht werden sollte. Es war mir daher eine große Erleichterung, als ich von dem chilischen Lieutenant erfuhr, daß der Gouverneur soeben eine kleine Expedition nach Santa Cruz absenden wolle, um einige De-

serteure, die in der Colonie ihre Strafzeit dienten und wieder davongelaufen waren, zu verfolgen. Er meinte, der Commandante werde mir ohne Zweifel die Erlaubniß geben, dieses Streifcorps zu begleiten; ich ging daher ohne Verzug mit ihm an's Land und wurde dem Commandante Señor Viel vorgestellt.

Der Commandante ging mit der größten Zuvorkommenheit und Artigkeit auf meine Pläne ein; er gab nicht nur sofort mir die Erlaubniß, das Streifcorps zu begleiten, sondern bot auch ungebeten mir die Benutzung eines Pferdes an und sagte, um die Verpflegung unterwegs solle ich mir keine Sorge machen. Es war jedoch möglich, daß die Deserteure in den Pampas eingeholt wurden; in diesem Falle kehrte das Streifcorps zurück, ohne bis nach Santa Cruz zu gehen; er rieth mir daher, mich der Dienste eines Mannes zu versichern, der den Weg kannte und, im Fall wir ohne unsere übrigen Reisegefährten weiter ziehen mußten, den Führer machen konnte.

Später wurde ich der Señora Viel, einer schönen Limena, vorgestellt, die alle die sprichwörtlichen Reize der Damen von Lima besaß und sich bitter über die Isolirung und Langeweile des Lebens in Punta Arena beklagte. Sie hatte buchstäblich keine Standes- und Altersgenossin ihres eignen, und kaum eine Person des andern Geschlechtes, mit der sie sprechen konnte. Señor Viel hatte früher ein chilisches Panzerschiff befehligt, statt dessen aber später die Gouverneurstelle in dieser entfernten Colonie angenommen. Sein Eifer und seine Energie, mit welchen er die Pflichten seines Amtes erfüllte, ließen nie nach, und seine Gewohnheiten aus dem Seemannsleben behaupteten sich noch immer in der strengen Disciplin, die er handhabte, und die unbedingt nothwendig war, um die buntscheckige Bevölkerung in Ordnung zu halten. Als Wohnsitz aber, vom geselligen Gesichtspunkt betrachtet, mußte Punta Arena über alle Vorstellung langweilig sein. Der Commandante nöthigte mich, sein Haus zu meiner Heimath zu machen, und versprach, mir ein Nachtquartier — das er in seiner eignen beschränkten Wohnung mir nicht bieten konnte — in einem anstoßenden Hause zu verschaffen. So nahm ich denn nach zwei Tagen, die ich mit gegenseitigen Artigkeiten und Besuchen angenehm verbrachte, von meinen Schiffsgefährten, die, sobald es Tag war, nach der westlichen Straße absegeln wollten, Abschied und begab mich mit meinem Gepäck nach einem dicht am Cuartel

stehenden hölzernen Hause, dem Quartiere Don Centeno's, des Ingenieur, der die Gouvernements-Arbeiten zu leiten hatte. Am nächsten Morgen machte ich mich, von Capitain Cushing, vom Schooner „Rippling Wave", begleitet, auf, um mir einige nothwendige Sachen anzuschaffen und mich nach einem Führer zu erkundigen. Wir lenkten unsere Schritte nach dem Laden eines Mannes, Namens Guillermo, und nachdem wir Tabak und andere Bedürfnisse gekauft hatten, kam das Gespräch auf Gold, wovon Don Guillermo uns einige Proben zeigte, die man an den Ufern eines benachbarten Stromes gewonnen hatte. Einer der Leute der „Rippling Wave" gerieth in große Aufregung und rief: „Ah, das ist das Zeug, das wir in einem Flüßchen in Californien zu graben pflegten; ich denke, wenn das alte Boot seine Gebeine auf der hiesigen Küste liegen läßt, werde ich da bleiben und wieder anfangen zu graben." In dem Kaufladen hingen einige indianische Bolas und ein aus Glasperlen gefertigter, mit silbernen Buckeln besetzter Gürtel, wie der Besitzer mir sagte, ein Frauengürtel, den, nebst den Bolas, die Indianer als Pfand zurückgelassen hatten. Sie hatten jedoch, wie er weiter bemerkte, mehrere Monate lang die Colonie, wenigstens zu Handelszwecken, nicht besucht, da sie wegen eines Streites zwischen einem Chilier und einem Indianer, bei welchem nach ihrer Ansicht ihr Kamerad sollte ungerecht behandelt worden sein, sich beleidigt fühlten. Die von Mr. Cunningham geschilderte Indianerhorde sei offenbar mit zweideutigen Absichten angekommen, aber der Tact, den Señor Viel gezeigt, habe ihr Rachegefühl beseitigt. Diese Mittheilung erklärte mir den Umstand, den ich mir bisher nicht hatte erklären können, daß nämlich von den Indianern, mit welchen ich Bekanntschaft zu machen gehofft hatte, Nichts zu sehen und zu hören war. Daß ich glücklicherweise gerade noch am Abend vor dem Abmarsche der Expedition ankam, und daß der Commandante so artig gegen mich war, das Alles wußte ich jetzt nicht hoch genug zu schätzen, denn ich wäre sonst einfach in Punta Arena sitzen geblieben. Die Schwierigkeit in Betreff des Führers wurde bald beseitigt, obgleich dieselbe bei der natürlichen Abneigung des größten Theiles der nicht zum Beamtenstande gehörenden Bevölkerung, an dem Wiedereinfangen Entlaufener theilzunehmen, ziemlich bedenklich aussah. Nachdem wir den Kaufladen verlassen hatten, wurden wir von einem Manne, Namens J'aria, angesprochen, der seine Dienste

anbot. Eine kurze Prüfung seiner Kenntnisse und Empfehlungen fiel zu unserer Befriedigung aus; er wurde daher angenommen, und zwar unter Bedingungen, die durchaus nicht übertrieben waren, und ich muß ihm das Lob ertheilen, daß er seinen Lohn reichlich verdiente. Nun wurde ich von dem aufmerksamen und gutmüthigen Capitain Cushing zur Reise vollends ausgestattet und vorbereitet. Ich ging mit ihm an Bord seines Fahrzeuges, wo er aus seinen Vorräthen mich mit mehreren höchst nützlichen Dingen versah, die er mir förmlich aufdrang, und es ist ein angenehmes Gefühl, die Freundlichkeit rühmen zu können, die mir von einem unserer amerikanischen Vettern zu Theil ward, welche, wenigstens nach meiner Erfahrung, stets bereit sind, mit einem Briten zu sympathisiren und ihm beizustehen.

Ein Spaziergang rings um die Ansiedelung, um dieselbe anzusehen, wurde bis zu der, nicht weit entfernten, durch Wasserkraft getriebenen Schneidemühle ausgedehnt, wo unter der Leitung Mr. Wells', eines Amerikaners, die Bäume, wenn sie gefällt sind, in Bretter verwandelt werden, um aus ihnen die Häuser zu bauen, welche die Stelle des Waldes einnehmen. Von da begaben wir uns nach dem halb gelichteten Vorholze und fanden dort den Commandante; er beaufsichtigte eine Menge hauptsächlich aus Verbrechern bestehende Arbeiter, die emsig Bäume fällten, Stummel ausrodeten und sonst noch für die künftige Entwickelung der Ansiedelung den Weg bereiteten.

Wer an Grenzstädte nicht gewöhnt war, dem zeigte der Anblick der Stadt eine Menge hölzerner Häuser, die in unregelmäßiger Weise und auf's Gerathewohl immer mehr anwuchs; aber der Plan, den man im Umriß angedeutet sah, war nach dem gewöhnlichen spanisch-amerikanischen Muster abgesteckt, wie ursprünglich „der Rath für Indien" es vorschrieb. Nahe an und parallel mit dem Strande lief eine Hauptstraße hin; sie führte über einen großen freien Platz — die Plaza, von welcher, und zwar in regelmäßigen Zwischenräumen von der Hauptstraße aus, andere noch im Werden und in der Entwickelung begriffene Straßen ausliefen, die unter rechten Winkeln einander durchschnitten, so daß die Häuser, wenn sie bereinst gebaut werden, Vierecke oder „Cuadros" bilden. Auf der Plaza stand die Kirche und eine große, noch nicht fertige Schule. Die Chilier sind in ihren Begriffen von der Pflicht des Staates, für die Erziehung zu sorgen, vorgeschritten; der Schullehrer ist

ein Staatsbeamter, und in Punta Arena verbindet er der Zeit mit den Pflichten seines eigentlichen Amtes noch die Stelle eines Secretär bei dem Gouverneur. Die vortreffliche Skizze des Stabs-Lieutenant Bedwell (in Cunningham's „Straits of Magellan," S. 70) zeigt das beinahe am Ende der Hauptstraße stehende Gouverneur-Haus; jenseits desselben lag der Cuartel, ein mit Pallisaden umschlossener Platz, der die Kaserne, das Gefängniß oder Stockhaus und die Wache enthielt; letztere wurde von den Officieren der „Nassau" in unehrerbietiger Weise „die Katzenbude" genannt; sie ist auf derselben Skizze mit dargestellt.

Hier schaut beständig eine Wache aus, und in der Nacht läßt man ein Licht leuchten. Die Quergassen, die sich fast bis an den ungelichteten Wald hinzogen, waren nur durch zerstreut stehende Häuser angedeutet, und in der Linie der Hauptstraße waren zwei bis drei, eine Meile entfernte, einzelne Wohnungen nur durch Stückchen Kartoffelland von den Bäumen getrennt.

Die erste Strafcolonie, welche die chilische Regierung in der Magalhäes-Straße anlegte, wurde 1843 in Port Famine gegründet, dessen unglücksschwangerer Name an das traurige Schicksal der Colonisten erinnert, die im Jahre 1581 Sarmiento dort zurückließ. Der vorzügliche Ankergrund gab die Veranlassung zur Wahl desselben Platzes für die heutige Colonie, aber es schien, als waltete über ihr dasselbe böse Verhängniß. Die Bewohner kamen oft in große Noth, wenn von Chili her die Lieferung von Lebensmitteln ausblieb, und nachdem die Colonie sich einige Jahre lang mühsam gehalten hatte, wurde sie von den Verbrechern, die eine Meuterei anstifteten und den Gouverneur und Geistlichen ermordeten, geplündert und zerstört. Später bemächtigten sich die Meuterer eines Fahrzeuges und versuchten auf demselben zu entfliehen, wurden jedoch von einem Kriegsschiffe verfolgt und fanden ihre wohlverdiente Strafe.

Hierauf wurde die Colonie an die Stelle verlegt, wo sie noch jetzt sich befindet, und außer den unfreiwilligen Einwanderern, die hauptsächlich aus Heerflüchtigen bestehen, wurden durch unentgeltliche Ueberlassung von Ländereien Ansiedler herbeigelockt und eine große Zahl Chiloten oder Eingeborne von Chiloë eingeführt. Die Letztgenannten, Mischlinge von spanischem und indianischem Blute, sind ein abgehärteter, kräftiger Menschenschlag, in ihrem dicht bewaldeten Vaterlande, aus dem sie vieles Holz versenden, an den Gebrauch der Axt gewöhnt. In ihrer Diät sind sie echte

Paddies[1]); denn sie leben fast nur von Kartoffeln, die in Chiloë gut wachsen, in Punta Arena aber keine bedeutende Größe erreichen. Außer den Ländereien bekommen die Chiloten von der Regierung noch Lohn für ihre Arbeit und sind der fleißigste Theil der Bevölkerung. Die Männer arbeiten stark, trinken aber auch stark, und die Frauen sollen in ihren Begriffen von ehelicher Treue es nicht sehr genau nehmen. Von den Verbrechern durften manche wegen guten Betragens unter gewissen Beschränkungen in ihren Häusern leben; aber Viele von ihnen waren äußerst rücksichtslos und mußten jede Nacht unter der strengsten Aufsicht und eingeschlossen im Cuartel behalten werden. Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln kommen fortwährend Entweichungen vor, und die Flüchtlinge gehen den Beschwerden der Pampas keck entgegen; denn zuweilen gelingt es ihnen, sich den Patagoniern anzuschließen, aber gar oft verirren sie sich und kommen durch Hunger um oder werden die Beute der Pumas. So waren gerade vor meinem Besuche Zehn bis Zwölf glücklich entkommen, und zu ihrer Verfolgung mußte die erwähnte Expedition abgesandt werden. Die Besatzung bestand aus etwa fünfzig bis sechzig regulären Soldaten; dazu kommen noch Angestellte, die Jagd auf wilde Rinder oder Deserteure machen, wie die Umstände es erfordern. Um den Ort gegen einen Angriff der Indianer zu vertheidigen, ist die Zahl der Truppen ganz ungenügend, aber die südlichen Tehuelchen sind von Natur nicht geneigt, feindliche Einfälle zu machen, und wenn sie gut und ehrlich behandelt werden, so benutzen sie lieber die Vortheile, die ihnen in Bezug auf den Handel durch das halbe Dutzend Kaufläden geboten werden. Die Existenz dieser Geschäfte kann man sich nach meiner Ansicht nur dadurch erklären, daß die Besitzer auf den indianischen Tauschhandel rechnen, denn für die Bedürfnisse der Colonie war ihre Anzahl viel zu groß. Doch hatte die beständige Bevölkerung sicherlich viel Durst und schien ihr Möglichstes zu thun, um den Handel, wenigstens in Grog, zu beleben. Auf der Gasse betrunken zu sein ist jedoch ein Vergehen, auf dem Gefängnißstrafe steht, und zur Zeit meines Besuches saß wegen dieses verzeihlichen Vergehens der Grobschmied in gemeiner Haft, während der irische Doctor eben erst aus derselben entlassen worden war.

---

[1]) Spottname der Irländer.

Feldbau schien, Kartoffeln ausgenommen, wenig betrieben zu werden. Weizen und Gerste läßt das Klima nicht zur Reife kommen, doch könnte vielleicht Hafer und Roggen gedeihen. Die zahmen Rinder kamen mir verkümmert und elend vor, aber in den Wäldern gibt es andere einer wilden Raçe, die, wie man sagt, groß und von vortrefflicher Beschaffenheit sind; diese sowohl als das Rothwild bieten einen Theil des Jahres einigen Jägern Beschäftigung; ihr Fleisch wird theuer bezahlt, aber es kommt zu spärlich und unregelmäßig, und frisches Fleisch ist daher ein seltener Leckerbissen. Die Hülfsquellen und Aussichten der Colonie bildeten natürlich in Señor Viel's Hause den Gegenstand der Unterhaltung, und Don Centeno, der das in der Nähe befindliche neu entdeckte Kohlenlager vermessen sollte, lud mich ein, am nächsten Tage bei einem Besuche zum Zweck der Besichtigung desselben mich ihm anzuschließen.

Wir brachen daher am nächsten Morgen auf, überschritten einen kleinen Fluß und kamen in kurzer Zeit an den Anfang des Waldes, durch den man eben eine gerade Straße baute. Auf allen Seiten waren zahlreiche Gruppen Chiloten beschäftigt; Manche ebneten den schon gelichteten Weg, Andere fällten Bäume, noch Andere wandten Feuer statt der Axt an. Das Nutzholz besteht hauptsächlich aus chilischer Buche (**Fagus antarctica**) und der von Mr. Cunningham beschriebenen Wintersrinde; die erstere spaltet sich leicht und läßt sich zu sehr vielen Zwecken verwenden.

Nachdem Don Centeno einige unbedeutende Einzelheiten der Vermessung vervollständigt hatte, begaben wir uns in den dichten Wald und ritten auf einem sich schlängelnden Pfade fort, bis wir an das Bett des Flusses kamen, der in der Colonie ausmündet. In diesem ritten wir eine Zeit lang hinauf und kamen endlich an eine Ravine, deren Wände so regelmäßig waren, als ob man durch Erdarbeiter einen Durchstich hätte machen lassen; in ihnen war an einem Punkte sechzig Meter über uns die Kohlen-Ader zu sehen. Hier stiegen wir ab und kletterten einen schlüpfrigen Pfad bis zu einer Stelle hinauf, wo man in das Kohlenlager einen Schacht getrieben oder vielmehr ein Loch gegraben hatte, das vielleicht fünfzig bis sechzig Fuß tief und dem Anschein nach nur gemacht worden war, um die Beschaffenheit, Regelmäßigkeit u. s. w. der Kohlen-Ader zu prüfen. Mir schien die Kohle nicht besonders gut zu sein; doch habe ich seitdem gehört, daß das Resultat außerordentlich

günstig ausgefallen sei. Am gegenüberliegenden Ufer der Ravine zeigte mir mein Gefährte auch einen Platz, wo einige Leute nach Gold gewaschen hatten; die Proben davon hatte ich in der Stadt gesehen, und wie man sagte, hat ihre Mühe sich gut belohnt. Da der Tag vorrückte und es ziemlich kalt war, so wurde ein Feuer angemacht, und nachdem wir uns an demselben gewärmt hatten, bestiegen wir unsere Pferde und ritten wieder heimwärts die Ravine hinab. Als wir aus dem Walde herauskamen, bemerkten wir, daß ein großes Dampfschiff eben im Begriff war zu ankern; wir eilten daher weiter, um, wenn es etwa die „Magalhães" — ein Dampfer von der Packetdampfschifffahrts-Linie von Liverpool nach Valparaiso — war, Nachrichten in Empfang zu nehmen und unsere Briefe abzusenden. Am Strande fanden wir den Commandante und Frau Viel; die Letztere hatte das Schiff besucht und einige englische Zeitungen erhalten. Ich nahm das Anerbieten des Gouverneur an, sein Boot zu benutzen, fuhr in demselben nach Tische zu dem Schiffe und fand, daß es ein prächtiger Dampfer von starker Kraft und guter Einrichtung war. Die Herstellung dieser Dampfschifffahrts-Linie wird ohne Zwefel auf die gedeihliche Entwickelung von Punta Arena einen höchst wohlthätigen Einfluß haben; denn wenn auch die Landwirthschaft und der indianische Handel fleißigen oder speculativen Einwanderern keinen Lohn in Aussicht stellt, so ist doch die Entdeckung des Kohlenlagers in ihrer Einwirkung auf die Zukunft der Colonie offenbar von höchster Wichtigkeit. Jetzt wird es möglich sein, Schleppdampfschiffe von starker Kraft zu unterhalten, um Segelschiffe durch die Straße zu bugsiren und so die Fahrt um Cap Horn herum zu vermeiden, während bis jetzt Segelschiffe die Straße fast gar nicht befahren konnten, und wegen der starken Dampfkraft, die erforderlich ist, selbst Dampfer, mögen es Kriegs- oder Handelsschiffe sein, an der Sand-Spitze häufig Holz kaufen müssen und dann auch wegen der ungeheuer großen Menge, die sie brauchen, um immer Dampf zu haben, gar oft sich genöthigt sehen, ehe sie in den Stillen Ocean fahren, wieder anzuhalten und, wo sie irgend Holz schlagen können, ihren Vorrath zu erneuern. Das wird nun Alles anders werden; man wird wahrscheinlich eine Dampfbarkasse halten, um die Lichterfahrzeuge hin und her zu bugsiren, und dadurch das Einnehmen der Kohlen wesentlich erleichtern. Ermuthigt durch die Bequemlichkeiten, welche die Pacific-Dampfschiffe gewähren — die gegenwärtig alle Monate fahren, so daß die Magalhães-Straße nicht

mehr weit entfernt liegt — wird die Bevölkerung immer mehr zunehmen und die Colonisirung weiter fortschreiten; dadurch wird auch das Innere des Landes zugänglich werden, und in diesem Falle wird man noch andere Quellen des Mineralreiches entdecken und auszubeuten suchen.

Da unsere Abreise ganz bestimmt auf den nächsten Tag festgesetzt war, so sah ich nochmals meine Sachen durch, die ich mitnehmen wollte, und brachte sie in Ordnung. Ein Verzeichniß derselben kann vielleicht Leuten, die in Patagonien eine Forschungsreise zu machen gedenken, angenehm sein. Zwei Satteltaschen enthielten meine nothwendigsten Bedürfnisse, die in einigen Hemden und etwa zwei wollenen Jacken, einigen seidenen Taschentüchern, sowie in Seife, Streichzündhölzchen, Schreibmaterialien, Angel-Schnuren und Haken, Chinin und Höllenstein und einem Fläschchen Strychnin bestanden. Als Waffen hatte ich eine Büchse in Futteral mit Allem, was dazu gehört, und zwei doppelläufige Hinterladungspistolen, Jagdmesser, einen kleinen Munitionskasten mit ungefüllten Patronen und Vorrath an Pulver. Das einzige Instrument, was ich mitzunehmen wagte, war ein kleiner Compaß. Als Kleidung trug ich einen Jagdanzug von Halbtuch, eine schottische Mütze und ein Paar, von Thomas gefertigte, ganz vortreffliche Stiefeln; dazu kamen noch der Behaglichkeit halber ein Mantel von Guanacofell, zwei Ponchos und eine wasserdichte Decke. Am Abend stellte Señor Viel mich meinem künftigen Reisegefährten, Lieutenant Gallegos, vor, der unser Streifcorps commandiren sollte. Er war ein kurzer, untersetzter Mann, mit dunkler, fast indianischer Gesichtsfarbe, und man sah ihm an, daß er ganz und gar das war, für was der Commandante ihn erklärte, „ein Mann zu saurer Arbeit". In der Provinz Arauco, aus welcher er gebürtig, war er viele Jahre lang in den Grenzkriegen mit den Indianern verwendet worden und wußte den Lazo und die Lanze mit wunderbarer Geschicklichkeit zu handhaben. Von den Officieren der „Nassau" sprach er mit großer Herzlichkeit und hätte, wie es schien, gern die Gesellschaft eines jener Männer genossen; ja, ich möchte fast glauben, daß er sich im Vordergrunde der Skizze des Lieutenant Bedwell befindet — jedenfalls hat, wenn etwa ein Leser gern wissen will, wie er aussieht, der Mann, der den umgefallenen Baum einnimmt, mit unserm Anführer große Aehnlichkeit. Unsere Anstalten und Aussichten wurden ausführlich besprochen, und nachdem ich von Capitain Cushing, der am

nächsten Tage absegeln wollte, sowie von meinem höchst freundlichen und artigen Wirthe und Wirthin Abschied genommen hatte, trennten wir uns unter der Uebereinkunft, daß wir, sobald es Tag war, uns reisefertig treffen wollten.

Am 19. April wurde ich in früher Morgenstunde von J'aria geweckt und begab mich mit ihm und meinen kleinen Habseligkeiten nach dem Corral, wo eben die Pferde eingefangen und beladen wurden. Hier schloß sich uns Gallegos an, und als Alles beinahe zum Aufbruch fertig war, gingen wir erst noch einmal in sein Haus zu einer Tasse Kaffee. Die Señora schien mich mit großem Mitleid zu betrachten und erzählte verschiedene traurige Märchen von den furchtbar kalten Winden, Beschwerden, Indianern und anderen Unannehmlichkeiten, mit denen man zu kämpfen habe; ihre Tröstungen wurden plötzlich durch den Eintritt J'aria's unterbrochen, der die Nachricht brachte, daß Alles fertig sei. Nach einem Abschiedsglase, gefüllt mit etwas Stärkerem als Wasser, begaben wir uns in unsere Sättel, und der aus Gallegos, mir, einem regulären Soldaten, drei Irregulären oder Angestellten der Regierung und J'aria, nebst einundzwanzig Pferden bestehende Reiterzug verließ die Stadt. Als wir am Cuartel vorüberritten, trat die Wache auf den Balcon heraus und präsentirte das Gewehr, und der Hornist salutirte durch einen musikalischen Vortrag. Es war ein schöner frostiger Morgen, und wir ritten heiter dahin, von zwei bis drei Reitern begleitet, die ihre Sonntags-Fiésta mit Entenschießen verbringen wollten und früh aufgebrochen waren, um uns ein Stückchen zu begleiten. Kaum waren wir über den Fluß hinüber, als eines der Bagage-Pferde hinten ausschlug und seine Last abwarf; sie wurde bald wieder aufgeladen; als aber der Lärm vorüber war und der Zug sich wieder ordnete, fehlten J'aria und einer der Angestellten, denen ich ohne Bedenken eine Flasche Rum anvertraut hatte; sie kamen eine Zeit lang nicht wieder und die Flasche nie wieder zum Vorschein. Wir ritten der Küste entlang, bis wir den Vorposten Namens Tres Puentes erreichten, wo ein schmaler Paß zwischen dem Walde auf der einen und dem Meere auf der andern Seite durch ein Thorhaus versperrt ist; dies Haus ist von zwei Mann bewohnt, die dort postirt sind, damit Niemand desertiren kann. Sie traten heraus, und wir wollten gern zum Abschied noch etwas plaudern. Unterdessen beschlich und schoß einer der Jagdliebhaber einige Enten; beim Knall seines Gewehres wurde das Pferd des regulären Soldaten, das

im Feuer nicht Stand zu halten pflegte, scheu und warf ihn ab; dabei wurden seine Satteltaschen umgekehrt und der Strand mit Tortillas (kleinen Kuchen) und Kaffee bestreut, womit seine ohne Zweifel vorsorgliche und aufmerksame Geliebte sie gefüllt hatte. Gallegos saß im Sattel und lachte über die Scene; da aber die Anderen das Pferd nicht fangen konnten, so gab er uns einen Beweis von seiner Geschicklichkeit im Lazowerfen. Nach dieser kleinen Zerstreuung setzten wir unsern Marsch längs dem Strande fort bis Cap Negro, wo die Wälder aufhörten und unsere Freunde, die uns begleitet hatten, sich von uns trennten, nachdem wir noch ein Abschiedsglas getrunken. J'aria und der andere Abwesende holten uns gerade zur rechten Zeit ein, um sich bei letzterem mit zu betheiligen.

Dann wurden die Köpfe unserer Pferde in nord-nord-westlicher Richtung von der Küste abgelenkt, und nach einem halbstündigen Ritte wurde Halt gemacht, um auf der vor dem Winde geborgenen Seite eines schützenden Hügels zu frühstücken. Nach Süden sahen wir den gegenüberliegenden Abhang der bewaldeten Hügel, unter welchen auf der andern Seite Punta Arena lag. Der Boden war mit dicht stehenden Sträuchern bedeckt, aber man bemerkte auch schöne Lichtungen üppigen Weidelandes; eine derselben begann gerade südlich von unserm Lagerplatze, und andere zeigten sich östlich und westlich wie grüne Oasen. Sie sahen so schön aus, daß ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wenn ich ein Ansiedler wäre, würde ich diese Stelle wählen, um hier meine Hütte zu bauen. Gallegos erwiederte jedoch, für das Vieh der Ansiedelung ließen sich die Weideplätze im Sommer nicht benutzen, da man weder den Indianern noch den eignen Leuten trauen könne; die Letzteren würden davonlaufen, und die Ersteren würden das Vieh stehlen. Nachdem wir eine Pfeife geraucht, saßen wir wieder auf, begaben uns über den Hügel hinüber und in das Thal eines kleinen, aber tiefen Flusses hinab, der den Namen Rio Chaunco hat; wir ritten durch das Wasser, erstiegen die Böschung des gegenüberliegenden Ufers und betraten nun die Pampa. Dieser Name wird in Patagonien allgemein zur Bezeichnung der hohen wellenförmigen Ebenen oder Plateaux gebraucht; sie sind häufig von Thälern und Ravinen durchschnitten oder erheben sich zu einer Reihe auf einander folgender Hügel oder auch zu isolirt stehenden Hügeln, die in der Regel die höchste Stelle des Landes einnehmen. Die Indianer freilich, die ein wenig Castilisch verstehen, wenden das Wort Pampa ohne Unterschied auf jeden

Landstrich an, auf dem sie jagen. Wenn sie einen Tag lang mit glücklichem Erfolg das Jagdvergnügen und dann ein tüchtiges Mahl genossen haben, fragen sie mit großer Befriedigung: „Muy buena Pampa? No?“ („Sehr gute Pampa? Nicht?“) womit sie eigentlich meinen: „Ist nicht das wilde Leben das beste?“ Englische Leser aber, die ihre Vorstellung von einer Pampa Head's reizendem Werke oder sonstigen Erlebnissen auf den unbegrenzten grasreichen oder distelbedeckten Ebenen verdanken, die in den argentinischen Staaten sich meilenweit wellenförmig dahinwälzen und dem gestreckten Galopp des unermüdlichen Gaucho kein Hinderniß bieten, dürfen jenes anmuthige Bild nicht auf Patagonien übertragen. Die eigentlich sogenannten Pampas Patagoniens stellen allerdings dann und wann eine leidlich gleichförmige Reihe mit grobem Gras bedeckter wellenförmiger Ebenen dar, häufiger aber ist die Oberfläche, selbst wenn sie nicht durch Hügel und plötzlich gähnende Ravinen unterbrochen wird, unfruchtbar und nur mit zerstreut stehender Vegetation versehen, die aus verkümmerten Büschen und runden Distelklumpen besteht, und auch diese fehlen oft und die kahlen Flecke Thon oder Kies sind mit gar Nichts bekleidet; an anderen Stellen ist der Boden mit sehr großem rundem Gerölle bestreut, und wieder an anderen stehen Haufen oder Rücken verwirrt unter einander liegender kahler scharfkantiger Felsen, von welchen viele vulkanischen Ursprungs sind: dies gilt besonders von dem nördlichen Theile des Landes. Die einzige Gleichförmigkeit in der äußern Erscheinung bietet sich im Winter, wenn auf Felsen, Gras und Kies die weiße Schneedecke liegt. Nur Eins bleibt immer dasselbe, der Boden und die Oberfläche mögen beschaffen sein, wie sie wollen: bei dem Worte Pampa erinnert man sich stets mit Schauder an die schneidenden Winde, die fast ununterbrochen von verschiedenen Strichen, hauptsächlich aber von Westen, über das hoch gelegene Land fegen, bis der kalte patagonische Wind die erhitzte Atmosphäre von Buenos Ayres erreicht und zum Pampero wird, dessen plötzliche und furchtbare Stöße so viel Unglück unter den Schiffen anrichten. Der Abhang von den Pampas nach den Thälern oder dem geschützteren und fruchtbaren ebenen Terrain, das sich an den Ufern der Flüsse und Ströme hinzieht, wird wegen der abgeböschten Wände gewöhnlich „Barranca“ oder Ufer genannt. Die Tiefe des Abfalls wechselt zwischen fünfzig und zwei bis drei Fuß, und der Neigungswinkel ändert sich von einer unbedeutenden Ansteigung bis zu einer fast senkrechten Wand, die aber oft durch Ra-

vinen und Rinnen zerrissen ist; diese dienen als Straßen, auf welchen allen die eingebornen Reiter mit gleicher Verwegenheit hinuntergaloppiren.

Die Pampa, über die wir jetzt ritten, war eine weite Fläche wellenförmiger Ebenen, die mit einem gleichförmigen Bestand von grobem Gras und dazwischen stehenden einzelnen Berberisbüschen bedeckt waren und in den Vertiefungen dann und wann Lagunen enthielten. Lebende Geschöpfe zeigten sich außer uns auf der öden Fläche nicht. Nach Westen grüßten uns die schneebedeckten Spitzen des an der Sarmiento-Straße sich hinziehenden Gebirges mit einem eiskalten Winde, der meine Gedanken sehnsüchtig nach der behaglichen Kajüte und zu meinen ehemaligen Schiffsgefährten zurückkehren ließ, die sich jetzt ohne Zweifel durch die verwickelten Kanäle jener Straße wanden. Aber der warme Guanaco-Mantel hielt den Wind ab, und unsere buntscheckige Reisegesellschaft drang in guter Ordnung vorwärts. Lieutenant Gallegos ist dem Leser schon vorgestellt worden; was die Uebrigen betrifft, so war J'aria ein kleiner Mann, mit einem rauhen Aeußern, von zweifelhafter Abkunft, während sein früherer Lebenswandel mehr als zweifelhaft war; er sah aus, als taugte er zu Allem, nur nicht zu etwas Gutem; doch verrichtete er seinen Dienst bei mir mit höchster Unverdrossenheit, ausdauerndem Fleiße und unerwarteter Sorgfalt. Der Soldat war ein schön aussehender Bursche; er war noch nie auf den Pampas gewesen; sein Carabiner, den er pflichtmäßig trug, machte ihm viel zu schaffen, und da sein Pferd sich durchaus nicht allzu leicht behandeln ließ, so hatte er zur großen Freude der Uebrigen beständig seine Plage. Zwei Andere waren Bastarde zwischen Gauchos und Matrosen; sie hatten sich, wie unsere Seesoldaten, in gleicher Weise an den Dienst zu Wasser und zu Lande gewöhnt; doch waren sie unverkennbar nützliche und gute Menschen. Der Letzte der Gesellschaft war gerade so wie J'aria. Wir waren Alle gut beritten und hatten außerdem noch ein Reservepferd. Als Lebensmittel führten wir Zwieback, Charqui oder getrocknetes Fleisch, geröstetes Weizenschrot, nebst Kaffee und Zucker bei uns und waren mit einem ungewöhnlichen, aber willkommenen Luxusartikel, einem kleinen Zelt, versehen, unter dem wir uns wenig um die draußen herrschende bittere Kälte kümmerten.

Nachdem wir drei bis vier Stunden lang über die Pampas geritten waren, lagerten wir uns in einer Vertiefung neben einer Lagune, um zu übernachten. Wir hatten an den geschützten, vom Winde

nicht getroffenen Abhange eine passende Stelle gewählt, wo wir das Zelt aufschlagen konnten. Die Lagune war mit schwarzhalsigen Schwänen und anderm wilden Geflügel bedeckt; sobald daher die Pferde abgeladen und besorgt, ein Feuer angemacht und alle Anstalten zum Lagern getroffen waren, gingen zwei bis drei von uns hinaus, um den Versuch zu machen, einiges wilde Geflügel zu schießen; aber so viel wir uns auch Mühe gaben, unsere Jagd wurde mit keinem großen Erfolg gekrönt; ehe es ganz dunkel wurde, kehrten wir zurück, um uns mit einem Abendessen von Charqui zu begnügen, und nachdem wir an dem Feuer noch mit einander geschwatzt hatten, legten wir uns zur Ruhe und schliefen trotz der strengen Kälte, die draußen herrschte, fest und warm. Im Innern wurde ich sehr beunruhigt, erstens weil ich entdeckte, daß J'aria den Kasten mit der Büchsen-Munition, den dieser saubere Bursche trug, bei der Escapade des Bagage-Pferdes hatte fallen lassen, und zweitens weil von meinem Schrotgürtel auf geheimnißvolle Weise mein ganzes Geld verschwunden war, das in einer Onza und einigen Souverains bestand. Ich sagte jedoch Nichts, sondern wartete bis zum nächsten Morgen, wo ich ruhig anfing zu suchen; ich erinnerte mich nämlich, daß ich, ehe das Zelt aufgeschlagen wurde, mein Zeug abgenommen und in's Gras hatte fallen lassen, wo ich das fehlende Geld richtig fand. Die Geschichte bot J'aria vielen Stoff zu allerlei Scherzen, und er spielte oft darauf an, daß er möglicherweise meine Unze noch erben werde, und zwar in einer Art, daß ein furchtsamer Reisender wohl ein falsches Spiel hätte erwarten können, obgleich mein Führer nicht im entferntesten an so Etwas dachte. Um sieben Uhr waren wir, nachdem wir Kaffee und Zwieback genossen, wieder unterwegs, und gegen zehn Uhr kamen wir dicht an dem oberen Ende von Peckett's Hafen an. Hier entdeckte Einer von uns ein Pferd, das in unsern Trupp hineingejagt, aber, da es lahm war, nicht von uns in Dienst genommen wurde; es hatte wahrscheinlich den Indianern gehört. Wie bei einer langen Seereise, so dient bei einer Landreise dieser Art das unbedeutendste Neue zur Milderung dessen, was, man braucht es kaum zu sagen, die etwas einförmige Aufgabe, über kahle Einöden hinter einem Trupp Pferden herzutraben, allmälig wird; wir waren daher immer gespannt, Etwas zu entdecken, auf das wir Jagd machen konnten. Einer der Leute hatte einen Hund bei sich, und kurz nachdem die durch das Pferd herbeigeführte Aufregung vorüber war, trieben wir einige Strauße auf; sie waren jedoch für

den Köter zu schnell und entrannen über einige schlammige Stellen dicht an der „Cabecera del Mar“: Dies ist eine große Einbucht oder ein Arm des Meeres, der von Peckett's Hafen, mit welchem er durch eine sehr schmale Meerenge in Verbindung steht, sich einige Meilen hinaufzieht; die verbindende Meerenge läßt sich nur bei niedrigem Wasserstande überschreiten; wir hatten das Glück, zur Zeit der Ebbe anzukommen, und vermieden dadurch einen langen Umweg um die Einbucht herum. Ohne Störung ging es jedoch bei unserm Uebergange nicht ab; die Fluth kam wie ein Mühlgerinne herangestürzt und war für eines der Bagage-Pferde fast zu stark, um fest zu stehen. Nachdem wir die Meerenge hinter uns hatten, passirten wir auf unserer Weiterreise mehrere kleine Flüsse mit sumpfigem Terrain, die wahrscheinlich alle sich in den Oazy-Hafen ergießen, und kamen gegen Abend in einem alten indianischen Lager an; es lag unter einer Kette von Hügeln, die mehr oder weniger von Norden nach Süden läuft, und welche die eine Barrière eines breiten und gut bewässerten, auf der Ostseite durch die wohlbekannten „Barrancas“ de San Gregorio begrenzten Thales bildet.

Unser Haltepunkt befand sich gerade in der Ausmündung des Thales, das, weil es vor dem Winde geschützt, das liebste Winterquartier der südlichen Tehuelchen ist; ihr Lager schlagen sie gewöhnlich in der Nähe des Oazy-Hafens auf, den sie „Ozay Saba“ nennen.

Nach Westen endeten die niedrigen Flächen, die sich an den Ufern der Cabecera del Mar hinzogen, in unregelmäßigen Hügeln, jenseits welcher sich höhere Spitzen erhoben, und diese ihrerseits wurden wieder von entfernten schneeumhüllten Gipfeln am Horizonte überragt. Zwischen den blauen Hügeln der mittleren Entfernung schwebten leichte Nebelwölkchen, die so genau wie Rauch aussahen, daß Gallegos, der immer darauf gespannt war, von den Deserteuren ein Zeichen zu entdecken, sich vornahm, von unserer Route abzugehen und die Sache zu untersuchen, und nur die feste Behauptung meinerseits, daß es kein Rauch, sondern Nebel sei, bewog ihn den Gedanken aufzugeben. Die argentinische Regierung hatte früher einmal den Plan, in diesem Thale eine Ansiedelung zu gründen, aber er wurde nicht ausgeführt, und auch die Missionäre hatten die Absicht, hier herum eine Station zu errichten und den Oazy-Hafen als Depôt zu benutzen, aber die Chilier von Punta Arena machten ihre Ansprüche geltend und zwangen die Missionäre, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Nachdem das Lager in Ordnung war, änderte sich das Wetter. Während wir seit unserm Aufbruche heitern Himmel mit kalten Winden und mäßigen Frösten in der Nacht gehabt hatten, fing es jetzt an zu regnen, und Gallegos schlug mir vor, daß wir, im Fall das schlechte Wetter fortdauern sollte, unter dem Schutze des Zeltes bleiben wollten. Aber nur die Nacht war rauh und regnerisch; der Morgen war wieder schön, und die Sonne ging glänzend und warm auf. Wir brachen daher auf, schlugen einen Pfad ein, der sich am Fuße der oben erwähnten Hügelkette hinzog, und ritten auf demselben bis gegen zehn Uhr fort; da kam, gerade als wir ein schönes Flüßchen überschritten hatten, wo ich in den Wasserlachen Fische umherschießen sah, eine Guanaco-Heerde zum Vorschein, die bisher durch eine kleine Anhöhe verborgen gewesen war. Es wurde sofort Jagd auf sie gemacht, aber die meisten unserer Pferde fingen bald an zu keuchen; Gallegos, der Soldat und ich ritten die Hügel hinauf, über welche die Heerde geflohen war; da es jedoch nutzlos erschien, die Jagd noch weiter fortzusetzen, so hielten wir oben an und beobachteten die Thiere, während sie einen gegenüberstehenden Hügel hinaufflogen. Von dem Streifcorps fehlte Einer, und als der Lieutenant plötzlich rief: „Was ist das?" wandten wir die Augen nach der Richtung, nach welcher er zeigte, und Einige meinten dort einen Mann wahrzunehmen. Es kamen ihnen sofort die Deserteure in die Gedanken; sie ritten daher ab und baten mich, J'aria (der bei den Pferden geblieben war) zu sagen, er solle weiter reisen bis zu einer bestimmten Stelle am obern Ende des Thales. Ich ritt den Hügel hinunter, der voller Höhlen des Ctenomys Magellanicus [1]) war, deren Kronen, wenn die Pferde darauf traten, nachgaben und dadurch eine Reihe gefährlicher Fallen wurden. Unten schloß ich mich J'aria wieder an, und wir setzten nun unsere Reise einige Meilen weit fort, bis wir am obern Ende des Thales eine kleine Lagune erreichten, die mit Tausenden non Pfeif- und anderen Enten bedeckt war. Beim Anblick derselben mußte man auf den Gedanken kommen, daß in dieser Gegend Niemand zu verhungern brauche, in solcher Fülle schien das thierische Leben vertreten zu sein. Hier warteten wir, und im Verlauf einer halben Stunde kamen die Uebrigen nach; ihre Pferde keuchten, und Einer von ihnen hatte ein Stück Guanaco-Fleisch an seinem Sattel hangen. Dies war José Marinero, einer

---

[1]) Cunningham, Straits of Magellan, p. 133.

der Bastarde, dem es gelungen war, ein Guanaco mit dem Lazo zu fangen, worüber er sich außerordentlich zu freuen schien. Der „Mann" war, wie ich mir schon gedacht hatte, nur in der Einbildung vorhanden gewesen. Es that mir leid, daß ich bei dem Tode des Thieres nicht zugegen war, da es sich herausstellte, daß José dicht bei uns gewesen, daß wir ihn aber nicht hatten sehen können, weil er hinter einer Anhöhe verborgen war. Nach einer angenehmen und erquickenden Ruhe und einem Schluck Café Quillota (gedörrtes Getreideschrot und Wasser) setzten wir unsern Marsch nach Norden wieder fort. Nachdem wir die Lagune verlassen hatten, ging es von dem Thale aus eine kaum bemerkbare Ansteigung hinauf und dann über ein mehr wellenförmiges Land, bis wir einen kleinen Cañon erreichten, der nach einer allmäligen Absteigung zwischen hundert Fuß hohen Wänden lag; diese stiegen auf beiden Seiten schräg empor und endeten in einem abgerundeten Gipfel, der zu der Hochebene führte. „Hier," sagte J'aria, „gibt es kein Brennholz, und die dummen Indianerinnen tragen jetzt ganze Lasten desselben von der nächsten Station her." Aber die Folge bewies, daß die Indianer klüger waren als wir. Hierauf kamen wir an einen zweiten Cañon, der mit dem vorigen unter rechten Winkeln, von Osten nach Westen, lief. An einer der grasbedeckten Wände desselben bemerkten wir ein Paar Pferde; sie weideten in einer Vertiefung, die grüner aussah als das übrige Terrain. Die Thiere wurden eingefangen, erwiesen sich aber bei der Untersuchung als ungesund und unbrauchbar. Unten im Cañon floß ein kleiner, aber tiefer Strom, der sich stellenweise so ausbreitete, daß er Lagunen bildete. Wir überschritten denselben und lagerten uns auf der nördlichen Seite. J'aria's Worte, daß um dieses Thal herum kein Brennmaterial zu finden sei, bestätigten sich leider zu unserm großen Unbehagen. Gegen Abend gingen wir hinaus und schossen einige Enten; da wir jedoch kein Feuer hatten, um sie daran zu kochen, so begnügten wir uns mit Schrot und Wasser und legten uns zur Ruhe. Während der Nacht zerbrach die Zeltstange, weil sie erst vom Regen durchnäßt und dann gefroren war, und herunter kam die Decke von nassem Segeltuch. Wir hatten daher im Ganzen eine nicht gerade angenehme Nacht.

Ein Unglück kommt nie allein. Als es Tag geworden, waren keine Pferde zu sehen, und wir mußten beinahe bis zehn Uhr warten, ehe sie zum Vorschein kamen. In dieser Zwischenzeit verbrannten wir die Zeltpflöcke und einige Späne von der Zeltstange und bekamen

dadurch ein genügendes Feuer, um Kaffee zu machen. J'aria theilte mir mit, daß dieser Cañon sich von der Cordillera bis zum Meere erstrecke, aber viele Windungen habe, und wir träfen später entweder die Hauptlinie wieder oder irgend einen Cañon, der von ihr ausgehe. Nachdem wir die jähen Ufer erstiegen hatten, steuerten wir nach einer Kette spitziger Hügel hin, die einander merkwürdig ähnlich waren, und als wir noch etwa zwei Cañons überschritten hatten, wo wir uns an den Beeren einer Berberitze (Berberis axifolia), von den Chiliern Kalifat genannt, erquickten und auch eine Menge der rothen und weißen Theebeeren sahen, die auf den Falklands-Inseln so gemein sind, betraten wir eine weite Ebene oder ein breites Thal, an dessen anderm Ende ein eigenthümlicher spitziger Hügel stand, einer von der Kette, die sich, von einem Paß durchbrochen, von Ost nach West erstreckte. Mitten in dem Thale glänzte weiß im Sonnenlichte, als ein auffallender Gegenstand, ein gewaltig großer viereckiger platter Felsblock; er sah aus wie ein Megalith, von Riesen hingelegt, um das Grab eines verstorbenen Heros zu decken. Andere, die einen kleinern Umfang hatten, lagen hier und da zerstreut und verliehen dem Platze etwas von dem Anblick eines Gottesackers. Als wir weiter vordrangen, war der Boden mit Steinen und Schlacken bedeckt, die haufenweise nach allen Richtungen lagen und für die Pferde das Reisen sehr schwierig machten, und als wir an die Hügel selbst kamen, war ihr Ansehen entschieden vulkanisch. Die ganze unmittelbare Umgebung dieser Hügelkette sah eigenthümlich wild, zerrissen und ungeheuerlich aus; dessen ungeachtet waren Strauße und Guanacos in großer Menge zu sehen. Als ich über den einen Hügel ritt, wo unter anderen phantastischen Gestalten, welche die hin- und hergeschleuderten Felsen gebildet hatten, sich ein natürlicher Corral oder Kreis von gewaltig großen Felsenstücken befand, der scheinbar regelmäßig gebaut war, aber einen übermenschlichen Umfang hatte, war mein erster Gedanke: „Was für eine Hölle muß dies gewesen sein, als die Vulkane thätig waren und die Lavaströme und Steingüsse ausspien, und das ist vielleicht noch nicht lange her!" Während ich in Santa Cruz war, erzählte mir Casimiro von einem thätigen Vulkan, der in einer Entfernung und in einer Richtung liegen sollte, nach welcher er zu dieser Kette gehören mußte. Früher sei die Umgegend derselben von den Indianern viel besucht worden, weil im Winter die Guanacos in großer Anzahl dahin kamen; aber die Pferde der Indianer hätten sich meistens vergiftet, indem sie das Wasser eines dicht an

der Kette laufenden Flusses tranken, und bald darauf seien durch ein Erdbeben oder durch die Erschütterung bei einem vulkanischen Ausbruch alle Toldos umgeworfen worden; seitdem hätten sie sich nicht mehr in die Nähe des Platzes gewagt. Casimiro und Gonzalez hätten jedoch später den Vulkan bestiegen und in der Umgegend viele Guanacos erlegt. Es wurde auch noch erwähnt, daß die Indianer, als sie sich am Cuheyli oder Coy-Einfahrt-Flusse gelagert hatten, in fürchterliche Massen dichten schwarzen Rauches, der sich von Westen herwälzte, eingehüllt wurden und dadurch in großen Schrecken geriethen. Daß Weideland abgebrannt sei, davon fand sich später keine Spur; man vermuthete daher, daß die Canoe-Indianer des Chonos-Archipel die westlichen Wälder in Brand gesteckt hätten, viel wahrscheinlicher aber lag die Ursache des Rauches in einem vulkanischen Ausbruche. Durch die hier besprochenen Hügel ging ein, von einer Kluft gebildeter Hohlweg; auf beiden Seiten standen senkrechte Felsenwände, die so gleichmäßig abgeböscht waren wie die Seiten eines Durchstichs auf einer Eisenbahnlinie. Während wir auf demselben dahintrabten, bemerkte ich mehrere Höhlen, welche, wie J'aria nach einer mündlichen Ueberlieferung wußte, die Indianer früher als Wohnplätze benutzt hatten. Dieser Engpaß führte in ein anderes Thal, das noch holpriger und noch mehr mit scharfeckigen Felsenstücken bestreut war, zwischen welchen verkümmerte Sträucher hervorzukommen begannen; in Zwischenräumen sah man wohl auch Lagunen, von welchen manche um die Ränder herum mit einer Kruste von Salpeter überzogen waren und brackiges Wasser enthielten. Gegen Abend lagerten wir uns neben einer kleinen Lagune von kreisförmiger Gestalt, mit maueräHnlichen Klippen, die gegen zweihundert Fuß von ihren Ufern standen und fast rings um dieselbe herumgingen. Während die Leute Brennholz schafften, schlenderte ich, die Büchse in der Hand, ein wenig umher; Guanacos waren in Menge zu sehen, aber es gelang mir nur, ein einziges zu verwunden, das auf drei Beinen davonlief. Spuren von einem Puma, in der Gestalt von Aas, waren ebenfalls vorhanden, aber Leo selbst hatte sich versteckt. So kehrte ich denn mit leeren Händen zu dem Feuer zurück, wo ich ein erfreuliches Abendessen von wilder Ente und Guanaco-Fleisch eben fertig fand. Es war schöner Mondschein und die Luft gerade kalt genug, um eine stärkende und aufheiternde Wirkung auszuüben; Einige von uns blieben daher, rauchend und ihre Heldenthaten zum Besten gebend, sitzen, bis die Stunden mit kleinen Zahlen ka-

men. Die Erzählungen betrafen hauptsächlich in den Pampas erlebte Abenteuer. José erzählte, wie er und sein Kamerad einmal mitten im Winter, wo tiefer Schnee lag, bei der Verfolgung einer Anzahl Flüchtlinge in ein Thal ritten, wohin zahllose Guanacos vor dem Sturme auf den Höhen ihre Zuflucht genommen hatten, die Thiere standen gedrängt beisammen und waren vor Kälte zu erstarrt, als daß sie auch nur den Versuch gemacht hätten, zu entrinnen; sie wurden daher abgeschlachtet wie Ochsen in dem Schlachthause. Bei einer andern Jagd holte das Streifcorps die Deserteure ein, während sie in dem Toldo eines Indianers hausten; es gab einen Kampf, der mit dem Tode eines der Verfolger endete; der Deserteur, der ihn erschoß, wurde mit der Pistole erschossen, und J'aria und José schafften die Leiche ihres Kameraden zu Pferde nach der sechzig Meilen entfernten Ansiedelung; sie ritten, ohne Halt zu machen, die ganze Nacht hindurch und hatten am nächsten Morgen ihre gräßliche Reise vollendet. J'aria erzählte, wie sie einmal in der Magalhães-Straße in einer Barkasse zwischen das Eis getrieben und nach der Tierra del Fuego hinübergeführt worden seien, wo sie Felsen fanden, die so magnetisch waren, daß eiserne Nägel daran hängen blieben. Er unterhielt uns ferner mit einer kurzen Darstellung seiner häuslichen Verhältnisse, wie er, als sein voriges Weib gestorben sei, eine Chilotin geheirathet, damit seine Kinder eine Mutter und er ein Weib habe; er nannte sie daher im Gespräch auch immer „Madre Muger" — Weib-Mutter.

Am nächsten Morgen brachen wir frühzeitig auf, durchritten einige unebene Pampas, wo dann und wann ein Hügel stand, und kamen an den Abhang, der in das Thal des Rio Gallegos hinabführt. Ein oder zwei Wettrennen nach Füchsen, die gewöhnlich in sehr kurzer Zeit ihren Tod fanden, und ein Kampf mit einem Pumaweibchen, das Einer der Leute durch einen prächtigen Revolverschuß durch den Kopf erlegte, brachten in unsern Marsch einige Abwechselung. Am Rio Gallegos fesselte die sehr merkwürdige Terrassenbildung, die ich später in größerem oder kleinerem Maßstabe auch bei anderen patagonischen Flüssen beobachtete, meine Aufmerksamkeit zum ersten Male. Nach Westen stand, einige Meilen entfernt, ein hoher Hügel, anscheinend von Basalt, dessen viereckiger Gipfel mit scheinbar regelmäßigen Mauern und Thürmen von ferne genau wie eine umfangreiche Festung aussah; er diente als Zeichen, um den Durchbruch in der Barranca zu finden, der eine natürliche Straße bildete, auf welcher wir die erste oder obere, anderthalb Meilen breite Terrasse

erreichten. Von dieser führte ein Abfall oder abgeböschter Hang von fünfzig Fuß und noch darüber auf eine zweite Terrasse oder Ebene von gleicher Ausdehnung hinab. Sie endete in einem zweiten Abfall, an dessen Fuße das Bett des Flusses lag. In den Sommermonaten läßt, glaube ich, der Fluß an vielen Stellen sich durchwaten; als wir ihn überschritten, reichte jedoch das Wasser ungefähr bis dahin, wo, wenn man in einem englischen Sattel reitet, die Klappen der Satteltaschen sind. Nachdem wir über die Furth hinüber waren, wurde Halt gemacht, um eine Pfeife zu rauchen. Während wir dies thaten, beobachteten wir die kreisförmigen Schwingungen eines gewaltig großen Geiers von der Condor-Art; er schwebte eine Zeit lang und ließ sich endlich dreist auf einer etwa hundert Meter entfernten Felsenspitze nieder; der Soldat, dessen Carabiner immer fertig war, schoß daher nach ihm, traf ihn aber nicht, zum großen Kummer Gallegos', der fest behauptete, das Herz des Geiers sei ein gutes Mittel für gewisse Krankheiten. Dann saßen wir auf, ritten etwa eine Meile weit und machten, da J'aria behauptete, daß einige Stunden weiter hin das Wasser selten sei, für die Nacht an einer Quelle Halt, die aus einer in dem Abhange zwischen der oberen und unteren Terrasse befindlichen Ravine sich ergoß, wo es gute Weide gab. Als das Bivouak hergerichtet war, gingen José und ich fort, um zu versuchen, ob wir vielleicht ein Guanaco schießen könnten; die Ebene war jedoch zu frei; wir zündeten daher einen Haufen dürres Gras an, um etwa in der Nähe sich aufhaltende Indianer herbeizulocken, und begingen dann die große Thorheit, im Flusse ein Bad zu nehmen. Das Wasser war durchdringend kalt, und die schlimmen Folgen dieses unzeitigen Genusses haben wir noch lange darnach gefühlt. Der Soldat war mitlerweile fort; er jagte zu Pferde einer großen Heerde nach, kehrte aber um die Abenddämmerung mit leeren Händen zurück. Am nächsten Morgen brachen wir gegen neun Uhr auf; wir wurden, wie gewöhnlich, so lange durch die Pferde aufgehalten, die fortgelaufen waren und in einiger Entfernung umherschweiften. Wir ritten den Abhang hinauf und etwa eine Stunde weit über die höhere Terrasse, eine kahle, traurige Einöde, bis wir an eine Lagune kamen, die mit Hochlandsgänsen bedeckt war und gerade unter dem lag, was man als die Barranca der Ober-Pampa bezeichnen kann. Hier machten wir Halt, um eine Pfeife zu rauchen und uns zu erwärmen, weil wir die Wirkungen des durchdringend kalten Windes spürten, die wir wieder vertreiben wollten. Wir waren eben im Begriff,

unsere Reise fortzusetzen und den steilen Abhang nach den oberen Ebenen hinaufzureiten, als zur Erwiederung des Signalfeuers, das wir hinter uns gelassen hatten, in nordöstlicher Richtung große Rauchsäulen zum Himmel emporstiegen. Wir zogen weiter, und als wir ganz oben auf der Höhe anlangten, schauten wir uns begierig nach dem Feuer um; aber es war Nichts zu sehen. Die vor uns liegenden Ebenen waren dem Anschein nach ohne alles Leben, hier und da ein verirrtes Guanaco ausgenommen. Da zündete J'aria einen in der Nähe stehenden Busch an, wodurch dichte Wolken schwarzen Rauches entstanden; dies wurde in einigen Minuten in derselben Richtung erwiedert, in welcher der schon vorher beobachtete Rauch sich zeigte. Endlich erspähten wir einen Reiter, der auf uns zu galoppirte; es war ein Indianer, Namens Sam, Sohn des Häuptlings Casimiro, der in den Missionsberichten erwähnt wird. Nachdem er kurze Zeit mit J'aria und Gallegos sich unterhalten hatte, wandte er sich zu mir und sagte in englischer Sprache: „Wie geht es Ihnen? Ich spreche nur wenig Englisch;" er hatte es während eines Besuches auf den Falklands-Inseln gelernt, wo er auch seinen Spitznamen Sam Slick erhielt. Dann galoppirte er in voller Eile davon und brachte seine Gefährten herbei, die sich in einer in der Nähe befindlichen Vertiefung verborgen gehalten hatten, damit wir sie nicht sehen sollten. Die ganze Gesellschaft bestand aus zwei Männern, einem Knaben und zwei Frauen; sie waren alle beritten und hatten, wie es schien, eben aufgehört zu jagen, da sie eine Masse frisches Guanacofleisch bei sich hatten. Wir hielten an einem Busche und hatten in einigen Minuten ein Feuer angemacht. Da die Pfeife herumgereicht wurde, so hatte ich Gelegenheit, die Indianer genau zu beobachten. Die Männer waren schöne muskelstarke Exemplare. Der Eine, den sie Henrique nannten, war ein Fuegier (oder Feuerländer); er war, glaube ich, früher Kriegsgefangener gewesen, jetzt aber Doctor oder Hexenmeister. Er reiste mit dieser Gesellschaft von dem übrigen Theile des Stammes getrennt, weil einiger Verdacht auf ihm ruhte, daß er Schuld an dem Tode eines Häuptlings sei. Einer der Männer, länger als die Uebrigen, war ein Tehuelche. Der Knabe sah geweckt aus und hatte Verstand, und es zeigte sich später, daß Don Luiz Buena ihn eine Zeit lang bei sich gehabt und sich vergebens bemüht hatte, ihm die spanische Sprache beizubringen. Sie waren sehr herzlich, und besonders drangen sie mir mehr Fleisch auf, als ich fortbringen konnte; doch zeigte sich in ihrem Benehmen ein gewisser

Zwang, wahrscheinlich weil sie sich bewußt waren, daß sie mit den Deserteuren in Verkehr gestanden hatten; J'aria rieth ihnen, sie sollten, wenn sie dieselben etwa träfen, sie in die andere Welt befördern. Die Frauen trugen Flaschen voll Wasser bei sich, das sie uns bereitwillig gaben; es erquickte uns sehr und brachte uns wieder zu Kräften, denn wir waren Alle vor Durst fast verschmachtet.

Gallegos fragte Sam, ob er uns nach Santa Cruz führen wolle, da J'aria den Weg nicht ganz sicher wisse. Die von den Guanacos gemachten Bahnen werden fast von Jedermann, die Indianer ausgenommen, leicht mit dem Pfade der „Chinas" oder aus Frauen und beladenen Pferden bestehenden Caravanen verwechselt; nimmt man dazu noch auf den Pampas den Mangel an Merkmalen, nach welchen man einen Ort wieder auffinden könnte, und die in Verwirrung bringende Reihenfolge von Hügeln, die genau einer wie der andere aussehen, so ist es nur zu leicht, die Richtung zu verlieren. So waren zum Beispiel von den zehn Deserteuren, die das Streifcorps suchte, sechs verschwunden, ohne daß man je wieder Etwas von ihnen gehört hat. Unser Führer J'aria selbst verlor, als er von Santa Cruz nach der Colonie reiste, den Weg und würde sicher verhungert sein, hätte ihn nicht glücklicherweise eine Horde Indianer getroffen. Nachdem Sam sich bereit erklärt hatte, mit uns zu gehen, nahmen wir von den Indianern Abschied; für ihre Geschenke an Fleisch erhielten sie als Gegengeschenk ein wenig Tabak und ritten ab. Plötzlich sprang ein Fuchs aus einem nahen Busche auf. Als der Soldat ihm nachsetzte, schrie Sam: „Halt, ich will es Ihnen zeigen," gab zu gleicher Zeit seinem Pferde die Sporen, schnitt Reinecken ab, griff an den Leibgürtel, zog seine Bolas heraus, schwang sie zweimal um den Kopf herum, und in der andern Minute lag der Fuchs da und war todt; wo die Metallkugel ihn getroffen hatte, waren ihm die Rippen vollständig eingeschlagen. Unter der Leitung unsers neuen Führers, der mit mir voranritt, zogen wir quer über eine Reihe hoher kahler Ebenen, die sich häufig zu unregelmäßigen Vertiefungen senkten, welche keine Bäche und Flüsse, aber gewöhnlich Lagunen mit Salz- oder Brackwasser enthielten, bis wir gegen vier Uhr Nachmittags uns in das Thal des Rio Cuheyli oder des Flusses hinabbegaben, der in der Coy-Einfahrt ausmündet. Die Terrassenbildung tritt hier, wenn sie auch bemerkbar ist, doch nicht so entschieden auf. Eine Zeit lang ritten wir in regelrechtem Marsch dem Pfade nach; als aber ein Strauß beinahe unter den Füßen unserer

Pferde aufsprang und über einen marschigen Sumpf entrann, wo die Pferde ihm nicht folgen konnten, erwachte Sam's leidenschaftliche Neigung zur Jagd, und er machte mir, dem Soldaten und José den Vorschlag, den Pfad — der, wie er mit nachdrucksvoller Verachtung sagte, gut für Frauen, aber nicht für Männer sei — zu verlassen und die Barranca hinaufzureiten, um ihn mit den Bolas einen Strauß fangen zu sehen. Als wir daher die Pampa wieder erreicht hatten, stellten wir uns, ungefähr zweihundert Meter von einander, in Linie auf, um einen gewissen Flächenraum abzutreiben, und zwar nach einem Punkte hinab, wo ein sanfter Abhang nach dem Thale sich befand, so daß wir den vorrückenden Zug der Uebrigen wieder trafen. Außer einem einzigen Strauß, der in großer Eile an einem andern Punkte nach dem Thale hin verschwand, und einem Paar Tauben, die mich sehr interessirten, sahen wir Nichts; wir kehrten daher auf den Pfad zurück und eilten, da die Nacht hereinbrach, vorwärts, weil wir gern noch die Furth des Flusses überschreiten und auf der andern Seite uns lagern wollten. Um sieben Uhr waren wir an einer aus der Barranca entspringenden köstlichen Quelle angelangt, wo es Brennholz in Ueberfluß gab; Gallegos ließ daher Halt machen, obgleich Sam noch weiter zu ziehen wünschte, indem er bemerkte, der Mond scheine so hell, daß es „gerade wie am Tage" sei. Wir bereiteten uns ein gutes Abendessen von Guanacofleisch, was, da wir vorher immer nur Charqui hatten, eine angenehme Veränderung war, und schlugen dann unser Nachtlager auf. Das Thal des Cuheyli deutet die Terrassenbildung schwach an, wenn es auch nicht so deutlich ausgeprägte Terrassen darstellt, wie jene sind, die am Gallegos-Flusse sich hinziehen; aber die unterste oder Fluß-Ebene, die in der Umgebung der Furth beinahe zwei Stunden breit ist, zeigt den Charakter größerer Fruchtbarkeit: das Weidefutter steht üppig und ist gut. Von den Quellen schmeckten eine oder zwei — besonders diejenige, aus der wir gegen den Rath und das Beispiel unsers Führers tranken — stark nach Eisen, was zur Folge hatte, daß die ganze Gesellschaft an innerer Zerrüttung litt, und Sam behauptete, daß in der Nähe unsers Lagers eine Schicht der schwarzen Erde liege, mit welcher die Indianer sich den Leib bemalen. Nach einer Nacht mit starkem Frost brachen wir früh auf und kamen bald an die Furth. Unser Führer war verschwunden; aber während wir die Ballen in Ordnung brachten, sahen wir nach Osten eine Masse schwarzen Rauch aufsteigen; Sam hatte durch denselben seinen Landsleuten ein Signal

gegeben und schloß sich uns auf dem Marsche über die ein wenig ansteigende Ebene wieder an. Da bemerkten wir, daß zahlreiche Indianer in der Richtung auf uns zu galoppirt kamen und an verschiedenen Stellen den Fluß überschritten, wie J'aria sagte, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob Furthen vorhanden waren oder nicht. Wir machten Halt und wurden bald von ungefähr vierzig oder noch mehr Indianern umringt; die meisten ritten brauchbar aussehende Pferde ohne Sattel. Da sie sich sehr freundlich zeigten, gab Gallegos ihnen etwas Zwieback und Charqui. Ihre Häuptlinge — der Obercacique war ein Neffe Casimiro's — stellten sie in leidlich guter Ordnung in einen Halbkreis auf, um das Geschenk in Empfang zu nehmen. Es waren unter ihnen ohne Zweifel einige sehr lange Männer, aber was mir besonders auffiel, war die prächtige Entwickelung ihrer Brust und Arme. Obgleich ein sehr schneidender Wind ging, hatten doch Viele von ihnen in gleichgültiger Weise die Mäntel zurückgeworfen, die nackte Brust der Luft aussetzend, und fühlten sich, wie es schien, durch die Kälte nicht im mindesten belästigt. Sie erkannten mich sofort für einen Engländer an, kamen aber heran und betrachteten mich genau und baten unter lautem Gelächter, wobei sie eine regelmäßige Reihe wunderbar reinlicher Zähne zeigten, um Tabak. Daß ich ihre zudringliche Bitte erfüllte, darüber wurde Sam sehr neidisch; er quälte mich eine Zeit lang immer mit Bemerkungen wie: „Mich sehr friert, keinen Poncho bekommen;" „Mich kein Messer bekommen, mich keinen „Pellon" (Satteldecke) bekommen," bis er sah, daß sein Betteln nichts half, und in düsteres Schweigen verfiel. Ein Zug aus der Pfeife brachte ihn jedoch in seine gewöhnliche heitere Stimmung zurück, und während wir dahingaloppirten, sang er ein indianisches Lied, das aus den in verschiedenen Tonarten vorgetragenen Worten „Ah dsche leh loo, Ah dsche leh loo" bestand.

Nachdem wir einige Stunden weit in einer etwas freieren, aber noch immer wellenförmigen Gegend geritten waren, trat in den Pampas eine Unterbrechung ein. Hügel mit unregelmäßigen und malerischen Umrissen, mit labyrinthischen Thälern oder Ravinen, die nicht in paralleler Ordnung liefen, sondern mit einander in Verbindung standen, nahmen ein weites Gebiet ein, und wenn auch das Reisen hier bedeutend schwieriger war, so gewährte doch der Anblick der Natur, nachdem wir bisher immer nur einförmige kahle Ebenen gesehen, eine angenehme Abwechselung.

Wir hielten in einem indianischen Lager, das unten an einem spitzen Hügel, Namens „Otiti", in einem Thale lag, wo es Lachen mit süßem und salzigem Wasser ganz nahe bei einander gab. Zwischen den Weihrauch- und Dornbüschen, die in diesen Gegenden hier und da vereinzelt stehen, ritten wir heute noch an einem andern Strauche vorüber; er hat eine dicke rauhe Rinde, die sich leicht ablöst, worauf eine lange rattenschwanzähnliche Ruthe übrig bleibt. Vom Rio Gallegos an hatte der Boden im Allgemeinen eine gelbere Farbe angenommen, als auf der Südseite jenes Flusses; doch fand sich in den Thälern und Vertiefungen in der Regel dunkle Torferde, und die Oberfläche der Pampas hatte ein öderes Ansehen bekommen, indem sie mit kleinen Kieseln bestreut und mit Büschen — gewöhnlich von dorniger Art — bestanden war. Runde Klumpen stachliger Disteln, die, wenn man ein angezündetes Streichhölzchen daran hält, wie Zunder brennen — und einige vereinzelte Büschel verwelkten Grases machten die ausgehungerten kahlen Wüsten, über die der Wind mit schneidender Heftigkeit blies, nur noch öder; dennoch sind sie die Heimath großer Heerden Guanacos, vieler Strauße, Pumas und Armadille, wenn auch die letzteren in dieser Zeit behaglich ihren Winterschlaf hielten.

Am nächsten Morgen waren keine Pferde zu sehen, und da es zehn Uhr wurde, ohne daß sich eine Spur von ihnen zeigte, so fingen wir Alle an, Verdacht auf die Indianer zu werfen. Sam machte, ohne dazu veranlaßt zu werden, die Bemerkung, daß, wenn sie (die Indianer) uns einen solchen Streich gespielt hätten, er am folgenden Abend hingehen und mit allen ihren Thieren aufräumen werde. Glücklicherweise brauchte er diese Drohung nicht auszuführen, denn es stellte sich heraus, daß die Pferde sich nur in ein anderes Thal verlaufen hatten. Da wir uns jetzt Santa Cruz näherten, das die letzten Indianer eben verließen, weil sie mit ihren Handelsgeschäften fertig waren und den ganzen Grog weggetrunken hatten, sahen wir viele Rauchsäulen, die von ihren Jagdpartieen herrührten. Nachdem wir über das zerrissene Terrain hinweg waren und die hohe Pampa erreicht hatten, ritten Sam und ich voraus und vertrieben uns die Zeit mit fruchtloser Jagd auf Guanacos oder Strauße; Sam konnte mit seiner Gewandtheit im Bolaswerfen Nichts ausrichten, weil er auf einem Pferde saß, das zur Expedition gehörte und nicht daran gewöhnt war. Wir zogen wieder an vielen Salz-Lagunen vorüber und kamen gegen Abend an einen Abhang; er war drei- bis vier-

hundert Fuß lang und führte in ein Thal, in dem sich eine große Salina befand; hier hielten wir und machten unser Feuer neben einer Quelle an, in deren Nähe, wie Sam mir mittheilte, die Gräber zweier Indianer lagen; er gedachte derselben mit größter Hochachtung und mit ehrfurchtsvoller tiefer Stimme.

Unser Signalrauch, der ebensowohl die Indianer anlocken als Gallegos und J'aria die Richtung unsers Weges angeben sollte, wurde bald von den gegenüberstehenden Hügeln auf der Nordseite des Thales aus erwiedert, und kurz darauf kam ein Zug berittener Frauen und Kinder den vor uns liegenden Abhang herab und bewegte sich auf unser Feuer zu, wo, wie Sam mir sagte, ihr beabsichtigter Lagerplatz war. Wir zogen ihnen entgegen, und Sam führte die Unterhaltung in ihrer Sprache; er verdolmetschte mir, daß sie vor zwei Tagen von Santa Cruz fortgegangen seien, und daß Don Luiz Piedra Buena seine Besitzung auf der Insel verlassen habe, um in seinem Schooner nach Buenos Ayres zu fahren, während die nördlich von Santa Cruz gelagerten nördlichen Indianer, mit welchen ich weiter nach dem Rio Negro zu reisen hoffte, bis zum nächsten Frühling nicht zu marschiren gedächten. Als wir jene Damen, unter welchen sich ein junges und zwar ziemlich hübsches Mädchen befand, verließen, hob ich zum Gruß die Mütze in die Höhe; da brach die ganze Gruppe in lautes Lachen aus und schrie: „Engländer, Engländer!“ Mitten unter diesem Geschrei ritten wir ab, um uns den übrigen Mitgliedern unserer Reisegesellschaft, die absichtlich von dem geraden Wege abgewichen waren und eben das Thal in östlicher Richtung überschritten, wieder anzuschließen. Sam bot Alles auf, um Gallegos zu bewegen, am indianischen Lager anzuhalten, aber der Letztere war klug genug und entschloß sich, ungefähr eine Stunde weiter zu ziehen; denn er wußte, daß, wenn er hier Halt machte, der Vorrath an Proviant bedeutend angegriffen wurde, und dies zu vermeiden, war im Hinblick auf die Rückreise, bei welcher die Gesellschaft vielleicht sich noch vermehrt hatte, wünschenswerth. Wir verließen demnach das geschützte Thal und lagerten uns auf dem Plateau an einer dem Winde ausgesetzten Stelle in der Nähe einer Lagune, deren Eis wir durchbrechen mußten, um uns Wasser zu verschaffen. Es war eine schneidende Kälte, und das Zelt gewährte nur theilweisen Schutz gegen den scharfen Wind; die ökonomische Vorsicht unsers Anführers hatte daher zur Folge, daß die ganze Gesellschaft die kälteste Nacht verbrachte, die wir bis jetzt erlebt hatten.

Während des Abends besuchten uns mehrere Indianer und brachten Strauß- und Guanacofleisch als Geschenke. Der Soldat gab mir ein Stück von dem Magen des Straußes (der als Leckerbissen gilt); er hatte ihn auf der Spitze seines Ladestocks gekocht; aber ich muß gestehen, ich fand im Augenblick nichts Besonderes daran, wiewohl ich späterhin auf meiner Reise an dieser und anderen sonderbaren Delicatessen Geschmack finden lernte. Unter den Indianern, die uns diesen Abend Gesellschaft leisteten, war „Pedro el Platero", der in Mr. Gardener's Missionsbuche erwähnt wird; auch eine alte Squaw befand sich unter ihnen, die sich des Namens „La Reina Victoria" (die Königin Victoria) erfreute, und die zu vielen Neckereien Veranlassung gab, indem meine chilischen Freunde behaupteten, ich müsse die Königin der Pampas in gebührender Form begrüßen; nachdem sie jedoch eine Ladung in ihre Pfeife und etwas Feuer dazu — das war Alles, was sie verlangte — bekommen hatte, war sie bald in der Dunkelheit verschwunden. Am nächsten Morgen früh verließen wir das Lager gern, da die Kälte unvermindert fortdauerte; der Wind blies uns gewaltig in's Gesicht und war, obgleich er von Norden kam, so schneidend, daß Sam und ich immer fortgaloppirten und von Zeit zu Zeit Feuer anmachten.

So ritten wir vorwärts über einen Landstrich, der an Verödung alle Districte übertraf, die wir bis jetzt durchreist hatten. So weit das Auge reichte, erstreckte sich eine ebene Wüste, die nicht einmal durch eine Anhöhe oder Vertiefung gemildert wurde; der Anblick der niedrigen verwelkten Sträucher, des groben verdorrten Grases und der hier und da liegenden Flecke kieselbestreuten Landes, der dreißig Meilen weit das Auge mit traurigem Einerlei ermüdete, erzeugte ein außerordentliches Gefühl banger Niedergeschlagenheit, das später sich noch einmal einstellte, als ich durch die Travisia reiste, die sich am Rio Negro hinzieht und dem hier besprochenen Districte, wenn auch in kleinerem Maaßstabe, gleicht. Hier und da sich findende gefrorene Lagunen, ohne Zweifel durch Regen gespeist, lassen diese pfadlose Wildniß nur noch öder erscheinen. Daß Sam anhielt und bemerkte, er sei durchaus nicht sicher, daß er sich nicht verirrt habe, machte die Lage nicht besser. Die einzige Veränderung bot ein unglücklicher Fuchs, den wir so lange jagten, bis er auf das Eis einer Lagune, wie er glaubte, entrann, aber die verrätherische Oberfläche gab nach und der arme Reinecke sank, nach wackerem Kampfe, so tief, daß er mit dem Lazo nicht zu erreichen war. Endlich, gegen

zwei Uhr, hörte die Wüste mit einer Klippe auf, die aus dem zu unseren Füßen liegenden Thale emporstieg, und wir blickten auf den sich schlängelnden Fluß der Santa Cruz hinab.

Wir warteten, bis die Uebrigen nachkamen, und ritten dann durch eine Bergschlucht in das Thal hinunter. Nachdem wir uns hier durch einen Trunk Wasser erquickt hatten, schlugen wir einen Pfad ein, der stromabwärts dem Flusse folgte. Bei der Aussicht auf ein baldiges und glückliches Ende unserer Reise waren wir Alle wohlgemuth, und J'aria wurde fortwährend gefragt, wie weit es bis zur Ansiedelung noch sei. Seine Antwort lautete unveränderlich: „Eine Stunde," und wir ritten dahin, immer vergeblich erwartend, jeden Augenblick den Ort zu sehen; der Weg ging um unzählige Vorgebirge oder Spitzen herum, wo die Barranca in das Thal vorrückte. Jede dieser vorspringenden Klippen, die wie Vorposten der Pampas dastanden, sollte nach J'aria's Behauptung eine nach der andern die letzte sein, während Sam die ganze Zeit ein würdevolles Schweigen beobachtete, bis wir endlich um 7 Uhr 30 Minuten, wo wir fast verzweifelt waren, daß wir überhaupt jemals anlangen würden, an die der Insel, auf welcher sich die Ansiedelung befindet, gegenüberliegende Furth kamen und Hundegebell unsere Ohren begrüßte. Nachdem Sam gerufen hatte, kam die Antwort zurück, daß, wenn wir diese Nacht hinübergehen wollten, wir uns beeilen müßten, da die Fluth schon eingetreten sei. Wir ritten daher weiter, um sofort überzusetzen, und kamen mit genauer Noth davon, ohne daß unsere Pferde schwimmen mußten, was bei einer kalten, frostigen Nacht durchaus nichts Angenehmes gewesen wäre.

Meine Vorstellungen von dem Zustande und Umfange der Ansiedelung — und ich muß gestehen, meine Träume von einem „Aufheiterer" und sogar von Wein, der meinen durchkälteten Leib etwas erwärmen sollte — wurden leider durch die Wirklichkeit zerstört; die gedeihende, wenn auch kleine Stadt, die ich mir in der Phantasie geträumt hatte, wurde durch ein einziges Haus vertreten, und der Wein und Branntwein war aller verbraucht worden. Dies wurde jedoch dadurch, daß ich in Mr. Clarke — oder, wie die Indianer ihn nannten, „Clakalaka" — einen alten Bekannten entdeckte, den ich vor einigen Jahren auf den Falklands-Inseln kennen gelernt hatte, vollständig ersetzt. Man stelle sich seine Ueberraschung vor, als plötzlich ein Mann erschien, von dem er dachte, er wäre weit entfernt. Zu meiner

großen Freude fand aber der Ausflug, den ich mir vorgenommen, seinen vollkommenen Beifall. Sein herzliches Willkommen und sein heißer Kaffee heiterten uns bald auf, und als wir uns erwärmt und ausgeruht hatten, besprachen wir meine Pläne. Es zeigte sich, daß die Indianer in Bezug auf Don Luiz Buena's Reise und die Absichten der nördlichen Tehuelchen uns nicht falsch berichtet hatten; aber Mr. Clarke glaubte, daß der Schooner noch in der Mündung des Flusses liege und auf offenen Wind warte, und übernahm es, einen Boten abzusenden, der mit Don Luiz sprechen sollte. Mein Zweck war, die Erlaubniß zu erlangen, in der Ansiedelung mich aufhalten zu dürfen, bis der Schooner zurückkehrte, damit ich mich dann mit Vorräthen versehen konnte, die ich zu Geschenken für die Tehuelchen brauchte. Nach einem angenehmen Geplauder legte ich mich auf eine, auf dem Fußboden gemachte Streu zur Ruhe, ganz zufrieden damit, daß ich den ersten Theil meines Planes ausgeführt hatte, und das glückliche Gelingen des Ausflugs nach Santa Cruz als gutes Zeichen für den noch übrigen Theil der Reise nehmend.

Zweites Kapitel.

Santa Cruz.

Vorstellung bei den Häuptlingen. — Orkeke. — Chilische Deserteure. — Die Ansiedelung. — Die Insel Pabon. — Von der Natur gebotene Vortheile. — Die Missionsstation. — Mr. Clarke. — Unser Zirkel auf Pabon. — Expedition nach dem See Viedma. — Winterbeschäftigungen. — Arbeit und Spiel — Casimiro's Abenteuer. — Sein Charakter. — Ein Jagdausflug im Winter. — Ein Schneesturm auf der Pampa. — Das Santa-Cruz-Thal. — Den Fluß hinauf. — Die nördlichen Hügel. — Pumas. — Teufelsaugen. — Eine Jagd zu Fuße. — Starke Kälte. — Die Deserteure kommen wieder. — Reise nach dem indianischen Lager. — Erste Nacht in einem Toldo. — Ein Pferd im Schlepptau. — Abschied von Santa Cruz.

Das Erste, was wir am nächsten Tage thaten, war die Absendung eines Boten mit dem Auftrage, den Schooner anzureden, wenn er etwa noch in der Mündung des Flusses sich aufhalten sollte. Meine chilischen Freunde hatten einige der Deserteure gefunden; der Mayor Domo hatte dieselben zur Arbeit angenommen und später auf Ansuchen eines Gerichtsdieners, der von Punta Arena aus im Schooner herumgeschickt wurde, um Don Luiz zu bitten, bei ihrer Verhaftung behülflich zu sein, in enger Gefangenschaft festgehalten. Gegen Mittag kam Casimiro, angeblicher Häuptling der Tehuelchen und Sam Slick's Vater, von einer Jagdpartie hereingeritten; er saß auf einem schlanken, wohlgestalteten Pferde und hatte ein Guanaco auf dem Sattel. Ich wurde mit der üblichen Förmlichkeit vorgestellt, und mein Plan und Zweck wurde ihm ausführlich dargelegt. Bald darauf kam auch Orkeke, der Cacique der Horde nördlicher Tehuelchen, die am Rio Chico sich gelagert hatte. Wenn ich auf ihrer Reise sie begleiten wollte, mußte ich nothwendig seine Zustimmung

haben, und durch Casimiro's Vermittelung als Dolmetscher, da der Häuptling nur wenig Spanisch sprach, wurde mein Gesuch vorgetragen. Er bestätigte Mr. Clarke's Aussage, daß seine Leute in ihrem gegenwärtigen Lager zu überwintern und dann nordwärts weiter zu ziehen gedächten, schien aber durchaus nicht geneigt zu sein, die Vermehrung seiner Horde um einen Engländer willkommen zu heißen, denn er machte eine Menge Einwendungen, die Straße sei schwer zu passiren, die Reise dauere lange, sie hätten möglicherweise Kämpfe zu bestehen u. s. w., u. s. w. Ich hoffte jedoch, daß während der Zeit, die sie noch zu bleiben gezwungen waren, Gelegenheit sich bieten werde, besser mit ihm bekannt zu werden und seine Zustimmung zu erlangen. Ich war ganz erstaunt über das ernste und würdevolle Benehmen des alten Häuptlings. Daß der volle sechs Fuß hohe Mann, mit wohlproportionirtem, musculösem Körper sein sechzigstes Jahr überschritten habe, hätte kein Mensch vermuthet, und mochte er sich auf das ungesattelte Roß schwingen oder auf der Jagd voranreiten, er zeigte eine Behendigkeit und Ausdauer, in der er sich mit allen jüngeren Leuten messen konnte. Sein dichtes schwarzes Haar war unbedeutend grau gestreift, und die glänzenden, geistvollen Augen, die Adlernase und die dünnen festen Lippen entsprachen keineswegs der volksthümlichen Vorstellung von patagonischen Gesichtszügen. Die zurücktretende Stirn schwächte den Ausdruck seines Gesichtes etwas, doch war dasselbe ernst und gedankenvoll und zu Zeiten auffallend verständig. Später, wo ich Monate lang mit ihm zusammen war, hatte ich reiche Gelegenheit, seine Geisteskräfte kennen zu lernen; sie waren groß und äußerten sich oft in kräftigen und ergötzlichen Sprüchen. Obgleich er einen ganz besonders netten Anzug trug und seine Kleider reinlich hielt, so war er doch, wie alle Indianer, mit Ungeziefer geplagt. Einmal weckte er mich in der Nacht auf, um mit ihm eine Pfeife Tabak zu rauchen; nachdem er eine Zeit lang, dem Anschein nach in tiefes Nachdenken verloren, da gesessen hatte, bemerkte er: „Musters, die Läuse schlafen nie!" Zuweilen, aber selten, trank er sich einen Rausch, zankte jedoch nie, und es war eine selbstverständliche Sache, daß bei einem allgemeinen Trinkgelage entweder er oder sein Bruder Tankelow nüchtern blieb, um ihre Familien zu schützen. Er selbst war kinderlos und hatte einen kleinen Dachshund Namens Ako adoptirt, der die Stelle und Ehrenbezeigungen eines einzigen Kindes genoß; aber er zeigte große Liebe zu seinen Neffen und Nichten, und auf dem Marsche oder nach

der Rückkehr von der Jagd konnte man oft das eine oder andere dieser Kinder in seinen Armen sehen. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft machte es mir immer das größte Vergnügen, wenn er, wie es oft geschah, sich unserm kleinen Kreise anschloß und in der Gesellschaft seines alten Freundes, Mr. Clarke, sein gesetztes Wesen aufgab und in einer Weise lachte und schwatzte, wie man es in dem gewöhnlich ernsthaften Häuptlinge gar nicht gesucht hätte. Er war zwar eifersüchtig und mißtrauisch, auch ein wenig geizig; er sah es lieber, wenn die große Anzahl Pferde, Zeug und Waffen, die er hatte, sich noch vermehrte, als wenn sie sich verminderte; aber von der Zeit an, wo ich sein Gast wurde, war sein Betragen gegen mich untadelhaft.

Am Abend kehrte der Bote zurück; er hatte natürlich seine Aufträge vollkommen falsch verstanden und Don Luiz mitgetheilt, daß der Engländer in dem Schooner nach Buenos Ayres zu fahren wünsche; es kam daher am Morgen mit der Fluthgezeit ein Boot, um mich abzuholen. Mr. Clarke war so gefällig und übernahm es, selbst hinzugehen und die Sache in's Reine zu bringen; er kehrte mit dem freundlichen Bescheid zurück, daß Don Luiz mir Quartier und jede Gastfreundschaft anbiete, wenn ich die nächsten zwei Monate, an deren Ende man die Rückkehr des Schooners erwarten könne, in der Ansiedelung bleiben wolle. Lieutenant Gallegos bat mich dringend, ihn wieder nach Punta Arena zu begleiten; er malte die Langeweile und Unbehaglichkeit eines Winters in Santa Cruz in starken Farben aus. Es war jedoch klar, daß ich mich dadurch um die Gelegenheit, mit Orkeke noch näher bekannt zu werden und sein Vertrauen zu gewinnen, und mit ihr um die Aussicht, das Land zu durchreisen, gebracht hätte. Gallegos glaubte, dieser Plan sei mit der größten Gefahr und mit fast gewissem Untergang verbunden; da ich aber unerschütterlich war, so nahmen wir liebevollen Abschied von einander. Er und sein ganzes Corps hatten mich, der ich doch ganz fremd war, mit der größten Freundlichkeit behandelt, und ich sagte ihnen Adieu als echten Kameraden. Sie traten ihre Rückreise an und nahmen die vier Gefangenen mit; die Letztern werden jedoch in diesem Buche noch einmal auftreten. Die Leute hatten viele Beschwerden ausgestanden, um die Freiheit zu erlangen, die, wie es schien, ihnen jetzt wieder entzogen war. Drei von ihnen hatten sich ein Pferd zu verschaffen gewußt und, abwechselnd gehend und reitend, ihren Weg zu den Indianern gefunden. Zwei von ihnen, Olate und

Rosa, der Letztere, obgleich ein reiner Knabe, mit einem durch und durch bösen und mörderischen Gesicht, waren unverbesserlich schlecht; aber Meña, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, erregte durch sein hübsches freies Angesicht und reinliches munteres Aeußere Mitgefühl; der Vierte, Arica, hatte, ohne alle Kenntniß des Landes und nur geführt durch einen unbestimmten Begriff von der Existenz der Ansiedelung im Norden, seinen Weg von Punta Arena nach Santa Cruz zu Fuße zurückgelegt. Er war siebenundzwanzig Tage lang der Linie der Meeresküste nachgegangen und hatte in dieser ganzen Zeit nur von Schaalthieren und Seevögeleiern gelebt; er mußte unbeschreibliche Strapazen und Beschwerden ausgestanden haben, und daß er endlich doch wohlbehalten ankam, war ein Wunder geduldiger Ausdauer. Er brachte die Nachricht mit über den Verlust eines Beischiffes des Schooners, einer Barkasse mit Verdeck, in welcher Capitän Warren und drei Mann von Staaten-Land abgesegelt waren, ohne daß man wieder Etwas von ihnen gehört hatte. Ueber das Schicksal dieser Mannschaft war jetzt kaum noch ein Zweifel, da er das schmutzig auf den Strand geworfene Fahrzeug und ein Stück des Groß-Segels gefunden; das letztere hatte er benutzt, um sich mit Kleidern zu versehen.

Der hoffnungsvolle Zögling der Mission, Sam Slick, begleitete das Streifcorps ebenfalls. Vor der Abreise erbot er sich, eine Probe von seiner Erziehung abzulegen, indem er ein Kirchenlied singen wollte, gab aber dabei deutlich zu verstehen, daß Grog eine passende Begleitung sei; da jedoch keiner vorhanden war, so ging uns die Gelegenheit, durch seinen Gesang erbaut zu werden, verloren.

Wir beobachteten den Reiterzug, bis er in der Ferne auf den obern Ebenen verschwand, und kehrten dann nach der Station zurück, wo ich mich niederließ, um die folgenden drei Monate des patagonischen Winters zu verbringen. Die Ansiedelung oder Handelsstation Santa Cruz besteht aus nur drei Häusern; sie liegen auf einer Insel, Namens „Pabon", die auf Fitzroy's Karte als Middle Island, in Islet Reach (der Inselstrecke), bezeichnet ist. Die Besitzung gehört Don Luiz Piedra Buena, kraft einer Schenkung von Seiten der argentinischen Regierung, die ihm auch die Capitänsstelle bei der Flotte übertragen hat, mit der Vollmacht, alle ausländischen Seehundsfänger an der widerrechtlichen Betreibung der werthvollen Seehundsfischerei an der Küste zu verhindern. Die Insel ist ungefähr anderthalb englische Meilen lang und hat eine durchschnittliche Breite



Station auf der Insel Pabon im Rio Santa Cruz.

von etwa 350 Meter. Vom südlichen Ufer aus kann man durch eine Furth zu ihr gelangen, die querüber gegen fünfzig Meter lang ist, aber nur bei niedrigem Wasserstande sich passiren läßt. Der nördliche Kanal ist breiter und tiefer, und wegen der Schnelligkeit der Strömung kann man ihn nicht passiren außer mit einem Boote; dies liegt an einem Tau stets bereit, um handelslustige Indianer überzufahren, und läßt sich auch benutzen, um Holz zur Feuerung herbeizuschaffen, das man auf der Insel nicht bekommen kann. Gegen hundert Meter von der Furth steht das Hauptgebäude, im Wesentlichen aus Backsteinen gebaut und mit Ziegeldach versehen; es enthält drei Zimmer und eine Art Vorhalle zum Schutze eines Neunpfünders, der den Eingang beherrscht. Es ist ferner durch ein Pfahlwerk gedeckt, auf welchem die argentinische Flagge weht, und jenseits desselben befindet sich ein Graben, der durch die Springfluth mit Wasser gefüllt wird. Diese Befestigungswerke haben den Zweck, Schutz zu gewähren, im Fall die Indianer, wenn sie unter dem Einflusse des Rums stehen, unruhig werden. Mr. Clarke erzählte zwar einige sonderbare Auftritte, von welchen er Augenzeuge gewesen war, aber bei seinem vortrefflichen Verhalten war er bis jetzt in keine Gefahr gekommen und durch seine Ehrlichkeit im Geschäftsverkehr mit ihnen hatte er sich ihre Freundschaft gesichert; man hatte einen ordentlichen Tarif mit der Billigkeit entsprechenden Preisen aufgestellt und sich gewissenhaft an denselben gehalten; nach ihm wurde ihr Tauschhandel in Straußfedern und Pelzwerk abgemacht, und wenn sie auch bei ihren Verkäufen viele Umstände machen und oft zwei bis drei Stunden lang um den zu gebenden Preis verhandeln, so wußten sie doch die Ehrlichkeit zu schätzen, mit welcher sie behandelt wurden. Ein zweites Haus lag gegen fünfzig Meter vom Hauptgebäude entfernt und führte, weil es in der Regel als Niederlage benutzt wurde, den Namen Almacen (oder Magazin); da es jetzt leer war, diente das eine Zimmer für einige der Leute als Schlafstelle, und das andere war Casimiro und seiner Familie zur Wohnung überlassen worden. Ein drittes Haus, das am östlichen Ende der Insel stand, war nicht in Gebrauch. In der Nähe desselben hatte man ein kleines Stück Land bestellt und Kartoffeln, Rüben und andere Küchengewächse mit gutem Erfolg gezogen. Mit Korn hatte man es zur Zeit meines Besuches noch nicht probirt, später säte man versuchsweise anderthalb Fanegas [1])

---

[1]) Eine Fanega enthält 100 Pfund.

und erntete davon, obgleich man wenig Mühe auf die Saat verwandte, zwanzig Fanegas. Da der niedrigere Theil der Insel bei hohen Springfluthen der Ueberschwemmung ausgesetzt ist, so hat man quer über denselben einen Graben gezogen, um das Wasser abzuleiten; an Bewässerung ist daher kein Mangel. Der Boden war mit verkümmerten Büschen, der kleinen, mit langen spitzigen Stacheln versehenen runden Distel und grobem Gras bedeckt. Die wenigen Schafe schienen gut zu gedeihen, nahmen aber an Zahl während des Winters merklich ab, da an Tagen, wo das Wild spärlich war, immer eines dem wüthenden Appetit zum Opfer fiel, den die schneidende Luft Patagoniens erzeugte. Auf dem Festlande graste ein großer Trupp Pferde, in einem Striche unterhalb der südlichen Barranca, „Potrero" genannt, wo das Gras, wenn es auch grob war, in höchster Ueppigkeit wuchs. Wenn man sie zur Jagd brauchte, wurden die sämmtlichen Pferde am Morgen über den Fluß herübergebracht und in den Corral getrieben; für gewöhnlich aber wurde nur ein einziges auf der Insel behalten, das für dringende Fälle bereit stand.

Es bliebe noch zu erwähnen, daß man auch einen kleinen Viehstand an Rindern und ebenso einige Schweine eingeführt hatte; da man sie jedoch nothwendigerweise auf dem Festlande weiden ließ, so hatten sie sich verirrt und waren verwildert. Die Rinder fallen wahrscheinlich den indianischen Jägern zum Opfer; die Schweine aber werden ohne Zweifel sich vermehren und die Gründer einer Schweinsraçe werden, die dereinst bestimmt sein wird, den künftigen Ansiedlern oder den wandernden Tehuelchen im Schweinsstechen einen neuen Zeitvertreib zu bieten.

Oberhalb der Insel Pabon liegen mehrere kleinere Inselchen; da sie aber von den höchsten Fluthen überschwemmt werden, so lassen sie ohne künstliche Entwässerung zum Feldbau sich nicht nutzbar machen. Von der einen, die man bewirthschaftet und mit Wurzelfrüchten bestellt hatte, erhielten wir eine Anzahl gut gewachsener Rüben. Die Spanier machten einen großen Fehler, daß sie in Port St. Julian eine Niederlassung gründeten und die weit höheren Vortheile, die Santa Cruz bot, übersahen. Die Ebenen und Inseln des letzteren bieten nicht nur gutes Gras- und Ackerland, sondern auch einen Platz für eine Stadt, der vor plötzlichen Ueberfällen der Indianer sicher ist, und was die Frage betrifft, welche der beiden Oertlichkeiten besser zu einer Schiffsstation passe, so ist zwischen denselben

gar kein Vergleich, da man in Santa Cruz bei der Fluthgezeit die Schiffe an einer geschützten Stelle auf den Strand ziehen kann, während, wenn man den Fluß hinauffuhr, das Bauholz, zu dessen Aufsuchung Viedma seine Reise machte, in Ueberfluß zu haben war. Gegenwärtig, wo man die Schiffbarkeit der Magalhäes-Straße kennt, würde es allerdings viel bequemer und wohlfeiler sein, Bauholz von Punta Arena einzuführen, als Holzschläger in die Cordillera zu senden und das Bauholz nach Santa Cruz herabflößen zu lassen.

In der Nähe des Potrero, auf dem südlichen Ufer, ist ein natürlicher Salzsee oder eine Salina, die von der Beagle-Expedition muß übersehen worden sein, da Mr. Darwin als die südlichen Grenzen der Salinas den Port St. Julian angibt. Im Sommer, und bis die Winterregen und der Schnee eintreten, läßt sich hier eine unerschöpfliche Masse vortreffliches Salz gewinnen. Gegenwärtig wird diese Salina nur ausgebeutet, um außer dem zum einheimischen Gebrauch nöthigen Salze noch so viel zu liefern, als zu dem jährlichen Seehundsfange erforderlich ist; hätte man aber mehr Arbeitskräfte, so würde man finden, daß das Salz ein werthvoller Artikel zur Ausfuhr nach den Falklands-Inseln ist; die Salina liegt nicht ganz eine halbe englische Meile von dem Strande, wo es guten Ankergrund für die Schiffe gibt.

Auch der Fluß liefert viele Fische — eine Art Barsch und andere — die, wenn sie eingesalzen und geräuchert werden, sich gut halten; einige, die man vor länger als einem Jahre eingesalzen und geräuchert hatte, waren noch vortrefflich. Diese könnten vortheilhaft nach Rio Janeiro u. s. w. versendet werden, wo derartige Fische immer gesucht sind.

Ungeachtet jener von der Natur gebotenen Vortheile kann man Santa Cruz jetzt kaum als eine Ansiedelung betrachten. Nach meinem Besuche unternahmen es zwei Franzosen von Buenos Ayres aus, im Thale es mit der Schafzucht zu versuchen, aber mit welchem Erfolge, habe ich nicht erfahren. Wie schon erwähnt, existirte die Station als Niederlage für den Seehundsfang und als Handelsposten, nach dem die Tehuelchen kamen, um ihre Straußfedern, Puma- und Guanacofelle und Straußbälge gegen Tabak, Zucker, Munition und vor Allem gegen Rum umzutauschen. Während der Abwesenheit des Schooners ruhte der Handel so ziemlich, da die Vorräthe alle vergriffen waren; aber nach der Sommer-Campagne fanden sich jedesmal einige Tehuelchen dort ein, und die Umgegend war immer ein

beliebtes Winterquartier. Die Missionäre Schmid und Hart suchten diese Gelegenheit zu benutzen, um die Indianer wo möglich zu bekehren und zu gesitteten Menschen zu machen. Sie hielten sich im Jahre 1863 eine Zeit lang an einer Stelle in der Nähe von Weddell Bluff, gegen zehn Meilen von der Mündung des Flusses, auf. Nach Mr. Sterling's Beschreibung lag die Station am Eingange eines Thales, das „nach Südwesten sich eine beträchtliche Strecke weit in's Land hineinzieht; das Thal durchströmt das ganze Jahr ein reines Wasser, und ein breiter Grasgürtel, der für Rinder schöne Weide bietet, verleiht dem niedrig gelegenen Lande einen heitern, fruchtbaren Anblick; die Hügel sind auf beiden Seiten von Ravinen durchschnitten oder heben ihr bronzirtes Antlitz aus einem dazwischen liegenden Thälchen empor und erquicken die Luft mit dem Aroma der Sträucher und Pflanzen, die überall um sie herum wachsen."

Dies wurde nach einem Besuche in dem Sommer-Monate Januar geschrieben, und das hier entworfene Gemälde stellt die Landschaft in ihren schönsten Farben dar, ganz verschieden von dem bleichen Anblick derselben, wie ich ihn im Winter sah. Das Thal führt noch immer den Namen Los Misionarios; dies ist aber auch die einzige Spur, die von ihrer Ansiedelung noch vorhanden ist. Herr Schmid jedoch verfaßte während seines Aufenthaltes und während der Reisen, die er mit einer Horde Indianer machte, ein kleines Wörterbuch der Tsoneca-Sprache, wie sie von den südlichen Tehuelchen gesprochen wird. Ihr Plan, in Santa Cruz ein Handelsgeschäft zu gründen, um sich die regelmäßigen Besuche der Indianer zu sichern, ward von den Vorstehern der Mission nicht genehmigt, und so sahen sie sich genöthigt, den Schauplatz ihrer lobenswerthen, aber erfolglosen Anstrengungen — wenigstens „die kleinen patagonischen Kinder mit den geistreichen Gesichtern" zu unterrichten, von welchen sie in ihren Tagebüchern mit warmer Liebe sprechen — wieder zu verlassen.

Herr Schmid fühlte, daß die entgegengesetzte Anziehungskraft des Rums, den ein Händler lieferte, welcher den Fluß besuchte, seinen Einfluß zerstörte, aber es läßt sich nicht bezweifeln, daß ihr Geschäft, wenn es gegründet worden wäre, einem Rivalen gegenüber, der seinen Kunden Rum lieferte, keine Aussicht auf Bestand gehabt hätte; denn wenn es auch viele Ausnahmen gibt, so verwenden doch die Indianer im Allgemeinen die Beute ihrer Jagd und die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes nur zu gern auf Branntwein. Wenn jedoch

ihre Weiber sie begleiten, so sorgen diese dafür, daß das Geschäft mit Besonnenheit abgemacht wird, und behalten so viel zurück, als sie brauchen, um nicht nur nützlichere und unschädlichere Leckerbissen, sondern auch nothwendige Bedürfnisse einzutauschen. Es ist kein Zweifel, daß, wenn diese Ansiedelung in Zukunft sich weiter entwickelt, sie wohl als Stützpunkt dienen könnte, um die Tehuelchen auf eine höhere Culturstufe zu erheben und zu einer geordneteren Lebensweise zu bringen; aber mit Betrachtungen über diesen Punkt habe ich nichts zu thun, und es ist Zeit, dem Leser die Mitglieder der Gesellschaft vorzustellen, in der ich meinen Winter auf der Insel Pabon angenehm verbrachte. Mit Don Luiz Piedra Buena und seiner liebenswürdigen und feingebildeten Señora machte ich später Bekanntschaft, die in Freundschaft überging; für jetzt aber war ich, obgleich sein Gast, ihm persönlich unbekannt. In seiner Abwesenheit that sein Stellvertreter, Mr. Clarke, der, wie schon erwähnt, ein alter Bekannter von mir war, Alles, was er konnte, damit ich mich heimisch fühlen sollte. Er war ein hübscher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren und ein ausgezeichnetes Exemplar der geschmeidigen und kosmopolitischen Neuengländer. „Erzogen" war er zu Salem in Massachusetts, wo man ihn das Baufach hatte lernen lassen, wiewohl er später „auf ein Schiff ging". In seinem Seemannsleben war er auf einer Heimreise von Shanghai zum Steuermann der „Snow-Squall" gemacht worden, als dieselbe auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung von der „Alabama" verfolgt wurde, und hätten nicht der Capitän und das Schiffsvolk so viel Muth und das kleine Schiff so wunderbare Segelkraft gehabt, so würde zu Mr. Adams' „kleiner Rechnung" noch ein Posten hinzugekommen sein. Wie die Sache eben stand, segelte das schöne Fahrzeug den schnellen Dampfer gänzlich todt. Die Standhaftigkeit des Schiffsvolkes und dessen wohlverdiente Anhänglichkeit an den Capitän zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf's stärkste. Da man nur die Wahl hatte, entweder in St. Helena einzulaufen, um sich mit Wasser zu versehen — wo nur zu wahrscheinlich die Alabama über die Prise hergefallen wäre — oder bei täglich einem halben Nösel für den Mann nach Hause zu eilen, so überließ der Capitän die Entscheidung dem Schiffsvolke, und sie wählten das Letztere.

Mr. Clarke war mit den Tehuelchen drei Monate lang auf Reisen und Jagden gewesen; dadurch hatte er eine sehr große Gewandtheit im Lazo- und Bolaswerfen erlangt und den indianischen

Charakter genau kennen gelernt; es war daher angenehm zu hören, daß er von ihren geistigen Anlagen und ihrer edlen Gesinnung eine sehr hohe Meinung hegte. Er behandelte sie mit Ehrlichkeit und umsichtiger Freundlichkeit, und sie vergalten es ihm mit Vertrauen und Freundschaft.

Den übrigen Theil unserer Gesellschaft bildeten noch fünf andere Angestellte. Gesellschaftliche Unterschiede herrschten jedoch nicht; die Bewohner Pabons lebten in angenehmer Gleichheit. Zwei hatten die Hunde und Pferde, sowie die Fleischlieferung zu besorgen; es waren Gonzalez, ein Gaucho, aus Patagones gebürtig, der bei einer Fahrt auf den Seehundsfang im Schooner ebenso zu Hause war wie, wenn er einen Strauß mit den Bolas fing, im Sattel, — und Juan Isidoro, ein schwarzbraunes Männchen, dessen funkelnde schwarze Augen sein indianisches Blut verriethen, aus Santiago del Elstero gebürtig; er war als Soldat nach Rio Negro gesandt worden, hatte es aber möglich gemacht, von dort zu desertiren und mit Orkeke's Indianern glücklich bis zur Ansiedelung durchzukommen. Auf diese folgt Juan Chileno, ein aufgeweckter Jüngling von neunzehn Jahren, mit heller, frischer Farbe im Gesicht; ihn anzuschauen, nachdem man die schwarzbraunen und verwitterten Gesichter der Anderen gesehen hatte, war erquickend. Dann kommt Antonio, ein Portugiese, abwechselnd Gaucho, Walfisch- oder Seehundsfänger, immer mit einem Liede oder lustigen Scherze und bei Gelegenheit ebenso rasch mit seinem Messer zur Hand. Den Letzten, aber keineswegs Unbedeutendsten lieferte Holstein; es war ein starkgebauter, gutmüthiger, ziemlich dummer Mensch, in der Regel von den Uebrigen zum Stichblatt ausersehen; sie nannten ihn stets „El Cooke"[1]), ein Spitzname, den er deshalb bekommen, weil er in jener Eigenschaft an Bord verschiedener Schiffe viele Reisen gemacht hatte. Merkwürdigerweise konnte er, wie sich zeigte, über Etwas Auskunft geben, das mir von großem Interesse war; er hatte nämlich zu der Gesellschaft gehört, die ungefähr ein Jahr vor meinem Besuche den Fluß Santa Cruz hinauf bis zur Quelle desselben gereist war. Die Expedition wurde von einem Amerikaner geleitet, der den californischen Bergbau kannte und sich vorgenommen hatte, den Mineral-Reichthum des Thales zu erforschen. Unglücklicherweise brach während der Reise den Fluß hinauf ein Zank aus; der Amerikaner verließ die Anderen, fand den Weg zu

[1]) Der Koch.

den Indianern allein und kehrte von da nach Santa Cruz zurück. Der Verlust des einzigen Mannes, der zu wissenschaftlicher Beobachtung befähigt war, machte die Reise fast nutzlos; dennoch zog die Gesellschaft weiter und erreichte um die Mitte des Sommers den See; sie blieben einige Tage in der Nähe desselben, waren aber nicht im Stande, in die dichten Wälder jenseits seiner Ufer einzudringen. Im Thale fanden sie zinnerne Fleischbüchsen und andere Spuren von Fitzroy's Expedition. Nach El Cooke's Beschreibung kommt der Fluß in vielen kleinen Bächen aus dem See und fließt über ein felsiges Bett. Auf dem See, der mit wildem Geflügel bedeckt war, schwamm Treibeis, und auf dem benachbarten Gebirge sah man große Gletscher, während die Witterung, die man hatte, kalt war und ununterbrochen feiner Regen fiel. Seine Erzählung bestätigte meine Vermuthungen über die Ursache des großen Unterschiedes zwischen der Zeit des höchsten Wasserstandes im Rio Gallegos, der im December und Januar seine größte Höhe erreicht, und im Santa Cruz, der in diesen Monaten seinen niedrigsten Stand hat. Dies kommt daher, daß auf dem See Viedma, der wahrscheinlich auf einem hohen Plateau liegt, das Eis so spät aufbricht. Um den See herum fanden die Reisenden Fährten ganzer Heerden großen Rothwildes und immer ganz nahe dabei die Fährten eines großen Fuchses oder Wolfes; aber es gelang ihnen nicht, eines dieser Thiere zu erlegen. Ein Probestück des einzigen Minerals, das sie mit zurückbrachten, schien in Quarz eingebetteter Eisenkies zu sein. Die Reise vom See bis zur Ansiedelung dauert mit Bagage-Pferden elf Tage, Reiter aber können sie in vier Tagen machen. Die Mittheilung war natürlich nicht allzu klar oder zuverlässig, aber El Cooke schien, wenn er auch sonst kein glänzendes Genie war, die nordische Eigenschaft zu besitzen, daß er die Wahrheit sagte, während die südlichen und indianischen Naturen durch den Mangel an Wahrheitsliebe sich wenigstens oft charakterisiren. El Cooke liebte harte Arbeit, und sein größter Genuß war, draußen Brennmaterial aufzusuchen und mit seiner Axt in einer Weise darauf zu hauen, die einem canadischen Holzschläger Ehre gemacht hätte, bei den Weihrauchbüschen von Santa Cruz aber ganz weggeworfen war.

Alle diese Leute, die aus verschiedenen Gegenden zusammengelaufen waren und, offen gesagt, sämmtlich aus leicht begreiflichen Gründen in ihrer Heimath „sich aus dem Staube gemacht hatten", waren abwechselnd auf der Jagd, beim Handel, auf dem Seehunds-

4*

fange und beim Herausfördern des Salzes aus der Salina thätig. Sie bekamen einen festen Gehalt, der jedoch in der Regel durch eine Rechnung für Kleider u. s. w. ausgeglichen wurde, welche sie aus dem Geschäft entnommen hatten. Beim Seehundsfange hatten Alle Antheil am Gewinn, wie unsere Makrelen- und Häringsfischer, während für die Arbeit bei der Salina eine Gehaltszulage gegeben und wohl verdient wurde, zumal in dieser Zeit, da sie mehrere Nächte hinter einander, und zwar in einem patagonischen Mai, draußen im Freien schlafen mußten. Dies waren während des Aufenthaltes auf Pabon meine Gefährten; außerdem schliefen mehr als zwanzig Hunde an allen Ecken und Enden und liefen Jedem nach, wobei sie jedoch ihren Herren den Vorzug gaben.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft nahm Mr. Clarke das Lager der Proviantvorräthe auf, das bis zur Rückkehr des Schooners nicht wieder gefüllt werden konnte. Das Ergebniß war, daß der vorhandene Zwieback und Zucker ungefähr noch einen Monat reichte. Diese beiden Artikel wurden daher in gleiche Theile getheilt, und Jeder erhielt so viel, als auf ihn kam, um seiner Neigung gemäß damit hauszuhalten oder unvorsichtig zu verfahren. An Kaffee, schwarzen Bohnen, Tabak und Mais war Ueberfluß; diese Gegenstände wurden daher nach Belieben verbraucht. Dann wurde zunächst ein tüchtiger Vorrath an Brennmaterial aufgehäuft, ehe der Schnee den Transport desselben schwierig, wenn nicht unmöglich machte.

Jeden Sonntag gingen Alle auf die Jagd, einen Einzigen — den Koch der Woche — ausgenommen, der zu Hause Wache halten mußte, und wenn das Bedürfniß es erforderte, machten sich die Gauchos auch während der Woche auf, um die Speisekammer mit Guanacos und Straußen zu versehen; die letzteren waren jedoch selten. Müßiggang war unbekannt; wenn nicht gejagt, Holz gehauen oder Salz gefördert wurde, so waren Industrie-Arbeiten an der Tagesordnung. Wir lasen Steine auf, machten sie rund, um sie zu Bolas benutzen zu können, und überzogen sie mit der von der Kniekehle des Guanaco abgezogenen Haut, während die Soga oder der Riemen, der die Kugeln mit einander verbindet, aus dem Felle des Halses, und zwar auf folgende Weise hergestellt wurde. Man schneidet den Kopf ab, macht gerade über der Schulter einen Einschnitt und zieht das Fell so ab, daß es nur ein einziges Stück gibt; nachdem man die Wolle abgerupft hat, dehnt man es mit der Hand aus, bis es geschmeidig wird, und schneidet es sorgfältig zu Streifen, welche dicht

geflochten werden. Aus diesem Leder machten wir auch sehr gute Zäume, Lazos, Steigbügelriemen und überhaupt Pferdegeschirr. Zuweilen kamen wir auf den Einfall, Tabakspfeifen zu machen, und alle Hände waren geschäftig, Holz zu sägen und zuzurichten, oder die Köpfe auszubohren; ein anderes Mal ergriff uns eine förmliche Wuth, Sporen zu verfertigen; sie wurden nach der einfachen indianischen Methode hergestellt, nach der man scharfgespitzte Nägel in zwei Stücke Holz steckt, welche durch fest unter dem Fuße hin und um das Bein herum gebundene Riemen zusammengehalten werden; oder wir fertigten Silberarbeiten und unsere Messerscheiden glitzerten von silbernen Buckeln. An Tagen, wo keine Jagd war, übte ich mich immer im Gebrauche der Bolas und fing fast jeden Strauch auf der Insel.

Die Abende wurden mit dem amerikanischen Brag-Spiel [1]) verbracht. Da baares Geld unbekannt war und auch Keiner gern den Verlust seiner Sachen wagen wollte, so wurden einfach eine gewisse Anzahl schwarze Bohnen gegen eine Schachtel Zündhölzchen gesetzt, und es herrschte ebenso viel Aufregung, als wenn jede Bohne oder Perota ein Fünfdollarstück gewesen wäre.

Sowohl bei unseren Jagdpartien als in dem Hause, das man ihm zur Wohnung eingeräumt hatte, obgleich er dann und wann das Lager am Chico besuchte, unterhielt ich emsig die Bekanntschaft Casimiro's. Dieser Indianer hat immer den Wunsch gezeigt, die Freundschaft der Engländer, die Patagonien besuchten, zu gewinnen, und die Missionäre wie Ihrer Majestät Landvermesser haben ihn häufig, und oft in keineswegs ehrenvoller Weise, erwähnt. Seine Lebensgeschichte, wie ich sie von ihm selbst erfuhr, war eine sehr merkwürdige, und aus ihr lassen sich leicht die sich widerstreitenden Ansprüche der Chilier und Argentiner und die verwirrte Politik der Indianer selbst erklären. Sein Vater war in einem Gefecht mit den Araucanischen oder Manzaneros-Indianern gefallen. Seine Mutter war eine Tehuelchin; sie war ein alter Trunkenbold und vertauschte, während sie die Ansiedelungen am Rio Negro besuchte, das Kind gegen ein Faß Rum an den Gouverneur des Forts, einen Franzosen, Namens Viba, der mit dem Sklavenhandel in Verbindung stand; denn damals scheint man die Indianer ebenso zu Sklaven gemacht zu haben wie die Schwarzen. Viba hatte Casimiro getauft

[1]) Eine Art Kartenspiel. Anm. d. Uebers.

— daher sein Name Casimiro Biba — und in der Estancia oder Schäferei aufgezogen, wo er fließend Spanisch sprechen lernte. Als er dreizehn Jahre alt war, lief er davon und schloß sich den Tehuelchen-Indianern wieder an. Bei diesen blieb er einige Jahre, ohne daß er sich irgendwie bemerklich machte, bis er bei einem Aufenthalte in dem südlichen Districte, in der Nähe der chilischen Colonie Port Famine, die Freundschaft eines gewissen, aus Patagones gebürtigen Santorin gewann, der von den Indianern gefangen worden, aber, da er ihre Sitten und Gebräuche angenommen und eine Frau aus dem Stamme geheirathet hatte, bis zur Stellung eines Häuptlings emporgestiegen war. Beide machten zusammen eine Reise nach Chili, um mit der Regierung über einige Punkte in Betreff des Schutzes von Port Famine gegen feindliche Einfälle der Indianer zu verhandeln. Santorin starb während der Reise, Casimiro aber wurde in Santiago von dem damaligen Präsidenten, Señor Bulnés [1]), gut aufgenommen, mit Ehrenbezeigungen überhäuft und ihm der Rang, Sold und die Rationen eines Hauptmanns bei der Armee verliehen. Dann kehrte er nach Port Famine zurück und hielt sich ab und zu dort eine Zeit lang auf. Nach seiner eigenen Erzählung war er, als der Aufstand stattfand, der mit der Zerstörung der Colonie endete, abwesend; er machte gerade einen Jagdausflug. Der alte Wandertrieb schien sich seiner bemächtigt zu haben, denn er kehrte später an den Rio Negro zurück, trat in den Dienst der Regierung von Buenos Ayres und zog wieder nach dem Süden. In dieser Zeit hielt er sich dann und wann bei den Missionären während ihrer Reise im Süden und in ihrer Station zu Santa Cruz auf und vertraute ihnen seine zwei Söhne an, um sie zu erziehen. Die Missionäre entdeckten bald, daß er blos selbstsüchtige Zwecke verfolgte, und daß er durchaus nicht daran dachte, an den Vortheilen, die sie bieten konnten, auch Andere theilnehmen zu lassen, und ich fürchte, daß die Mühe und die Kosten, die auf die Knaben verwendet wurden, weggeworfen waren, da keiner von beiden dadurch viel gewonnen zu haben schien. Sam konnte allerdings noch immer ein Kirchenlied singen, wenn es vorher Grog gab, und erinnerte sich noch lebhaft an materielle Vortheile, indem er oft sagte: „Er war gut Mann, geben mir Gewehr," u. s. w. Aber der jüngste, „Graviel," der ebenfalls ein wenig Englisch verstand, war der faulste Mensch, den man sich

---

[1]) Casimiro nannte ihn „Burne".

denken kann, und hatte, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, über das Mein und Dein sehr unbestimmte Begriffe.

Im Jahre 1865 machte Casimiro eine Reise nach Buenos Ayres. Bei dieser Gelegenheit erkannte ihn die dortige Regierung als Oberhäuptling der Tehuelchen an und ertheilte ihm den Rang und Sold eines Oberstlieutenants im argentinischen Heere. Dann wurde er mit einem Argentiner, Namens Mendoza, abgesandt, um in der Gregorio-Bai eine Ansiedelung zu gründen. Sie reisten zu Lande bis Santa Cruz; dort verschwand Mendoza; man vermuthete, er habe sich verirrt, in Wirklichkeit aber war er von einem Indianer getödtet worden; die Ursche des Mordes war, glaube ich, Eifersucht. Da er den Mann, der seine rechte Hand war, verloren hatte, ergab sich Casimiro dem Trunke, — eine Gewohnheit, die er, wie Mr. Cunningham erwähnt, schon früher sich angeeignet hatte — vielleicht war es ein weiter entwickelter Erbfehler. Dadurch kam er immer weiter herunter und wurde zuletzt so arm, wie ich ihn fand, daß er für sich, sein Weib, seine Tochter und seinen Sohn nur zwei Pferde, Reitzeug aber und sonstige Sachen kaum noch besaß. Ja, er würde in große Noth gekommen sein, wenn er nicht Don Luiz und Mr. Clarke gehabt hätte, die ihm wegen alter Bekanntschaft so viel als möglich halfen. Ihm jedoch, so lange Branntwein zu haben war, etwas Werthvolles zu geben, war bei seiner gewohnheitsmäßigen Trunksucht unnütz, da er Alles gegen Getränke umtauschte. Mein Zweck war, im Lager einen Freund zu haben; ich schloß deshalb Freundschaft mit ihm und suchte ihn zu bewegen, mit nach Norden an den Rio Negro zu gehen. Er willigte endlich ein, obgleich er große Furcht hatte, wegen des Verlustes oder Todes Mendoza's in Verlegenheit zu kommen. Wenn Casimiro nüchtern war, war er gewandt und verständig und ein schlauer Politiker. In Folge seiner ausgedehnten Verschwägerung mit allen Häuptlingen, unter welchen sich auch Rouke und Calficurà befanden, hatte er bedeutenden Einfluß. Ebenso war er ein geschickter Arbeiter in verschiedenen indianischen Künsten; er machte Sättel, Pfeifen, Sporen, Lazos und andere Sachen. Er war ein kräftig gebauter Mann, in seinen Potro-Stiefeln volle sechs Fuß hoch, mit einem nicht unangenehmen Gesichtsausdruck, obgleich er ein Paar Narben hatte, die seine Schönheit nicht erhöhten. Von seiner persönlichen Tapferkeit werden später hinlängliche Beweise mitgetheilt werden; aber er war, wie alle Trunkenbolde, unbeständig und unzuverläßig. Dieser echte alte Blaubart sagte mir, er sei

sechsmal verheirathet gewesen; wenn alle seine Weiber dem Aeußern und dem Gemüthe nach so waren wie die letzte, so darf man sich gewiß nicht wundern, wenn er die früheren fortschaffte; denn eine häßlichere, schmuzigere, trotzigere alte Hexe belastete noch nie die Erde mit ihrem Gewicht; dieser letztern Qualität oder Quantität wegen verließ sie wahrscheinlich, wenn sie es irgend vermeiden konnte, nie ihr Zimmer. Früh im Juni kam ein Indianer, in Santa Cruz als El Sourdo oder der Linkische bekannt, über den Fluß und schlug seinen Toldo auf der Insel auf. Er war der Gatte zweier Weiber, die vollkommen glücklich mit einander lebten und eine für der andern Kinder sorgten. Dieser Mann war, wie die meisten Indianer, sehr sinnreich in Holz- und Silberarbeiten und war bei unsern Jagdpartien gut zu brauchen; auch lernte er schnell Brag spielen. Casimiro ließ sich bei seinem hohen Eigendünkel nie so weit herab, daß er, wenn die allgemeinen Schmausereien gehalten wurden, die Küche betreten hätte, speiste aber dann und wann mit Mr. Clarke und mir zu Abend und blieb dann, Geschichten erzählend, ein Paar Stunden sitzen.

Die Skizze unsers Lebens auf Pabon würde sehr unvollständig sein, wenn wir den Leser nicht bitten wollten, uns auf einem Jagdausflug zu begleiten; ich will daher einen schildern, der stattfand, nachdem El Sourdo auf der Insel angelangt war. In unserer unmittelbaren Nähe war das Wild sehr selten geworden, und unsere einzige Mehlspeise waren schwarze Bohnen, abwechselnd mit Mais, dessen Zubereitung aber zu mühsam war, als daß er viel benutzt worden wäre. Das Fleisch verschwand erstaunlich schnell; wir beschlossen daher, das Jagdrevier ein wenig weiter auszudehnen. An einem schönen frostigen Morgen wurden, als es Tag war, die Pferde herbeigebracht, eingefangen und gesattelt; Mäntel und Sporen wurden angelegt, und acht von uns, darunter die beiden Indianer, Casimiro und El Sourdo, begaben sich auf den Weg, um einen Kreis zu machen, das heißt, eine Fläche Land auf dem südlichen Ufer des Flusses, die am Missionär-Thale endete, einzuschließen und abzutreiben. Casimiro und Gonzalez ritten demnach zuerst ab, und die Uebrigen folgten Einer nach dem Andern. Während wir hinabtrieben, wurde von El Sourdo und Isidoro ein einziges Guanaco gefangen, und als wir in die Nähe des Thales Los Misionarios kamen, setzte ich einem Guanaco nach, da ich aber ohne Hunde und im

Bolaswerfen noch ein Anfänger war, so gelang es mir nicht, dasselbe zu fangen. Ich schloß mich meinen Gefährten, die mit dem Kreise jetzt fertig waren, wieder an, fand jedoch, daß sie nur einen einzigen Strauß erlegt, den noch obendrein in Folge der Unachtsamkeit einiger Jäger die Hunde dermaßen zugerichtet hatten, daß der größere Theil des Fleisches nicht zu brauchen war. Der Tag war ungewöhnlich warm, ohne allen Wind, gewesen. Obgleich am Horizonte ein Damm von weißen Wolken mit Schnee zu drohen schien, so wurde doch beschlossen, im Freien zu campiren und am folgenden Tage unser Glück noch einmal zu versuchen, um möglicherweise einen guten Fleischvorrath zu bekommen; wir begaben uns daher an einen geschützten Platz im Thale und bivouakirten auf der windfreien Seite eines großen Weihrauchbusches, während wir die Pferde umherlaufen ließen und ein Feuer anmachten, an welchem die Ueberbleibsel des Straußes unter Casimiro's Meisterhand bald kochten. Nach dem Abendessen, das der Quantität nach ziemlich knapp war, rauchten wir eine Pfeife und legten uns dann schlafen. Gegen drei Uhr fühlte ich, wie ich glaubte, eine schwere Last auf meinen Mantel drücken; darüber wachte ich auf und fand, daß über zwei Zoll Schnee gefallen war und daß es noch immer schneite. Als es Tag war, fing es an zu regnen, änderte sich aber schnell und schneite wieder; wir machten daher ein Feuer an und warteten eine Stunde, um zu sehen, ob das Wetter sich aufheitern werde. Endlich zeigte sich ein wenig matter Sonnenschein; wir gingen nun sogleich daran, den Jagdkreis herzustellen, wobei Casimiro zuerst abritt. Als wir aus dem Thale herauskamen und nach der hohen Pampa hinaufritten, traf uns von Süden her ein fürchterlicher Sturm, der in Stößen, so kalt, daß man erfrieren konnte, feinen Schnee vor sich her trieb; aber hinter einem Busche sprangen zwei Strauße auf, und Mr. Clarke fing mit großer Geschicklichkeit einen derselben mit den Bolas. Dies war sehr erfreulich, denn wir waren alle sehr hungrig. Da es jedoch unmöglich war, dem stürmischen Graupelwetter und Winde, bei dem wir nicht zehn Meter weit vor uns sehen konnten, entgegenzureiten, so begaben wir uns in das Thal zurück und ließen Casimiro, der nicht zu sehen war, machen, was er wollte. Da entdeckte El Sourdo plötzlich hinter einer Baumgruppe Rauch, und zu unserer großen Freude befand sich unser Freund, recht hübsch vor Schnee und Wind geschützt, in einer aus einem Busche niedlich ausgehauenen Laube vor einem tüchtigen Feuer. Wir begaben uns zu dem Feuer und frühstückten; dadurch

gestärkt und, weil der Sturm sich einen Augenblick legte, ermuthigt, brachen wir auf, um die Jagd von Neuem zu beginnen, wurden aber durch das dichte Schneewetter von einander getrennt. Mr. Clarke, El Sourdo, Gonzalez und ich, die beisammen waren, kamen dicht an eine Heerde Guanacos, die nach der Küste hin eilte, um dem Sturm zu entgehen. Die Hunde setzten ihr nach und tödteten einige, andere wurden mit den Bolas gefangen und abgethan; es fand in der That ein förmliches Schlachten statt, und in kurzer Zeit lagen acht bis zehn Leichen auf der Ebene. Nun kam die langweilige Arbeit des Zerlegens. Ich stand allein bei einem todten Guanaco; von den Anderen war Keiner zu sehen, obgleich sie nicht fünfzig Meter entfernt waren. Ich machte es so gut als ich konnte, um das Fleisch in Ordnung zu bringen, und war ungefähr halb fertig, hatte aber die Finger beinahe erfroren, als ich Mr. Clarke und El Sourdo entdeckte; kurz darnach heiterte es sich auf und die übrigen Jäger kamen, alle mit Fleisch beladen, an. So versorgt, wandten wir die Augen heimwärts und trafen ein wenig vor Sonnenuntergang in Santa Cruz ein, wo ein Kessel voll dampfender Kaffee uns bald die Kälte vertrieb und wieder heiter stimmte.

Die Gestaltung des Thales Santa Cruz und seiner Umgebungen haben schon Mr. Darwin und Admiral Fitzroy gründlich beschrieben, so daß eine lange Schilderung desselben hier nicht nothwendig ist. Ich möchte den Leser besonders auf die genaue und malerische Darstellung verweisen, die der Erstere von der Terrassenbildung gibt, in Folge deren der westliche Theil der Umgebungen des Flusses aussieht, als wären es die Ufer früherer, nach und nach auf einander folgender Aestuarien — eines gewaltig großen Flusses oder Fjordes.

In der Nähe der Ansiedelung führt die Ansteigung der südlichen Barranca unmittelbar zu einer ebenen Fläche hinauf, die sich ein Paar englische Meilen weit erstreckt; dann kommt ein zweites Steigen von vielleicht fünfzig Fuß, und eine zweite Ebene, die etwa eine Stunde weit sich bis zu einer Reihe auf einander folgender Bergrücken ausdehnt. Die letzteren nannten wir wegen ihres eigenthümlichen Aussehens an heiteren Tagen die Blauen Hügel. Ostwärts verlieren dieselben ihre Berggestalten und gehen in das wellenförmige Terrain der hohen Pampa und eine sich dahin wälzende traurige Wüste von Steinen, grobem Gras und Weihrauchbüschen über; ihre unebene Oberfläche ist von Ravinen durchschnitten, die in verschiedenen Richtungen laufen. Zwischen jenen Hügeln liegt eine große Lagune,

die Casimiro, während er sich bei den Missionären aufhielt, wie er mir mittheilte, zu besuchen pflegte, um wildes Geflügel zu holen, das es damals in großer Menge dort gab, das aber in der letzten Zeit diesen Sammelplatz aufgegeben hatte. Auf den oben erwähnten Ebenen kommen hier und da zerstreut noch andere Lagunen vor, die im Winter gefroren waren, und deren schön glattes Eis bei Mr. Clarke und mir oft die Sehnsucht nach Schlittschuhen erweckte; wir versuchten ein Paar zu machen, aber ohne Erfolg.

Nach der Meeresküste hin scheinen die Blauen Hügel stufenweise abzufallen, bis sie sich der Küste nähern, wo dann die Ebene von Wasserrinnen und tiefen fruchtbaren Thälern durchschnitten ist, welche die Jagd sehr langweilig machen, da man sich fast ganz auf die Hunde verlassen muß. Wild gibt es in dieser Richtung viel, besonders im Winter. Wir machten häufig Ausflüge den Fluß hinauf, wobei wir in der Regel drei bis vier Tage von der Ansiedelung wegblieben. Unser liebster Sammelplatz war ein gegen sechzig Meilen entfernter Ort, Namens „Chikrukaik", von Fitzroy als eine indianische Furth oder Uebergangsstelle des Flusses Santa Cruz bezeichnet, eine Behauptung, die sowohl El Sourdo als Casimiro bestätigte. An diesem Punkte wird der Fluß bedeutend schmäler, und auf der Südseite hängen steile Klippen fast über dem Wasser; in einer Höhle in den Klippen war immer sicher ein Puma zu finden. Sowohl oberhalb als unterhalb jenes Punktes erstrecken sich von den „Uferbänken" oder Klippen bis zum Flusse große breite Ebenen, die sich bequem umkreisen lassen, und ist das Wild erst zwischen den Reitern und dem Flusse eingeschlossen, so wird es leicht gefangen. Die Strauße nehmen zuweilen ihre Zuflucht zu dem Wasser, aber im Winter erspart dies Mühe, da sie die Beine erfrieren und, wenn sie landen, sich nicht von der Stelle bewegen können. Einmal machten wir einen Ausflug einige Meilen weiter den Fluß hinauf und fanden eine große Menge Wild. Wir hatten schon vorher unterwegs Glück gehabt, aber die erlegten Thiere, wie man es oft zu thun pflegt, mit einem Poncho oder sonst Etwas zugedeckt, in Büschen verborgen zurückgelassen. Während unserer Abwesenheit trat strenge Witterung ein, und als wir zurückkehrten und nach unseren Verstecken sehen wollten, waren die Füchse und Raubvögel mit dem Fleische fertig geworden. Die Füchse sind für die Jäger eine große Plage; während Letztere eine Guanacoheerde umkreisen und sich alle Mühe geben, sich nicht sehen zu lassen, springt ein solches Vieh auf, die Hunde setzen

ihm nach, und dann ist es mit der ganzen Jagd vorbei. Fitzroy bemerkte bei seiner Fahrt den Fluß Santa Cruz hinauf, daß sich an den Ufern eine Menge Guanacoknochen fanden; er konnte sich, wie es scheint, dies nicht erklären, aber die Ursache liegt sehr nahe. In den sehr strengen Wintern, die, glaube ich, in drei Jahren ungefähr einmal vorkommen, werden diese Thiere, da sie auf den Hochlanden, die mit Schnee bedeckt sind, keine Weide finden, nothwendigerweise auf die am Flusse sich hinziehenden Ebenen herabgetrieben, wo sie verhungern. Auch herrscht eine Krankheit unter ihnen, die einige Aehnlichkeit mit der Räude bei den Schafen hat. Eine Jagdgesellschaft erlegte einmal zehn Guanacos, die alle räudig oder, wie wir es nannten, „sanoso", und folglich ungenießbar waren. Mr. Clarke sagte mir, er habe einmal nach einem strengen Winter die Strauße haufenweise todt unter den Büschen und ebenso Guanacos liegen gefunden. Nach der Nordseite des Flusses konnten wir nicht viel Ausflüge machen, weil es zu schwierig war, die Pferde über den schnellen und tiefen Strom zu bringen, an dessen Ufern Eis sich angesetzt hatte, was die Schwierigkeit noch vermehrte. Von den Ufern aus erstreckt sich etwa eine englische Meile weit eine ebene Fläche, die durch eine Kette unregelmäßiger Hügel begrenzt ist; nahe am Fuße dieser Hügel las ich viele Exemplare einer spiralförmigen Muschel auf; es war dem Anschein nach eine **Turritella**, die verglast zu sein schien; manche waren so durchsichtig wie Glas und hatten verschiedene Farben. Jenseits der erwähnten Hügel zogen sich eine Reihe unebene Flächen wellenförmig hin, in die wieder durch Rücken und Hügel Abwechselung kam; die allgemeine Abdachung des Landes war dem Anschein nach von West nach Ost, und die Hügel nach Westen hin nahmen oft die Gestalt schroffer hoher Klippen an. In der Nähe einer Laguna, die am Fuße einer hundert Fuß hohen Klippe lag, fand ich Geröllsteine, die mit einer Kruste von Eisenvitriol überzogen waren, wie man sie mir auf den Falklands-Inseln gezeigt hatte, und zahlreiche Austerschalen und andere Seemuscheln kamen an verschiedenen Orten vor. Bäche und Flüsse gibt es nicht, aber in den Vertiefungen viele Lagunen, die von üppig wachsenden Weihrauchbüschen umgeben sind. Die ununterbrochenen Ebenen sind reich an runden Disteln, Califat und dem merkwürdigen Strauche, den man „Rattenschwanz" nennt, weil seine Zweige, wenn man die dicke Rinde abzieht, wie Rattenschwänze aussehen. Verbrennt man diesen Strauch, so gibt er einen dichten schwarzen harzigen Rauch. Nach Norden ist

der Horizont durch eine Hügelkette begrenzt, welche die Barrière des gegen sechzig Meilen entfernten Rio Chico=Thales bildet. In diesen nördlichen Hügeln gab es viele Pumas, und manche von denen, die wir auf unsern Jagden erlegten, hatten eine ungewöhnliche Größe; den Schwanz nicht mit gerechnet, der in der Regel halb so lang wie der Leib ist, maßen sie volle sechs Fuß. Am zahlreichsten sind sie natürlich da, wo es große Guanacoheerden und viele Strauße gibt. Im südlichen Theile Patagoniens ist ihre Farbe mehr graulich=braun als bei der Art, die sich in den argentinischen Provinzen findet. Diese „Leones“ oder Löwen, wie sie in ganz Südamerika genannt werden, kamen mir immer vor, als wären sie die katzenartigsten Thiere des ganzen Katzengeschlechtes. Sie sind sehr furchtsam und reißen vor einem Mann zu Pferde immer und vor einem Fußgänger wenigstens bei hellem Tage aus; sie laufen mit großer Eile in einer Reihe weiter Sprünge eine kurze Strecke, werden aber bald müde und stellen sich hinter oder mitten in einem Busche zur Wehre; auf den Hinterschenkeln sitzend, fauchen und knurren sie gerade so wie eine ungeheuer große Katze; zuweilen suchen sie mit ihren furchtbaren Krallen zu kratzen, springen aber selten auf den Verfolger los. Mr. Clarke wurde auf diese Weise einmal sein Mantel abgerissen. Ein anderes Mal, wo wir in der Nähe von Santa Cruz jagten, sah ich von ferne Gonzalez mit dem Messer auf einen großen Weihrauchbusch loshacken, und als ich an die Stelle kam, fand ich ihn damit beschäftigt, Aeste zu beseitigen, damit er mit den Bolas einen gewaltig großen Puma auf den Kopf schlagen konnte. Er war vom Pferde abgestiegen und von seinen Hunden begleitet, die um das Thier herum bellten. Wäre jedoch der Puma kein Feigling gewesen, so hätte er ohne Zweifel herausspringen und den Gaucho tödten oder doch schwer verwunden können. Die Indianer behaupten, daß der Puma einen einzelnen Menschen, wenn er allein und zu Fuße ist, anfällt, und ich lernte später allerdings ein Beispiel kennen, wo dies der Fall war. Wird indeß Jemand von der Nacht überfallen oder hat er sich verirrt, so braucht er nur die Vorsicht anzuwenden, daß er ein Feuer anmacht; diesem kommt der Puma niemals nahe. Zu Anfange des Frühlings oder in der Paarungszeit sind diese Thiere sehr wild; da findet man sie, wie ich aus Erfahrung weiß, unstät im Lande umherstreifen; sie sind dann auch magerer als zu andern Zeiten; sonst sind sie, wie die wilden Pferde, zu allen Zeiten des Jahres in der Regel ziemlich fett. Die Weibchen, die ich sah, waren zuweilen

von zwei Jungen begleitet, aber mehr als zwei sah ich nie. Das Fleisch des Puma ist dem Schweinefleisch ähnlich und schmeckt gut, gekocht noch besser als gebraten; ein Paar Indianer aber von meinen Bekannten rührten es nicht an. Die Haut läßt sich zu Satteldecken oder auch zur Herstellung von Mänteln brauchen, und da sie viel Fett enthält, so kann man sie mit weniger Mühe geschmeidig machen als das Guanacofell. In Santa Cruz hatte einer der Leute ein Paar Hosen von Löwenfell, die mit den Haaren nach außen getragen wurden und dadurch für Nässe undurchdringlich waren. Aus der Haut der Kniekehle und des unteren Theils der Hinterbeine lassen sich Stiefeln verfertigen, die den aus Roßleder gemachten ähnlich und nicht nur bei den Indianern, sondern auch bei den Gauchos von La Plata allgemein in Gebrauch sind. Zu diesen Stiefeln werden jedoch nur die Häute von ganz großen Pumas verwendet, und sie tragen sich sehr schnell ab. Den Puma mit einem Schießgewehr zu erlegen, ist ziemlich schwer; wenn die Kugel nicht in den Schädel eindringt oder in die Nähe der Herzgegend trifft, so hat er ein ebenso zähes Leben wie seine Verwandte, die Katze. Ich brachte einmal einem Puma drei Revolverkugeln bei und mußte schließlich meine Zuflucht zu den Bolas als einer wirksameren Waffe nehmen. Wenn sie verwundet sind, werden sie sehr wild, aber für die Hunde sind sie zu allen Zeiten schlechte Kunden; sie spielen ihnen auf eine schreckliche Weise mit. Die indianischen Hunde sind abgerichtet, sich entfernt zu halten und sie zu stellen, ohne daß die Krallen sie erreichen können; dessen ungeachtet werden sie nicht selten getödtet. Die einfachste Art, die Pumas zu bekommen, ist vielleicht die, daß man einen Lazo über sie wirft; sobald sie die Schlinge fühlen, legen sie sich nieder, als wären sie todt, und werden dann mit leichter Mühe abgethan. Mir fielen, wie allen Jägern, besonders ihre Augen auf; sie sind groß, braun und haben einen schönen Glanz, aber einen grimmigen funkelnden Blick, der durchaus nicht an das Gefühl des Mitleids appellirt. Den Ausdruck, der in den Augen des einen Puma lag, werde ich nie vergessen; am besten bezeichnete ihn einer der Indianer mit der Bemerkung, die er machte, als er, einen Sprung erwartend, sein Pferd mit dem Zügel zurückzog: „Mira los ojos del diablo!“ („Schau', die Teufelsaugen!“)

An einen Ausflug auf dem nördlichen Ufer erinnerten wir uns lange und sprachen oft am Feuer von ihm, und er hätte allerdings leicht einen sehr unglücklichen Ausgang haben können.

Gegen Ende des Juli schlug ich Mr. Clarke vor, wir wollten uns zu Fuße aufmachen und das Lager versteinerter Muscheln, das auf den etwa eine englische Meile von dem nördlichen hohen Ufer des Flusses gelegenen Hügeln sich befinden sollte, genauer untersuchen. Wir machten uns daher eines Morgens bereit, über den Fluß zu setzen, und als die übrigen Leute hörten, was wir vorhatten, erboten sie, nebst El Sourdo, sich freiwillig, uns zu begleiten und, nachdem wir die Hügel besucht hatten, einen Jagdkreis zu Fuße herzustellen. Gegen Sonnenaufgang brachen wir auf und setzten über den Fluß nach der Nordseite hinüber, wo wir das Boot über dem Hochwasserstandszeichen in Sicherheit brachten. Dann begaben wir uns Alle zu den Hügeln, untersuchten die Lager versteinerter Muscheln und sammelten viele schöne Exemplare. Hierauf wurden die Anstalten zur Jagd getroffen; es erhielt Jeder eine gewisse Anzahl Hunde zugetheilt, und der Kreis wurde so eingerichtet, daß er an einem, ungefähr drei bis vier Meilen westlich von der Ansiedelung gelegenen Punkte am hohen Ufer des Flusses schloß. Das Terrain war zu unseren Operationen sehr günstig, da die Vertiefungen oder unbedeutend eingesenkten Thäler uns vor den Augen des Wildes verbargen. Als wir an verschiedenen Punkten auf der Ebene auftauchten, sahen wir mehrere Guanacos und einige Strauße; diejenigen, die ihnen am nächsten waren, ließen ihre Hunde los, während sie selbst, so schnell sie konnten, zu Fuße folgten. Mr. Clarke, Isidoro, El Sourdo und ich waren in der Mitte und erlegten zwischen uns zwei Guanacos und einen Strauß. Antonio, der an einer der Spitzen stand, verschwand mit El Cooké nach Westen hin; sie liefen ihren Hunden nach, die in voller Jagd eine Heerde Guanacos verfolgten. Wir machten ein Feuer an, verzehrten den Strauß und schafften an Fleisch fort, so viel wir mit zum Boote zurückzunehmen für rathsam hielten; dabei gingen wir am hohen Flußufer hin, das an vielen Stellen mit Karniolen und Feuerstein-Achaten, und hier und da mit versteinerten Muscheln bestreut war. Als wir bei dem Boote angelangt waren, zogen wir es den Strand hinab, und da der Wind sich jetzt bis zu einem starken Sturm erhoben hatte und, weil gerade Ebbe war, das Wasser schnell zurücktrat, so warteten wir sehnlich auf die Rückkehr der beiden noch Fehlenden; denn der Fluß läßt sich zu keiner Zeit leicht befahren, und während der niedrigsten Ebbe ist dies, selbst bei Tage, fast unmöglich. Endlich, nach Eintritt der Dunkelheit, als die schneidend kalten Wind-

stöße sehr heftig geworden waren, sahen wir Feuer in der Ferne, und fast eine halbe Stunde später erschienen unsere Vermißten, Jeder mit einer Ladung Fleisch auf den Schultern. Sie kamen ganz erschöpft an; wir ließen sie daher erst ein wenig ausruhen; dann begaben sich Hunde und Alles in das Boot, und wir stießen ab; Mr. Clarke steuerte. Einige Meter weit kamen wir in aller Ordnung vorwärts; dann blieben wir auf einer Bank sitzen; nach mehreren erfolglosen Versuchen, das Boot abzustoßen, sprangen wir Alle in's Wasser und hoben es vollständig über die Bank hinweg, bis das Wasser uns beinahe bis an die Schultern ging; dann stiegen wir wieder ein und ruderten hinüber. Bei dem heftigen Winde und der starken Strömung gelang es uns nur, drei Viertelmeilen vom Hause zu landen; hier brachten wir das Boot in Sicherheit und liefen so schnell, als wir konnten, hinauf, um unsere nun gefrorenen Kleider los zu werden und einen Trunk heißen Kaffee zu bekommen. Wir waren Alle einstimmig der Meinung, daß, wenn wir wieder einen Ausflug machten, es räthlich sein werde, entweder auf dem nördlichen Ufer zu campiren, bis es Tag sei, oder zeitig genug zurückzukommen, damit wir, wenn wir übersetzten, die Bänke noch sehen könnten. Zuletzt wurde jedoch allgemein beschlossen, gar nicht wieder zu gehen.

Die Witterung im Juli war durchdringend kalt; der niedrigste Stand des Thermometers, nach welchem jeden Morgen pünktlich gesehen wurde, war 8° F. (oder —10°, 66 R.). Unsere Kleider zu waschen wurde unmöglich, da während des Waschens das Wasser gefror und die Kleidungsstücke so steif wie Bretter wurden. Wenn man über die Furth ritt und die Potro-Stiefeln des Reiters, was nicht selten der Fall war, sich zufällig mit Wasser füllten, so waren in einigen Minuten die Stiefeln nicht nur äußerlich mit Eis überzogen, sondern glichen auch inwendig einem Eiseimer. Die Wirkung des Flußeises, das die Gezeiten am Ufer aufgestapelt hatten, war sehr auffallend. Gewaltig große Schollen hatten sich bis zu einer Höhe von fünfzehn Fuß und noch darüber angehäuft und außerdem, daß sie die Passage schwierig machten, den sorgfältig aufgeschichteten Holzhaufen unter einen kleinen Berg von Eis begraben. So war es in dem verhältnißmäßig geschützten Thale. Auf den Pampas schien es, wenn der grimmige Südwind blies, wie es fast immer der Fall war, unmöglich, ihm entgegenzugehen, ohne rasch die Kräfte zu verlieren. Bei dem einen Versuche, den wir machten, wäre Gonzalez beinahe vom Schlafe überwältigt worden, der ein Vorläufer des Todes ist,

und die Pferde der ganzen Gesellschaft konnten durchaus nicht vorwärts kommen. Der Schnee lag achtzehn Zoll hoch, und wir hatten uns geschmeichelt, daß die Guanacos und Strauße uns leicht zur Beute fallen würden. Sie konnten nicht rennen — aber wir konnten auch nicht jagen und dankten Gott, daß wir von den öden und sturmgepeitschten Pampas, wenn auch langsam und mit Mühe, doch glücklich wieder herunterkamen.

Die Indianer vom Rio Chico besuchten uns dann und wann, und Orkeke's Einwendungen gegen meinen Wunsch, mich ihnen als Reisegefährte anzuschließen, ließen allmälig nach. Er hatte wahrscheinlich gefürchtet, ein englischer Señor werde bedeutende Aufmerksamkeit verlangen und beständig Mühe machen; während unsers Verkehres aber fand er, daß der Fremde sein Pferd selbst besorgen konnte (und wirklich selbst besorgte), daß er überhaupt sowohl sich selbst bedienen, als auch an Allem, was nur irgend gemacht wurde, theilnehmen, ja selbst im Freien schlafen konnte ohne jeden andern Schutz als den weiten Guanaco-Mantel. Auch Casimiro besuchte seinem Versprechen gemäß das indianische Lager und sprach zu meinen Gunsten; er erlangte endlich vom Häuptling für mich, wenn auch etwas ungern, die Erlaubniß, mich seiner Horde anzuschließen. Gegen Ende des Juli waren einige seiner Indianer in die Ansiedelung gekommen, um uns mitzutheilen, daß der Mangel an Wild in ihrer Nähe sie gezwungen habe, ihr Quartier an einen Ort weiter oben am Rio Chico zu verlegen. Sie erkundigten sich voll Sehnsucht, ob der Schooner angekommen sei; wir erwarteten ihn ebenso sehnlich, aber es verging ein Tag nach dem andern, und das erwartete Boot erschien nicht.

Am 24. Juli waren Alle auf die Jagd gegangen, Juan Chileno (der für die Woche Koch war) und mich selbst ausgenommen; ich hatte mir den Fuß verletzt und mußte deshalb zurückbleiben und mich ruhig verhalten. Ich war damit beschäftigt, ein Buch, „Charles Dashwood,“ vielleicht zum zwanzigsten Male zu lesen, als Juan hereinkam und sagte, die Jagdgesellschaft sei wieder zurückgekehrt. Da es erst zehn Uhr war, so war mein erster Gedanke, daß der Schooner mit Don Luiz angekommen sei. Juan jedoch, der hinausgegangen war, um zu recognosciren, verjagte diesen Gedanken, als er mit der Nachricht hereinstürzte, daß auf der Südseite zehn Chilier mit einundzwanzig Pferden angelangt seien. Kurz darauf trat Mr. Clarke selbst ein und bestätigte die Mittheilung. Die Leute waren,

wie sich herausstellte, Deserteure, die bei Nacht von Punta Arena entflohen waren und fast alle Pferde mitgenommen hatten, die sich im Corral befanden. Sie hatten sich am 2. Juli Morgens um zwei Uhr entfernt. Vier von ihnen waren dieselben, die man vorher in Santa Cruz wieder eingefangen hatte. Sie waren in Ketten gelegt und in der Nacht fest eingesperrt worden; aber mit höchster Anstrengung hatten sie die Ketten zerrissen und mit den Anderen, die außerhalb des Cuartel Alles in Ordnung gebracht, ihre Flucht bewerkstelligt. Zweiundzwanzig Tage lang waren diese Leute über die Pampas gereist, ohne Schutz den grimmigen Winden ausgesetzt und zuweilen in einem Schnee, der bis an die Sattelgurte der Pferde heraufreichte. Die Leiden, die sie auf einer solchen Reise ausgestanden hatten, mußten schrecklich gewesen sein, und viele von ihnen hatten Etwas erfroren. Sie aufzunehmen, war uns unbedingt unmöglich, da es uns selbst an Lebensmitteln fehlte, und wir wünschten uns wirklich Glück, daß die Pferde sich im Corral befanden, wo sie sicher waren, und beobachteten ängstlich die Bewegungen der neuen Ankömmlinge. Während des Nachmittags gelang es ihnen, über den Fluß zu setzen und auf die Nordseite zu kommen, wobei sie die Pferde schwimmen ließen; dann verschwanden sie in der Richtung des Rio Chico.

Jetzt reichte selbst die angenehme Gesellschaft Mr. Clarke's nicht mehr hin, mit der langweiligen Einförmigkeit unsers Lebens mich auszusöhnen. Das Wild wurde immer seltener, und die Aussicht auf die Ankunft des Schooners schien so unbestimmt, daß ich zu Anfang des August auf den Gedanken kam, es werde besser und unterhaltender sein, wenn ich in das indianische Lager übersiedelte, wo jedenfalls Fleisch in Fülle sich schaffen ließ. Als daher die Indianer am 7. August wieder zum Besuch kamen, kaufte ich mir ein Pferd, oder gab vielmehr im Tausch einen Revolver für ein (drei Jahre altes, erst kürzlich zugerittenes) Pferd hin und brach in Gesellschaft mit Orkeke, Campan, Cayuke und Tankelow, vier Indianern, die ich alle schon kannte, auf. Casimiro folgte mit seiner Familie; um seinen Hofstaat fortzubringen, nahm er eines der Pferde von Santa Cruz zur Aushülfe mit. Es war dasjenige, das ich in Santa Cruz gewöhnlich geritten hatte, und als wir im indianischen Lager ankamen, wurde es mir geliehen, damit ich noch ein zweites Pferd hatte. Nachdem wir die ersten Hügel auf der Nordseite überschritten hatten, fing unsere Gesellschaft, da sie nicht mit Frauen und Kindern belastet war,

an, in kurzem Galopp zu reiten. Dies dauerte so lange, bis plötzlich ein Puma aus einem Busche heraussprang; da ging sofort die Jagd los; er begab sich jedoch in ein dichtes Gewirr von Weihrauchbüschen, aus dem wir ihn vergebens herauszujagen suchten; wir warfen mit Steinen nach ihm, aber er blieb drin liegen und fauchte wie eine große Katze. Cayuke hätte gern den Busch angezündet, aber Orkeke wollte keine Zeit verschwenden; wir saßen daher auf und zogen weiter. Bis gegen vier Uhr Nachmittags ritten wir fortwährend über Ebenen und Bergrücken; dann kamen wir an eine große Laguna, dicht an welcher etwas hohes grobes Gras und einige Sträucher standen; hier wurden mehrere Strauße aufgejagt und einer von Orkeke erlegt. Als wir die Hügelkette erreichten, die wir oben als die südliche Barrière des Rio Chico-Thales bezeichnet haben, machten wir Halt, und in kurzer Zeit kochte der Strauß an einem tüchtigen Feuer. Wir schauten uns nach Casimiro um, konnten ihn aber nicht sehen und setzten daher nach dem Abendessen und einer Pfeife Tabak bei dem milden Lichte eines jungen Mondes unsere Reise fort. Als ich meine Gefährten auf den Mond aufmerksam machte, begrüßten sie Alle ihn dadurch, daß sie die Hände an die Köpfe legten und zu gleicher Zeit einige unverständliche Worte murmelten. Dies erinnerte mich an die englische Sitte des Geldumwendens beim ersten Anblick des neuen Mondes. Wir ritten fort bis gegen neun Uhr Abends, wo wir das indianische Lager erreichten. Schon vorher hatten wir eine beträchtliche Strecke weit oben im Thale Feuer brennen sehen und uns nicht erklären können, woher dieselben kamen; jetzt fanden wir, daß unser Häuptling, Camillo, bereits in jener Richtung marschirt war. Einer der Ersten, die mich anredeten, war Arica, und ich machte bald darauf die Entdeckung, daß die sämmtlichen Chilier in verschiedenen Toldos bei den Indianern ihr Unterkommen gefunden hatten, was eine ziemlich unangenehme Ueberraschung war. Ich wurde mit gebührender Ceremonie in Orkeke's Toldo geführt, und wir setzten uns an das Feuer. Ich hatte einen Sack voll Kaffee mitgebracht; wir machten uns daher an die Arbeit und brannten einigen; dann mußte Einer der Chilier zwischen Steinen ihn zerstoßen, und wir tranken Alle zusammen, wie die Indianer es nicht unpassend nennen, „Topfwasser". Es drängten sich viele Indianer herein, um uns anzusehen; unter Anderen bemerkte ich ein recht hübsches kleines Mädchen von etwa dreizehn Jahren, eine Nichte Orkeke's, die, als ihr etwas Kaffee angeboten wurde, denselben ganz

schüchtern und verschämt nahm, was köstlich anzuschauen war. Wir begaben uns Alle zur gehörigen Zeit zur Ruhe, und ein wenig vor Tage wurde ich durch den melodischen Gesang eines Indianers aufgeweckt, der sich im nächsten Toldo befand. Kurz darauf ging Orkeke hinaus und hielt an die Insassen der übrigen Toldos eine Rede; da wurden sofort die Pferde herbeigebracht, und die meisten Männer ritten auf die Jagd ab. In der Nacht war Schnee gefallen, es blies ein beißend kalter Wind, und Orkeke sagte mir, es ließe sich wenig Wild sehen. Ich nahm dies als einen Wink, nicht um ein Pferd zu bitten, und begnügte mich damit, im Lager herumzuschlendern und es mir anzusehen. Einige der Männer spielten Karten, einer oder zwei schliefen, während die Frauen fast durchgehends beschäftigt waren, Guanaco-Mäntel zu nähen. Gegen drei Uhr Nachmittags kam Casimiro mit seiner Familie an und begab sich in das Zelt eines südlichen Indianers, Namen Crimè, und kurz darauf kehrte die Jagdgesellschaft zu zweien und dreien zurück, aber die Jagd war nicht von großem Erfolg begleitet gewesen. Den Abend verbrachten wir ziemlich angenehm; wir machten Bekanntschaft mit einander, und Keoken, das kleine Mädchen, unterrichtete mich in den indianischen Namen für die verschiedenen Gegenstände, die sich umher befanden. Am nächsten Morgen wurde plötzlich der Befehl gegeben, zu marschiren. Da dies ganz unerwartet kam und ich zur Abreise nicht vorbereitet war, so entschloß ich mich, sofort nach Santa Cruz zurückzukehren und meine Kleider und andere Kleinigkeiten zu holen, auch ein Hengstfüllen mit zurückzunehmen, das ein Indianer, Namens „Tchang", Mr. Clarke versprochen hatte. Nach einer kleinen Schwierigkeit, da die Indianer nicht wünschten, daß ich allein ging, weil sie fürchteten, ich könnte mich verirren oder sonst ein Unfall mir begegnen, brach Graviel, der jüngste Sohn Casimiro's, mit mir auf. Das Füllen mußten wir, wie der Matrose es nennen würde, in's Schlepptau nehmen, das heißt, es eine Strecke weit mit einem Lazo schleppen Da Graviel's Pferd scheu war, so wurde diese Arbeit mir zu Theil. Kurz nach dem Aufbruch fing es an zu regnen, oder vielmehr zu graupeln, und da das am Ende des Lazo befindliche Thier bei seiner Widerspänstigkeit meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so konnte ich es nicht dahin bringen, den Mantel fest um meine Schultern zu behalten; ich wurde durch und durch naß, verlor eines meiner Messer und verfluchte unschuldigerweise Tchang, das Füllen und Alles. Nach kurzer Zeit jedoch, als wir den Indianern

weit genug aus den Augen waren, warf ich das Schlepptau weg, und wir trieben das abscheuliche Thier vor uns her. Wir kehrten nicht auf demselben Wege zurück, den wir auf der Hinreise eingeschlagen hatten, sondern folgten, zum guten Theil durch meinen Taschencompaß geführt, einer andern Route. Gegen Abend schmeichelte ich mir, getäuscht durch das Aussehen eines Hügels, daß wir nahe bei Santa Cruz wären. Aber leider! war es noch Meilen weit, und wir geriethen mit unserer Last in neue Schwierigkeiten; das Pferd war müde geworden und wollte durchaus nicht den Hügel hinunter; wir mußten es daher wieder „in's Schlepptau" nehmen und ziehen, und es muß neun oder zehn Uhr gewesen sein, ehe wir die hohen Ufer des Flusses erreichten. Hier sattelten wir die Pferde ab und versuchten dann vergebens ein Feuer anzumachen; Alles war, wie wir selbst, so mit Schnee und Nässe gesättigt, daß jeder Versuch fruchtlos war; wir legten uns daher, völlig ermüdet und ohne Feuer und Abendessen, unter einen Busch, und befanden uns bald, unter unseren Mänteln versteckt, im Lande der Träume.

Am nächsten Morgen handelte Graviel endlich einmal wie ein pflichtgetreuer Bursche; er ging nämlich fort, um die Pferde zu suchen. Mittlerweile kam das Boot herüber, und es war mir darum zu thun, rasch zum Ziele zu kommen; ich patschte daher einige Meter weit durch scharfkantiges Eis, um zu dem Boote zu gelangen, das eine Strecke vom Ufer entfernt auf den Grund gerathen war, und fuhr dann nach der Insel hinüber, wo ich nicht gerade zu meinem Kummer Etwas zu essen und ein Feuer fand, um meine erfrorenen Glieder zu wärmen. Ich packte meine wenigen Sachen ein, um sie zur Abreise, die späterhin erfolgen sollte, bereit zu haben; als aber die Fluth eintrat, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, und nur mit großer Schwierigkeit konnte das Boot Graviel und das Füllen herüberbringen. Auch erwartete mich die erfreuliche Nachricht, daß mein Pferd fehle, und daß Graviel und El Cooke am hohen Flußufer einen großen Puma gesehen hätten, der, während wir die Nacht vorher schliefen, wahrscheinlich ganz nahe bei uns gewacht habe. Bei dem Sturme war es unmöglich, jenen Abend über den Fluß zu setzen; wir entschlossen uns daher, auf der Insel zu bleiben und zu schlafen.

Da mein Pferd nicht wiederkam, so lieh Mr. Clarke mir am nächsten Tage ein anderes und schickte Isidoro mit, um es wieder zurückzubringen, falls wir das fehlende Roß nicht trafen. Gegen

vier Uhr Nachmittags nahm ich von meinem Freunde Abschied; er hatte durch das Wohlwollen, das er während meines Aufenthaltes mir erwiesen, sich in der That als Freund gezeigt. Auch mit den übrigen jungen Leuten, die Einer wie Alle mir von Herzen Glück wünschten, schüttelte ich die Hand. Dann brachen wir auf, und nachdem wir vergebens nach dem fehlenden Pferde gesucht hatten, ritten wir weiter bis gegen zehn Uhr Abends, wo wir Halt machten und an der Seite einer Laguna bivouakirten. Am nächsten Morgen kamen wir bei Zeiten am Rio Chico an, den wir auf dem Eise überschritten, und gegen zwei Uhr Nachmittags erreichten wir die Toldos. Die Männer waren auf der Jagd; man konnte den Rauch von ihren Feuern sehen, der von den nach Norden gelegenen höheren Ebenen aufstieg. Da wir seit der vorhergehenden Nacht, wo wir im Bivouak zu Abend speisten, Nichts wieder gegessen hatten, und auch jene Mahlzeit nur aus einem kleinen Skunk bestand (der, wenn auch sehr schmackhaft, doch unglücklicherweise sehr mager war), so brauchten wir höchst nöthig Etwas zu essen, und Arica beeilte sich, am Asador oder eisernen Bratspieße etwas Guanacofleisch zuzubereiten.

Als die Jäger anlangten, fragte Orkeke Isidoro barsch, wozu er mitgekommen, und die Mittheilung, daß sein Pferd verloren sei, schien ihm, was ganz natürlich war, nichts weniger als angenehm zu sein; überhaupt schien das Benehmen des alten Häuptlings nicht viel Gutes zu versprechen; aber ich stellte mich, als ob ich es nicht merkte, that, als wäre ich im Toldo zu Hause, und quartierte mich ein, als gehörte ich zur Familie.

Drittes Kapitel.

Der Rio Chico.

Abbruch des Lagers. — Ein müßiger Tag. — Hastiger Aufbruch. — Eine Verlegenheit. — Allein auf der Pampa. — Wiedervereinigung. — Der Kau oder Toldo. — Die häusliche Einrichtung. — Die indianischen Stämme. — Drei Raçen. — Die Marschordnung. — Die Jagd. — Das indianische Jagdgesetz — Die Kochkunst der Tehuelchen. — Basalthügel. — Ein indianischer Festtag. — Mein erster Tehuelche-Ball. — Frau Orkeke fällt vom Pferde. — Uebergang über den Rio Chico — Eine Schlacht — Cuastro's Tod. — Gefahrvolle Zeiten. — Die Verschwörung der Chilier. — Obsidian-Ebene und Paß. — Die ersten Strauß-Eier. — Amakaken. — Das Steinheben. — Das Teufelsland. — Der Gotteshügel. — Condore und das Mittagsmahl. — Sonnenaufgang auf der Cordillera. — Der Vorbote der Pest. — Gelgel-Aik. — Wie ich mich dem Ehestand entzog. — Téle. — Die Augen der Wüste. — Yaiken-Kaimak. — Vorbereitungen zum Kriege. — Ein zweiter Kampf. — Wassertiger. — Indianische Banditen. — Eisenerze. — Der Schiffsfelsen. — Der Barschfang. — Appleykaik. — Casimiro's Flucht. — Ankunft in Henno.

Nachdem wir uns dem indianischen Lager wieder angeschlossen hatten, brach am nächsten Morgen die ganze Horde auf. Camillo und einige Andere waren schon fort und jetzt bereits mehrere Märsche voraus; Orkeke und Isidoro ritten nach Santa Cruz ab, um das verlorne Pferd zu suchen und für mich einige kleine Aufträge zu besorgen. Casimiro und alle Uebrigen endlich brachen ihr Lager ab und machten sich auf die Reise, um Camillo einzuholen. Ehe sie abzogen, kam Casimiro zu mir, stellte sich, als läge ihm mein Wohlergehen sehr am Herzen, und bat mich im Vertrauen, ihn zu begleiten und mit in seinem (oder vielmehr Crimè's) Toldo zu wohnen und zu leben; er fügte noch hinzu, man habe ihm gesagt, daß Orkeke gar

nicht die Absicht habe, nach Norden zu marschiren, sondern mit dem Plan umgehe, mich in seinem Toldo zu behalten, bis er auf die eine oder andere Weise sich in den Besitz meiner Waffen und Munition setzen könne. Da ich keinen Grund sah, diese Geschichte zu glauben, so lehnte ich es ab, auf den Vorschlag Casimiro's einzugehen. Nachdem er ein wenig Kaffee gebettelt und sich dadurch getröstet hatte, zog er ab, und das Lager bestand jetzt nur noch aus dem Toldo, als dessen Insassen ich mich selbst betrachten sollte, und aus einem zweiten, der den einzigen Indianern gehörte, die zurückblieben — Tankelow, Orkeke's Bruder, und seinem Sohne, einem Jünglinge von achtzehn Jahren. Außer diesen waren noch drei von den chilischen Deserteuren da, die, wie bereits erzählt worden ist, von Punta Arena entflohen waren; der eine gehörte zu dem Haushalt Tankelow's und die beiden andern zur Dienerschaft Orkeke's. Einer derselben war der schon erwähnte Arica; er war ein sehr geschickter Lederarbeiter und hatte sich damit beschäftigt, für die Indianer Sättel und Zäume zu verzieren, wodurch er es zu einem ziemlich guten Lager von Reitzeug gebracht hatte. Die Chilier befanden sich jedoch alle drei in keiner beneidenswerthen Lage. Sie hatten sich Anfangs erniedrigt, indem sie sich freiwillig dazu hergaben, die schwere Arbeit des Holz- und Wasserholens zu verrichten, und jetzt waren sie nicht viel besser als Sklaven; sie mußten gezwungen die gemeinen Dienste thun, die vorher die Aufgabe der Frauen gewesen waren. Diese schönen Geschöpfe, an deren Spitze Frau Orkeke — ein junges Weib von fast sechs Fuß Höhe und einer entsprechenden Breite quer über die Schultern — stand, beschäftigten sich damit, Guanaco-Mäntel zuzuschneiden und zu nähen, Kopfbinden zu weben und zu schnattern. Tankelow und sein Sohn brachen jetzt zu einer Jagd auf; da man mir aber kein Pferd anbot und ich es für vernünftiger hielt, mein einziges Roß gehörig ruhen zu lassen und gut zu füttern, so konnte ich sie nur bis an den Fluß begleiten; sie ritten über die gefrorene Oberfläche desselben und verschwanden in einem Cañon, der die an der nördlichen Grenze des Thales stehende Barranca hinauf nach der Ober-Pampa führte. Nachdem ich sie gedankenvoll beobachtet hatte, besah ich mir das Thal des Rio Chico. Hinter mir, nach Südosten, schlängelte sich der Fluß durch Ebenen, die mit, gegen achtzehn Zoll hohem, verwelktem grobem Grase bedeckt waren und auf beiden Ufern sich mehrere Meilen weit erstreckten, bis die Barranca sich erhob und sie begrenzte. Auf dem höheren Terrain lag fleckweise hier und da Schnee.



Guanaco- und Straussjagd im Rio Chico-Thale.

und vermehrte noch die Traurigkeit des Anblicks. Ungefähr zwei Stunden weiter unten theilte sich der Fluß in zwei Arme, die jenseits einer etwas größern Insel sich wieder vereinigten. Sah man in nordwestlicher Richtung den Fluß hinauf, so wurde das Thal bald schmäler, indem die südliche Barranca sich bis auf ein Paar Meilen von unserm Lager herabzog, und die Aussicht wurde hier durch zwei merkwürdige Hügel abgeschlossen, welche Festungen glichen, die auf jeder Seite auf Wache standen. Ich machte von den Umrissen der Aussicht eine leichte Skizze, die den Hintergrund der Jagdscene auf der beigegebenen Illustration bildet. Als ich zu dem Toldo zurückgeschlendert war, begrüßten mich die Frauen mit der gewöhnlichen Bitte: „Mon aniwi“ — auf Deutsch: „Leihen Sie uns die Pfeife,“ die gehörig geladen und herumgereicht wurde. Dann setzten wir uns und sahen dem Treiben Keoken's, des hübschen Töchterchens Tankelow's, einer Knospe, die eben in das Alter der Mannbarkeit überging, und eines kleinen Knaben zu, dem ich den Namen Capitän John gab; sie fingen und ritten zum Zeitvertreib einige der Pferde, die zahmer als die andern waren. Die Bälge wurden aber der Reitkünste bald überdrüssig, und vom Geiste des Unfugs getrieben, der in Kindern, und besonders in indianischen Knaben immer zu spuken scheint, kamen sie und baten mich um ein Zündhölzchen. Ohne zu ahnen, was sie vorhatten, und ohne allen Argwohn, erfüllte ich ihren Wunsch. Hoch erfreut eilten sie fort, und in wenigen Minuten hatten sie, vom Toldo etwas entfernt, aber auf der Windseite, das üppige, verwelkte Gras angebrannt. Anfangs ließen wir den Brand unbeachtet; in der Dämmerung aber, wo Tankelow mit einer Masse Fleisch von der Jagd zurückkehrte, wurde er entschieden gefährlich. Wir mußten daher Alle anfangen zu arbeiten, und dadurch, daß wir das Gras ausrauften, thaten wir mit großer Mühe dem Feuer Einhalt, das sonst, wenn es etwa in der Nacht durch den Wind unterstützt worden wäre, höchst wahrscheinlich den Toldo verzehrt und die Insassen in Gefahr gebracht hätte. Um die Anstifter bekümmerte man sich nicht weiter; dem Anschein nach sah man den Vorfall so an, als gehöre er mit zum Tagewerk. Nachdem wir zu Abend Guanacofleisch gegessen und eine Pfeife Tabak geraucht hatten, begab ich mich zur Ruhe und schlief auf meinem, aus Häuten und Polstern bestehenden Tehuelche-Bett, das die lange Wirthin sorgfältig hergerichtet hatte, fest und gesund.

Der nächste Tag wurde damit hingebracht, daß ich alle meine

Kleider wusch und mit dem Chilier Arica, von dem ich für einen alten Guanaco-Mantel einen Hund bekam, nähere Bekanntschaft machte. Als aber am dritten Tage von Orkeke's Rückkehr noch keine Spur sich zeigte, wurde die Unthätigkeit unerträglich; nachdem daher Tankelow und sein Sohn auf einen Jagdausflug abgeritten waren, beschlossen Arica und ich, aufzubrechen und Casimiro und seiner Horde nachzusetzen. Da Arica kein Pferd hatte, so mußten wir nothwendig abwechselnd reiten und zu Fuße gehen; aber selbst auf diese Weise konnten wir es zu Stande bringen, daß unsere Reise schnell ging. Wir brachen demnach um zwei Uhr Nachmittags auf, zum großen Erstaunen der Damen, die dagegen Einspruch thaten und behaupteten, wir würden uns sicher verirren oder von den Pumas getödtet werden. Die eine alte Dame, Orkeke's Schwester, schenkte mir, nachdem sie vergebens uns abzurathen versucht hatte, ein dünnes Stückchen Charqui, das nebst einigen Händen voll Kaffee unsere ganzen Lebensmittel bildete. An jenem Tage kamen wir nicht sehr weit; aber bei dem nächsten Marsche hatten wir, da der Pfad der Indianer eben war, dreißig Meilen zurückgelegt, als wir beim Einbruch der Nacht an einer Stelle Halt machten, wo mit dem Thale des Rio Chico von Norden her ein anderes sich vereinigte. Unser Charqui hatte blos zu einer Abendmahlzeit hingereicht; daher stillten wir an diesem Tage unsern Appetit mit den knolligen Wurzeln einer Pflanze, die in den meisten Gegenden Patagoniens in großer Menge wächst.

Die Pflanze gleicht in ihrem Wachsthum sehr genau einer Balsampflanze [1]) der Falklands-Inseln, und man hätte sie leicht für dieselbe halten können, wenn nicht das Gummi gefehlt hätte: ein Mangel, der vielleicht der Beschaffenheit des Bodens oder der Zeit des Jahres zuzuschreiben war. Sie ist leicht zu erkennen an der Masse winzig kleiner grüner Blättchen, die sie hat, und sieht aus wie ein kleiner Hügel Erde, der oben mit zartem Moos bewachsen ist. Wenn man in den Haufen hineingräbt, findet man eine große und mehrere kleine knollige Wurzeln, die, in der Asche gebraten, hungrigen Menschen gut genug schmecken.

Wir legten uns im Freien schlafen, in unsere Guanaco-Mäntel eingewickelt, fanden aber, als wir aufwachten, daß in der Nacht viel Schnee gefallen war, der Alles einen Fuß hoch bedeckt hatte, so daß

[1]) Balsam bog.

wir von dem Pfade der Indianer keine Spur mehr sahen. In dieser Verlegenheit, da wir gar nicht wußten, in welchem der beiden Thäler wir hinaufgehen sollten, und überdies im höchsten Grade froren, sahen wir uns zuerst nach einem Platze um, der uns Schutz gewähren konnte. Er bot sich uns in einem kleinen Thälchen oder einer Stelle, an der die Wand der Barranca zurücktrat, und die dicht mit Weihrauchbüschen bewachsen war. Dorthin begaben wir uns, und es dauerte nicht lange, so hatten wir ein loderndes Feuer angemacht und hielten, während wir die durchkälteten Glieder wärmten, einen Rath. Es wurde beschlossen, daß ich aufsitzen und auf die Jagd reiten sollte, um etwas Nahrung zu holen; dann konnten wir, wenn die Witterung gelinder wurde, weiter ziehen. Arica mußte zurückbleiben, um für das Feuer zu sorgen, und erhielt von mir eine tüchtige Ermahnung, es nicht ausgehen zu lassen und so viel Rauch als möglich zu machen, um den Indianern ein Signal zu geben. Nach vieler Mühe wurde mein Pferd, das nur halb gebändigt war und aus Muthwillen sich bäumte und mit den Vorderfüßen schlug, mit dem ledernen Riemen, der das indianische Gebiß bildet, gezäumt. Dann ritt ich fort, um die Barranca zu erklettern, die das Flußthal begrenzt, und erreichte bald das öde, wellenförmige Terrain der höheren Pampa. Um mich nicht zu verirren, gebrauchte ich die nothwendige Vorsicht, mich zwei= bis dreimal durch in die Augen fallende Hügel, die man an den nördlichen Grenzen des Thales sah, sorgfältig zu orientiren; denn die einförmige und traurige Wüste der Pampa, die mit Geröll und Kies bestreut und zur Abwechselung mit Grasbüschеln bestanden ist, bietet keinen Pfad oder sonst ein Zeichen, an dem der Wanderer sich zurecht finden könnte. Es dauerte nicht lange, so sah ich zwei oder drei Guanaco=Heerden; aber der Hund, der wahrscheinlich in der Nacht für sich auf Futter ausgegangen war, wollte nicht laufen, und ein Galopp von etwa zwölf englischen Meilen erwies sich als fruchtlos. Als ich eben im Begriff war, mich aus Verzweiflung in mein Schicksal zu ergeben, gewahrte ich eine Heerde in einer Vertiefung, der ich unbemerkt mich nähern konnte. Da ich wußte, daß unsere Aussicht, für den Tag Etwas zu essen zu haben, vom Glück abhing, so näherte ich mich vorsichtig, machte dann den Angriff, und es gelang mir zu meiner großen Freude, das eine Guanaco mit den Bolas zu verwickeln. Es wurde bald abgeschlachtet, und während ich geschäftig eine Partie Fleisch abschnitt, kam plötzlich zu meiner Ueberraschung ein Indianer herangaloppirt. Der An=

kömmling war Tankelow, der mich suchte. Er brachte die Nachricht, daß Orkeke das verirrte Pferd gefunden habe und zurückgekehrt sei, und daß die Gesellschaft so schnell, als sie könne, marschire, um Casimiro einzuholen. Er war abgeschickt worden, theils um zu jagen, theils um uns aufzufinden. Ich fragte ihn nach Arica, und er gab mir darauf die Versicherung, daß der schon nachkommen werde, und da, wie es schien, kein Grund vorhanden war, die Aussage zu bezweifeln, so ritten wir eilig zu der Gesellschaft zurück und schlossen uns ihr auf dem Marsche an. Ich wurde von den Damen mit lautem freudigem Lachen empfangen; da aber Arica nirgends zu sehen war, so äußerte ich, daß ich zurückreiten und ihn suchen wolle. Dies ließen sie jedoch nicht zu, sondern schickten einen berittenen Indianer mit einem Reservepferd ab, auf dem er ihn herbringen sollte, und gaben ihm zu seiner Erquickung ein tüchtiges Stück Fleisch mit. Dann zogen wir wacker vorwärts und erreichten bei dem Einbruch der Nacht das Lager. Orkeke schien es Anfangs etwas übel zu nehmen, daß ich allein abgereist war, und es so aufzufassen, als verriethe es einen Mangel an Vertrauen zu ihm; aber die Freude, daß er sein Pferd wieder hatte, verhalf ihm wieder zu seiner guten Laune. Mr. Clarke hatte ihm für mich etwas Pulver mitgegeben, das er, wie er s a g t e, verloren hatte; auch einige andere Gegenstände, wie zum Beispiel Wäsche und Tabak, schickte er mir, und daß ich Orkeke dies Alles schenkte, beseitigte vollends jede Spur von Empfindlichkeit.

Die verschiedenen Abtheilungen waren jetzt alle wieder vereinigt, und die ganze Horde zählte, außer den Chiliern und mir, achtzehn rüstige Tehuelche- oder patagonische Männer, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl Frauen und Kinder. Die Bedeutendsten unter den Indianern waren Orkeke, der wirkliche Cacique, und sein Bruder Tankelow, der die größere Anzahl Pferde besaß; ferner Casimiro, der als Anführer thatsächlich noch immer einige Gewalt hatte; Camillo, Crimè, Cuastro, Cayuke u. s. w. Noch Einer muß namentlich erwähnt werden; es ist Wáki, dem Körperbau nach ein richtiger Hercules, und ein äußerst gutmüthiger Mensch; wir wurden große Freunde. Von allen diesen Männern, die am 15. August im Lager am Rio Chico sich befanden, waren, als wir im folgenden Mai den Rio Negro erreichten, nur noch acht am Leben; die Uebrigen waren, zu der einen oder andern Zeit, getödtet worden oder gestorben. Die geheimen Fehden, die in Kurzem die Sicherheit von uns Allen ge-

fährden sollten, wurden bis jetzt verschwiegen, und Alle waren dem Anschein nach gute Freunde. Die ganze Gesellschaft wurde in fünf Toldos untergebracht — ein spanischer Name, unter welchem die indianischen Kau oder Zelte bekannt sind, die große Aehnlichkeit mit den Zelten unserer Zigeuner haben. Sie wurden in einer geschützten Vertiefung aufgeschlagen und die Vorderseite nach Osten gerichtet, um den herrschenden Westwinden mit ihrer schneidenden Kälte und Heftigkeit auszuweichen.

Fitzroy hat eine vortreffliche Beschreibung des Toldo gegeben; denjenigen Lesern aber, welche sie nicht kennen, wird eine kurze Skizze wohl nicht unangenehm sein. Es werden eine Reihe ungefähr drei Fuß hohe Gabelpfähle in die Erde getrieben, so, daß sie ein wenig schief stehen, und oben quer über sie eine Stange gelegt; vor diesen, etwa sieben Fuß entfernt, wird eine zweite, sechs Fuß hohe Reihe aufgestellt, ebenfalls mit einer querüber liegenden Stange, und in derselben Entfernung von ihr eine dritte Reihe, acht Fuß hoch, jede ein wenig schief stehend, aber nicht unter demselben Winkel geneigt. Dann wird von hinten eine aus vierzig bis fünfzig Fellen ausgewachsener Guanacos gemachte, mit einer Mischung von Fett und Rotheisenocker eingeschmierte Decke darüber gezogen, und durch den starken Zug der schweren Decke werden die Stangen gerade gerichtet. Die Decke wird hierauf mit Riemen an die vordersten Stangen gebunden, während zwischen den inneren Stangen befestigte Vorhänge von Häuten die Schlafplätze abtheilen und das rings um die Seiten des Zeltes aufgestapelte Gepäck den kalten Wind abhält, der unter dem Saum der Decke hineindringt. Das Feuer wird in dem vordern Theile oder „Munde des Zeltes" angemacht. Bei sehr schlechtem Wetter, oder wenn man sich für den Winter lagert, wird an die vordersten Stangen noch eine zweite Decke befestigt und über eine besondere Reihe kurzer Pfähle herabgezogen, so daß Alles fest und sicher ist. Es ist eine gewöhnliche Einrichtung, daß Verwandte oder Freunde ihre Toldos mit einander verbinden; dann läßt man die Decken, anstatt sie an der Seite bis auf die Erde herabzuziehen, über einander greifen; auf diese Weise bedeckt ein einziges Zeltdach zwei bis drei verschiedene häusliche Einrichtungen.

Die Ausstattung der Toldos besteht aus einem oder zwei Polstern und einer oder zwei Roßhäuten für jede Schlafabtheilung; die eine Haut wird als Vorhang und die andere als Bettzeug benutzt. Die Polster macht man aus alten Ponchos oder Lechus, sonst Man=

bils genannt, gewebten wollenen Decken, welche man von den Araucanos bezieht, die wegen ihrer Manufactur berühmt sind; sie werden mit Guanaco-Wolle ausgestopft und mit Strauß- oder Guanaco-Sehnen zusammengenäht. Die Polster dienen als Kopfkissen oder als Sitze und helfen auch auf dem Marsche als Frauensättel aus. Außer diesen Polstern besitzen die Frauen alle noch Mandils zu ihren Betten. Die Männer benutzen dann und wann, wenn der Boden feucht ist, die Decken, die sie unter den Sätteln tragen, als Sitze, in der Regel aber kauern alle Insassen des Toldo auf dem Teppich der Natur, der den Vortheil hat, daß er sich leicht reinigen läßt, denn die Tehuelchen sind, was die Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen betrifft, sehr eigen, und ein Stück Rasen, das zufällig beschmutzt worden ist, wird sofort von den Frauen herausgestochen und hinausgeworfen.

Das Kochgeschirr ist einfach; es besteht aus einem Asador oder eisernen Bratspieße, zum Braten des Fleisches, und dann und wann aus einem eisernen Topfe, der zum Kochen und auch zum Auslassen des Straußfettes und Markes dient; dies wird sowohl zum Kochen als zur Vermischung mit der Farbe verwendet, mit welcher beide Geschlechter ihre Gesichter schmücken. Dazu kommen bisweilen noch flache hölzerne Schüsseln und Armadillschilde, in welchen man die Fleischbrühe aufträgt. Die Pflicht, bei dem Haltmachen die Toldos aufzuschlagen und einzurichten und für den Marsch sie wieder abzubrechen, sowie auch die Stangen, Decke und Ausstattung auf die Pferde zu laden, fällt ganz den Frauen anheim, die bei der Arbeit große Kraft und Geschicklichkeit zeigen.

Um die Toldos herum waren unzählige Hunde von allen Größen und Raçen, und Frau Orkeke erfreute sich des Besitzes zweier Hühner, die sie aus der Ansiedelung mitgebracht hatte; das allerwichtigste Besitzthum der Indianer, die Pferde, vollendete das rührige Leben des Bildes. Außer den Stuten und scheuen Füllen, die immer umherrannten, so daß man sie nicht zählen konnte, waren es nicht weniger als hundertundfünfzig, die den verschiedenen Mitgliedern der Horde gehörten; Orkeke und Tankelow besaßen gegen vierzig. Der Leser kann sich vorstellen, was für ein Bild der Marsch und das Lager einer solchen Horde bietet, und mit welcher Sorgfalt die Indianer ihren Weg wählen müssen, um sicher zu sein, daß sie für sich Wild und für ihre Thiere Weide finden. Die Hunde und Pferde, die bei den Tehuelchen üblich sind, sollen später ausführlich beschrieben werden.

Damit jedoch der Leser die Beziehungen zwischen den Stämmen, von welchen wir im Folgenden sprechen werden, deutlich versteht, wollen wir hier die verschiedenen Stämme kurz darstellen. Auf den mannichfaltigen Karten und in den Berichten, die über Patagonien vorhanden sind, werden zahlreiche Stämme, mit verschiedenen Namen, verzeichnet und erwähnt. Diese Berichte finden, soweit ich nach meinen Beobachtungen urtheilen kann, ihre Erklärung in der Sitte, daß Leute eines Stammes sich zu einer Horde vereinigen, um unter der Führung eines gewissen Häuptlings zu reisen oder zu kämpfen, und, wenn man sie trifft, sich nach seinem Namen benennen. Durch diese Auffassung ist es mir gelungen, zu bestimmen, daß die Moluchen nach Malechou, einem Erbhäuptling jenes Namens, benannt wurden, und der berühmte Häuptling Lenketrou vereinigte unter seiner Führung Leute mehrerer Stämme und soll bei seinem großen Einfall in die Ansiedelungen am Rio Negro 1500 Mann befehligt haben. Zwischen dem Rio Negro und der Magalhães-Straße gibt es jetzt gegen fünfhundert streitbare Männer, die nach einer ungefähren Schätzung eine Bevölkerung von etwa dreitausend Seelen geben. Die Tehuelchen oder eigentlichen Patagonier, mit Ausschluß der Fuß-Indianer des Feuerlandes — die, wenn sie auch vielleicht ursprünglich von derselben Herkunft sein mögen, doch von ihnen verschieden sind — werden in zwei große Stämme, den nördlichen und den südlichen, getheilt. Sie sprechen dieselbe Sprache, lassen sich aber an der Verschiedenheit der Betonung erkennen, und die Südlichen scheinen im Durchschnitt längere und schönere Menschen und mit den Bolas geübtere Jäger zu sein. Die Nördlichen streifen hauptsächlich in dem zwischen der Cordillera und dem Meere gelegenen Districte umher; sie wandern vom Rio Negro im Norden bis südlich zum Chupat, kommen aber dann und wann auch bis zum Flusse Santa Cruz herab. Die Südlichen haben das Land inne, das südlich vom Santa Cruz liegt, und ziehen bis nach Punta Arena. Die beiden Abtheilungen sind jedoch sehr mit einander vermischt und heirathen oft in einander; dessen ungeachtet bewahren sie immer ihre clanartige Eintheilung und ergreifen bei den häufigen Händeln die Gegenpartei. Unsere Horde war fast zu gleichen Theilen aus Nördlichen und Südlichen zusammengesetzt, und der eine Insasse unsers Toldo war ein Südlicher, Namens Hummums, ein Bruder der Frau Orkeke. Vom Rio Negro bis zum Chupat trifft man noch einen zweiten Stamm, der eine andere Sprache redet und sein Haupt-

quartier an den Salinas nördlich vom Rio Negro hat. Dies sind die Pampas, von den Tehuelchen „Penck" genannt, was, wie ich glaube, in den Namen Pehuelche corrumpirt worden ist. Mehrere Geschlechter dieses Volkes verbreiten sich über die Ebenen nördlich vom Rio Negro und machen häufige Einfälle in die argentinischen Ansiedelungen bis zur Provinz Santa Fé und sogar, wie ich glaube, bis Cordoba und Mendoza. Die Pampas-Indianer des nördlichen Patagoniens halten zuweilen Rinder und Schaafe, in der Regel aber leben sie von der Jagd. Ein dritter Stamm scheint der Sprache und Körperbeschaffenheit nach ein Zweig der Araucanos von Chili zu sein. Dies ist das Volk, das die Tehuelchen Chenna oder auch die Krieger (Warriors) nennen; sonst sind sie als Manzaneros bekannt, weil ihr Hauptquartier Las Manzanas ist, so genannt wegen der Apfelbaum-Haine, die sich dort befinden, einst eine Station der ehemaligen Jesuiten-Missionäre, die sich vergebens bemühten, diese Stämme zu bekehren und sie zu gesitteten Menschen zu machen. Sie wandern weniger und sind in ihren Gewohnheiten civilisirter als die Tehuelchen; in den geschützten Thälern der Cordillera sollen sie Schaf- und Rinderheerden halten und zuweilen ein wenig Mais bauen. Ich weiß nicht, ob die heiligen Jesuitenväter ihren Schülern die Kunst lehrten oder nicht, aber diese Indianer brauen aus den Aepfeln von Las Manzanas einen ganz leidlichen Aepfelwein und bereiten außerdem auch aus den Bohnen der Algarroba ein berauschendes Getränk. Die Tehuelchen hängen in Bezug auf ihre Reizmittel ganz von dem Zufall ab, daß sie in den Ansiedelungen handelsweise Rum bekommen, und dieser nebst Krankheit, besonders Blattern, führen eine rasche Verminderung ihrer Zahl herbei.

In unserm Lager am Rio Chico blieben wir einen Tag. Der vermißte Arica kam während desselben an. Orkeke empfing ihn mit finstern Blicken; er räumte ihm zwar noch immer einen Platz in seinem Toldo ein und gab ihm auch ein Pferd zum Reiten, aber er schien von dieser Zeit an eine starke Abneigung gegen ihn zu hegen, die für die künftige Sicherheit des Chiliers eine schlechte Aussicht bot. Er hatte, wie sich zeigte, während meiner Abwesenheit dem Verlangen nachgegeben, sich Etwas zu essen zu verschaffen, und, während er nach Wurzeln umherstreifte, das Feuer ausgehen lassen. Bei seiner Rückkehr sah er an der ausgelöschten Asche des Feuers einen gewaltig großen Puma liegen. Als jedoch Arica eben im Begriff war, den Revolver abzufeuern, den ich ihm geliehen hatte, sprang das Thier

davon und in die Büsche. Da er überzeugt war, daß der Puma sich ganz in der Nähe befinde und nur auf eine Gelegenheit zum Angriff warte, so stand er mehrere Stunden auf der Lauer und hielt den Revolver bereit. Man kann sich seine Freude denken, als er, aus Mangel an Nahrung und Ruhe ganz entkräftet, durch die Ankunft des Indianers, der ihm Fleisch und ein Pferd zum Reiten brachte, erlöst wurde.

Am nächsten Tage machten wir einen kurzen Marsch das Flußthal hinauf. Die Caravane der Frauen und Pferde zog, wie gewöhnlich, den Pfad entlang, während die Männer auf den anliegenden Ebenen jagten. Ich war bei der Jagd so glücklich, ein Guanaco und einen Strauß zu erlegen, und theilte sie, wie sich's gebührte, mit Casimiro. Die Marschordnung und Jagdmethode, die zusammen die Tagesordnung ausmachen, sind folgende: der Cacique, der den Marsch und die Jagd zu ordnen hat, tritt, wenn es Tag ist, zuweilen aber auch schon vor Tage, aus seinem Toldo heraus und hält eine laute Rede, in welcher er die Marschordnung beschreibt, den zur Jagd bestimmten Platz bezeichnet und das allgemeine Programm darlegt; dann fordert er die jungen Männer auf, die Pferde einzufangen und herbeizubringen, und ermahnt sie, bei der Jagd wachsam und thätig zu sein; in einer Schlußbetrachtung schärft er seine Ermahnung noch besonders ein und bezieht sich dabei prahlerisch auf die Beweise von Tapferkeit, die er, als er jung war, selbst gegeben hat. Zuweilen zünden die Frauen, während der Häuptling spricht, das Feuer wieder an, oder blasen es an, wenn die Asche noch glüht, und bereiten ein kleines Frühstück, aber nicht immer. Dann und wann wird auch von der Abendmahlzeit etwas kaltes Fleisch aufgehoben und in einen ledernen Sack gesteckt, um es mit auf den Marsch zu nehmen und den Kindern zu geben, wenn sie hungrig sind. Die Männer aber pflegen in der Regel zu warten, bis die am Tage gehaltene Jagd frisches Fleisch geliefert hat. Wenn die „Rede" des Cacique — auf die man sehr wenig achtet — vorüber ist, fangen die jungen Männer und Knaben die Pferde mit dem Lazo und bringen sie herbei, und die Frauen legen ihnen die Schilfpolster, die mit Riemen von Haut festgebunden werden, die Mäntel und farbigen wollenen Decken auf den Rücken, die ihre Sättel bilden; andere binden sich die Gürtel um, oder stecken ihre kleinen Kinder in die Wiegen von Flechtwerk, oder rollen die Felle zusammen, die als Decken der Toldos dienen, und bringen sie und die Stangen auf die Bagagepferde; zu allerletzt

werden die kleinen Fässer, die man auf dem Marsche bei sich führt, mit Wasser gefüllt. Die Frauen steigen vermittelst einer Schlinge auf, die sich um den Hals des Pferdes befindet, und sitzen mit gespreizten Beinen auf ihren Polstersätteln; ihre kleinen Kinder — wenn sie solche haben — und ihre Schooßhündchen werden hinaufgehoben, und die kleinen Kinder in den hinter ihnen befindlichen Wiegen untergebracht; dann nehmen sie ihre Bagagepferde in's Schlepptau und reiten im Gänsemarsch ab. Die Männer, die in der Regel warten, bis Alle fertig sind, treiben hierauf die Reservepferde eine kurze Strecke weit, überlassen sie der Sorge ihrer Weiber oder Töchter und begeben sich zu einem nahen Busche, wo sie ein Feuer anmachen, die Pfeifen anbrennen und die Jagd in folgender Weise beginnen. Zwei Mann brechen auf und reiten im Galopp um eine gewisse Fläche Land herum, deren Umfang je nach der Anzahl der Jäger verschieden ist; dabei zünden sie in gewissen Abständen Feuer an, um ihren Weg zu bezeichnen. Nach einigen Minuten werden wieder zwei abgeschickt, und so fort, bis nur noch Einige mit dem Cacique übrig sind. Diese breiten sich in einer halbmondförmigen Linie aus und schließen und verengen den Kreis an einem Punkte, wo diejenigen, die zuerst abritten, jetzt angekommen sind. Der Halbmond ruht auf einer Grundlinie, welche die langsam fortschreitende Linie der Frauen, Kinder und Bagagepferde bildet. Die Strauße und Guanacoheerden laufen vor den vorrückenden Jägern davon, werden aber von jenen, die an den Spitzen stehen, aufgehalten und, wenn der Kreis völlig geschlossen ist, mit den Bolas angegriffen, wobei zwei Mann häufig dasselbe Thier von verschiedenen Seiten jagen. Auch die Hunde helfen bei der Jagd, aber die Indianer sind so schnell und im Bolaswerfen so geübt, daß, wenn ihre Pferde nicht ermüden oder sie zufällig ihre Bolas verspielt haben, die Hunde nicht viel gebraucht werden. Pumas findet man sehr häufig in den Kreisen; sie werden durch einen Schlag mit der Kugel auf den Kopf schnell abgethan. Einmal sah ich Wáki durch einen einzigen Schlag den Schädel eines ungewöhnlich großen vollständig zerschmettern. Das indianische Gesetz über die Theilung des Wildes beugt allem Streite vor und lautet folgendermaßen: Derjenige, der den Strauß mit den Bolas fängt, läßt den Andern, der mit ihm gemeinschaftlich auf das Thier Jagd gemacht hat, ihn tragen oder für ihn sorgen, und wenn die Jagd zu Ende ist, wird er getheilt; die Federn und der Leib vom Kopfe bis zum Brustbein und das eine Bein gehören dem, der ihn

gefangen, das Uebrige dem, der geholfen hat. Ist es ein Guanaco, so nimmt der Erstere ebenfalls die beste Hälfte; Lunge, Herz, Leber, Nieren, Fett und Markknochen werden zuweilen roh gegessen. Die Tehuelchen schneiden auch das Fett über den Augen und das knorplige Fett zwischen den Schenkelgelenken heraus, das sie, wie auch das Herz und Blut des Straußes, als Leckerbissen betrachten. Da sie gar keine Mehlspeise essen, so wird Fett ein nothwendiges Nahrungsmittel und kann in viel größeren Massen verzehrt werden als in civilisirten Ländern. Daß dies nicht blos von dem rauhen Klima herrührt, beweist der Umstand, daß auch die Gauchos in den argentinischen Provinzen starken Appetit nach Fett haben. Wenn die Jagd vorüber ist und die Vögel zerlegt und getheilt sind, wird ein Feuer angemacht, und während Steine heiß werden, wird der Strauß gerupft; die Flügelfedern werden sorgfältig mit einem Stück Sehne zusammengebunden. Dann wird der Vogel auf den Rücken gelegt und ausgeweidet; die Beine werden sorgfältig abgehäutet und der Knochen herausgenommen, so daß die Haut bleibt; hierauf wird der Leib in zwei Hälften zerlegt, und nachdem aus der untern Hälfte das Rückgrat herausgezogen und das Fleisch in dünne Stücke zerschnitten worden ist, so, daß man die erhitzten Steine in die Einschnitte hineinlegen kann, wird sie mit der Haut der Beine, wie ein Sack, fest zugebunden und ein kleiner Knochen hindurchgesteckt, damit Alles straff bleibt; so wird sie auf die glühende Asche des Feuers gestellt, und wenn sie beinahe gar ist, wird eine helle Flamme angezündet, damit das äußere Fleisch vollständig brät. Während des Bratens muß sie oft gewendet werden, damit sie auf allen Seiten sicher durchbrät. Wenn sie gut ist, wird sie vom Feuer genommen. Dann schneidet man den obern Theil weg, zieht die Steine heraus und findet, daß Brühe und Fleisch köstlich gekocht sind. Die Betheiligten, in der Regel zu Zweien oder Vieren, setzen sich um das Gericht herum und essen das Fleisch, wobei sie es in die Brühe tunken. Der Hintertheil, der (wenn der Strauß in gutem Zustande ist) fast ganz aus Fett besteht, wird hierauf getheilt; Jeder bekommt ein Stück und hebt es als Leckerbissen für Frauen und Kinder auf. Wenn die Kopf- und Brusthälfte gebraten werden soll, wird der Knochen nicht herausgezogen, aber die Flügel werden so gewendet, daß sie in die Brusthöhle zu liegen kommen, und letztere wird mit erhitzten Steinen angefüllt und mit der Hälfte der Haut von den Beinen, die der Länge nach durchschnitten worden sind, zugebunden, nachdem man

auch noch Stücke Fleisch von den Beinen in die Brusthöhle gesteckt hat. Das Fett der Brust wird unter die am Heerde befindliche Gesellschaft getheilt; der Eigenthümer behält allemal Nichts oder nur ein sehr kleines Stück für sich, da ihm ja die Anderen, die an demselben Feuer braten, eine Masse geben. Den größten Antheil bekommt in der Regel der Cacique, oder wenn er nicht zugegen ist, die besten Freunde des Eigenthümers. Die Flügelfedern werden sorgfältig mit in die Toldos genommen und für künftigen Handel gesammelt. Vom Strauße wird das Meiste gegessen; der Magen, der so groß ist, daß er beide Hände füllt, wird sorgfältig gekocht, indem man einen heißen Stein hineinsteckt, und gebraten; auch die Augen werden ausgesogen und die Därme verschlungen. Sind aber die Vögel mager, so werden sie blos abgebalgt und dann den Pumas überlassen. Nachdem die Mahlzeit, welche die Jagd beschließt, zu Ende ist, wird eine Pfeife herumgereicht, die Sättel werden wieder in Ordnung gebracht und das Wildpret daraufgelegt; die Jagdgesellschaft begibt sich nach den Toldos, die unterdessen die Frauen aufgeschlagen und eingerichtet haben.

Guanacos werden nicht viele erlegt, wenn man nicht an einem Orte lange zu bleiben gedenkt, oder ein Indianer besondere Lust zum Blutvergießen hat, oder auch die Strauße, die man stets lieber ißt, selten sind. Das Fleisch des Guanaco ist jedoch vortrefflich; die Schenkel werden in der Regel, wie man es auf Spanisch nennt, „charquirt", das heißt, das Fleisch wird in dünnen Scheiben abgeschnitten, ein wenig mit Salz bestreut und in der Sonne getrocknet. Wenn es durch und durch trocken ist, wird es in der Asche geröstet, zwischen zwei Steinen zerstoßen und mit Strauß- oder anderem Fett vermischt. Dies ist, wie der Pemmican, ein sehr nützliches Präparat, wenn man eine lange Reise macht; es nimmt nicht viel Raum ein, läßt sich daher leicht fortbringen, und eine bloße Hand voll stillt den Appetit.

Jeden Tagemarsch zu schildern, den wir zurücklegten, und alle die Jagden zu beschreiben, die wir hielten, während wir langsam das Thal des Rio Chico hinaufzogen, würde langweilig sein. Der Fluß war noch zugefroren. Die Witterung war kalt, und dann und wann begleitete Schneegestöber die starken schneidenden Westwinde, die alle Tage wehten. Das Thal ging zuweilen in breite grasbedeckte Ebenen über; dann erhob sich wieder ein hoher kahler Bergrücken und ein wellenförmiges Terrain mit furchenähnlichen



Abzug aus dem Lager am Môwaisch oder Fensterhügel.

Erhöhungen und Vertiefungen. Dann und wann kamen Flecke sumpfigen Bodens mit gefrorenen Lagunen vor, und hier und da fanden sich offene Quellen, wo viele Wasservögel sich versammelt hatten. Die auf der Nordseite stehenden Hügel sahen kahl und holperig aus und erhoben sich schroff aus unregelmäßigen Gestalten; die südlichen Höhen dagegen waren niedriger und boten mehr von den als Barrancas bekannten steilen Abhängen dar; die Abhänge wurden mitunter durch hohe schroffe Hügel von Basalt unterbrochen, die an den Krümmungen des sich schlängelnden Flusses auftraten und oft wie verfallene Burgen aussahen. Einem derselben — es war ein merkwürdiger Hügel, unter welchem wir am 23. August, gegen hundertundzwanzig Meilen von Santa Cruz, gelagert waren — gab ich, weil er durch seine Spitze hindurch eine fensterähnliche Oeffnung hatte, den Namen Sierra Ventana; die Indianer nannten ihn Môwaisch. (Er befindet sich auf der beigegebenen Illustrastration.) Am Fuße dieser Hügel bestand der Boden an vielen Stellen ganz aus einer Art Lava, und einer der Chilier sagte mir, er habe, während er über einen Bergrücken gegangen sei, mehrere große Klumpen reines Eisen bemerkt; dies konnte ich jedoch nicht gut glauben, denn wenn auch weiter oben im Lande Eisenerz in großer Menge vorhanden ist, so sah ich doch in dieser Gegend nur eine Art von Erz, die jener ähnlich war, welche bei Dröbak in Norwegen vorkommt.

Einmal bemerkten wir, während wir marschirten, Rauch hinter uns, der nach unserer Ansicht entweder von einem Boten, welcher uns suchte, um uns die Ankunft des Schooners zu melden, oder von einer Horde der südlichen Indianer ausging, die sich vorgenommen hatte, nach Norden zu marschiren. Es wurde jedoch kein Kundschafter zurückgesandt, der nachgesehen hätte, wer es war, und wir erfuhren daher auch nichts weiter. Am 26. August hielten wir und lagerten uns neben dem Flusse an einer breiten Stelle des Thales; hier gab es eine nicht ganz zugefrorene Lagune, in welcher eine Art Schwertlilie wuchs, deren Wurzel oder vielmehr unterer Theil des Stengels von den Indianern gegessen wird; er ist nahrhaft und saftig und hat einen angenehmen Geschmack. Die Knaben und Mädchen brachten bald eine große Menge davon in die Toldos. Den Tag nach unserer Ankunft an dieser Stelle wurde der Eintritt eines der Mädchen in das Alter der Mannbarkeit der Sitte gemäß gefeiert. Früh am Morgen benachrichtigte der Vater des Kindes den Cacique

von dem Ereigniß; der Cacique theilte gleich darauf die Nachricht von Amts wegen demjenigen mit, der den Doctor oder Medicinmann spielte, und während der Doctor sich mit weißer Farbe schmückte und mit einer scharfen Pfrieme an Stirn und Armen bis zur Blutung gestochen wurde, erhob sich ein bedeutendes Gejauchze. Die Frauen gingen sofort an die Arbeit, eine Anzahl „Mandils" zusammenzunähen. Als die Flickerei fertig war, wurde sie mit Gepränge und Ceremonie von einer Schaar junger Männer übernommen, welche um die — zur Herstellung eines einstweiligen Toldo schon aufgerichteten und fest gemachten — Stangen herumzogen und sangen, während die Frauen mit den schauderhaftesten Zauberformeln und dem gräßlichsten Geheul einstimmten. Nachdem sie mehrere Mal herummarschirt waren, wurde die Decke über die Stangen gezogen, und vorn wurden Lanzen hingesteckt, mit Glocken, Fahnen und Messingplatten geschmückt, die, vom Winde geschüttelt, rasselten. Das ganze Ding sah, als es fertig war, recht schön aus (sein indianischer Name bedeutet buchstäblich „das hübsche Haus"). Das Mädchen wurde hierauf in eine innere Abtheilung des Zeltes gebracht, wo Niemand zugelassen wurde. Dann saßen Alle auf, und Einige, die man auswählte, mußten die Pferde herbeischaffen. Aus diesen wurden bestimmte Stuten und Stutenfüllen ausgesucht und vorn an den prangenden Toldo herangebracht, wo man sie mit einer Kugel auf den Kopf schlug — dadurch rettete man das Blut (das in Töpfen verwahrt wurde), um es zu kochen; denn es wird als eine große Delicatesse betrachtet. Es ist bei den Indianern Regel, daß Jeder, der von einer geschlachteten Stute die Haut abziehen hilft, zu einem Stück Fleisch berechtigt ist, aber bei dieser Gelegenheit wurde das Fleisch ziemlich gleichmäßig unter Alle vertheilt. Während das Fleisch kochte, ließ Casimiro, welcher der Festordner war, mir durch einen Boten sagen, ich sollte in Crimè's Toldo kommen. Dort fand ich ihn emsig an einem Sattel arbeiten: ein Fach, in welchem er, beiläufig gesagt, Meister war. Sein Weib hatte einen großen Topf wallend am Feuer stehen, der einiges von dem Blute, mit Fett vermischt, enthielt. Als das Gericht beinahe gar war, thaten wir ein wenig Pfeffer und Salz daran und fingen an zu schmausen. Vorher hatte ich einen gewissen Widerwillen dagegen gehabt, Pferdefleisch zu essen, wie es vielleicht bei den meisten Engländern der Fall ist — die erklärten Hippophagen selbstverständlich ausgenommen; aber der Hunger überwand alle Bedenken, ich gewöhnte mich bald ganz daran,

und es schmeckte mir. Bei dieser Gelegenheit aß Jeder, wo es ihm beliebte, in seinem eignen Toldo. Nachdem die Mahlzeit zu Ende war, sagte mir Casimiro, am Abend werde ein Tanz stattfinden. Ich sah diesem „Kränzchen" mit großer Erwartung entgegen und bemerkte bald, daß einige der Frauen daran gingen, eine große Menge Brennholz zu sammeln, das außerhalb des Zeltes hingelegt wurde. Gleich darauf, als es anfing zu dämmern, wurde ein Feuer angemacht, zuerst außerhalb des geweihten Bezirkes. Die Frauen setzten sich alle in das rings umherstehende Gras, aber von den Männern, die, vier und die Musiker ausgenommen, schon im Grase saßen, etwas entfernt. Das Orchester bestand aus einer Trommel, die dadurch hergestellt war, daß man ein Stück Haut über einen Napf gespannt hatte, und aus einer Art Blasinstrument, das aus dem Schenkelbein eines Guanaco gefertigt war, in welches man Löcher gebohrt hatte; es wird an den Mund gesetzt und geblasen oder auch mit einem kurzen Bogen gespielt, der eine Roßhaarsehne hat. Als Alles fertig war, wobei einige der alten Hexen die ganze Zeit in ihrer melodischen Weise sangen, spielte das Musikcorps auf, und vier Indianer, in wollene Decken vermummt, so daß nur ihre Augen zu sehen waren, und die Köpfe mit Straußfedern geschmückt, marschirten in den Kreis hinein und fingen an langsam um das Feuer herumzuschreiten, indem sie nach der Musik Tact hielten. Nachdem sie zwei- bis dreimal herumspaziert waren, wurde das Tempo allmälig schneller, bis sie in einer Art Trab liefen, und als sie ungefähr das fünfte Mal die Runde machten, warfen sie, schnell nach der Musik tanzend, ihre Mäntel weg und zeigten sich geschmückt mit weißer Farbe, womit der ganze Leib beschmiert war, und Jeder mit einem von der Schulter bis zur Hüfte reichenden Gürtel voller Glocken, die im Einklang mit den Schritten klingelten. Die ersten Vier bestanden aus den Häuptlingen Casimiro, Orkeke, Crimè und Camillo. Nachdem sie mit großer Lebendigkeit (so daß sie manchmal beinahe in's Feuer getreten wären) getanzt und ihre mit Federn geschmückten Köpfe nach den Schlägen der Trommel in grotesker Weise auf beide Seiten geneigt hatten, traten sie ab, um auszuruhen, erschienen dann aber wieder und tanzten einen andern Schritt. Als dies vorüber war, traten vier Andere auf, und so ging es fort, bis Alle, auch die Knaben, eine solche Tour getanzt hatten. Zuweilen trugen die Tänzer, um größeres Aufsehen zu machen, einen Bündel Binsen in der einen Hand. Gegen neun Uhr Abends, wo Jeder genug getanzt

hatte, gab Casimiro das Zeichen zum Schluß. Die Musiker hörten auf zu spielen, und Alle gingen zu Bette. Der Tanz war nicht ungraziös, wurde aber durch die abgeschmackten Bewegungen des Kopfes grotesk. Er war streng auf die Männer beschränkt, die Frauen durften blos zuschauen.

Auf dem zweiten Tagemarsche von dem Schauplatze meines ersten indianischen Balles ab zogen wir über einen Felsenrücken, der reich an einer Art Punktlava war; der Rücken lief von den südlichen Grenzen des Thales aus und endete in jähen Klippen, um deren Fuß der Fluß sich herumschlängelte. Die Oberfläche des Rückens war an vielen Stellen durch tiefe Klüfte gespalten, die Alpenrissen glichen. Am Rande der einen dieser Klüfte blieb mein Pferd gerade zur rechten Zeit stehen, sonst wäre ich hinabgestürzt. Die Caravane hatte einen größern Umweg gemacht, um den niedrigsten und bequemsten Kamm zu benutzen. Auf der andern Seite des Rückens dehnte das Thal sich plötzlich bis auf mehrere Meilen aus, und am westlichen Horizonte ließen sich eine Reihe Schneegipfel sehen, deren Spitzen mit Wolken bedeckt waren: dies war unser erster Anblick der Cordillera. Das niedrige Land war durch Wasserströme und kleine Seen zerschnitten, die durch Austreten eines kleinen Nebenflusses des Rio Chico entstanden waren. Das Wasser glitzerte im Sonnenschein des Nachmittags so schön wie Silber und bot einen Anblick dar, der das ermüdete Auge, das abwechselnd nur auf verdorrtem Grase und schwarzen vulkanischen Felsen geruht hatte, sehr erquickte. So schön jedoch dies Bild auch anzuschauen war, wir sahen deutlich, daß es schwierig sein würde auf solchem Terrain zu reisen; es wurde daher Halt gemacht und über den Weg berathen, den wir einschlagen wollten; zuletzt wurde beschlossen, über den Fluß zu setzen und auf der nördlichen Uferbank, wo das Terrain höher und vor Ueberschwemmung sicher war, uns zu lagern. Es wurden demnach die Ladungen sorgfältig in Ordnung gebracht und die Kinder auf die Arme der Männer versetzt, damit die Frauen sich freier bewegen konnten; die jungen Männer nahmen auch die Bagage-Pferde in's Schlepptau, und während Casimiro und noch ein Anderer sich freiwillig erboten, die Anführer und Lootsen zu machen, begannen wir unsern Marsch nach dem Flußufer hin, das aus der niedriger liegenden überschwemmten Ebene allmälig emporstieg. Nachdem wir viel im Wasser umhergepatscht waren und verschiedene Pferde Lasten und Reiter abgeworfen hatten, was großen Spaß machte, besonders als Frau Orkeke und

ihr ganzes Zeug mit einem Male herabkamen, wobei ein eiserner Kessel, auf welchen sie sehr stolz war, so herunterrasselte, daß mehrere Pferde in Schrecken geriethen und daraus eine allgemeine Ausreißerei zu werden drohte, erreichten wir glücklich das hohe Ufer. Der Fluß war hoch angeschwollen, und der reißende Strom, der in der Stunde sechs bis sieben englische Meilen durchlief, brachte gewaltig große scharfkantige Eismassen mit. Für die Frauen und Bagagepferde schien es fast unmöglich hinüberzukommen. Orkeke nahm jedoch eine lange Stange, um mit ihr die Tiefe zu sondiren, ritt voran, und indem wir die Gelegenheit abpaßten, um dem Treibeis auszuweichen, das Pferden und Reitern die Beine auf grausame Weise zerschnitt, gelangten wir Alle wohlbehalten hinüber. Ein wilderes Schauspiel konnte man sich kaum vorstellen — am Ufer heulten Hunde, die sich fürchteten, überzuschwimmen, Frauen schrien ihren verschiedenen Freunden und Verwandten zu, und hier und da verschwand ein indianischer Wagehals, der es verschmähte, mit den Uebrigen über die Furth zu reiten, eine Secunde lang mit Pferd und Allem im Flusse, tauchte aber schließlich eine Strecke weiter unten im Strome wieder auf. Das Wasser war beißend kalt, wie man sich denken kann, und der scharfe Wind machte unsere triefenden Leiber starr und steif; als wir daher am nördlichen Ufer ankamen, wo es mehrere kleine Sandhügel gab, machten wir ein großes Feuer an und wärmten uns und rauchten eine Pfeife, während die Frauen beschäftigt waren, die Toldos aufzuschlagen. Es war beschlossen worden, hier einige Tage zu bleiben und dann weiter zu ziehen bis in die Nähe der Cordillera, um wilde Pferde einzufangen. Aber, wie man bald sehen wird, „der Mensch denkt, Gott lenkt". Wenn man von unserm Lager aus nach der Cordillera hinaufschaute, schien einige Meilen weiter oben das Thal sich zu einer ungeheuern Ebene auszudehnen, und die Indianer sagten mir, daß man, ehe man das Gebirge erreiche, an eine große Einsenkung des Landes oder ein Wasserbecken komme, wo die wilden Pferde sich fänden. Dies war zur Zeit unseres Besuches wahrscheinlich eine gewaltig große Wasserfläche, die von dem Schmelzen des Schnees herrührte. Der Viedma-See liegt von dem obern Ende des Thales aus einige Meilen südwärts, und ich möchte fast glauben, daß der Rio Chico, der aus demselben kommt, von Süden nach Norden fließe und am obern Ende des Thales, wo er, wie Viedma in seiner Reise vom Jahre 1780 beschreibt, die vielen Flüsse vereinigt, sich nach Osten wende. Auch möchte ich glauben, daß Viedma, der

zweimal über den Rio Chico gebracht wurde, den Fluß, als er ihn zum zweiten Male überschritt, irrigerweise für einen andern hielt, den er als den Chalia bezeichnete: ein Name, den, beiläufig bemerkt, die Indianer nicht kennen, außer für einen unangenehmen Schmarotzer, der bei ihnen nur zu gemein ist. Am folgenden Morgen, den 2. September, saßen wir ruhig um das Feuer herum und verzehrten gemüthlich ein aus gekochtem Strauß bestehendes Frühstück, das die Hausfrau bereitet hatte; da hörte man plötzlich Messer klirren, und wir sahen zwei Indianer, ohne Mäntel und bloße Degen in den Händen, von Camillo's nach Crimè's Toldo hinüberrennen. In einer Minute war Alles in Aufruhr; Waffen wurden hervorgeholt, Gewehre und Revolver geladen, und einige der Indianer legten Panzerhemden an, andere polsterten sich, mit Hülfe der Frauen, um die Brust und den obern Theil des Leibes herum mit dicken wollenen Decken und Corconillas oder Satteldecken aus. Da die Frauen wußten, was geschehen sollte, so zogen sie, und mit ihnen alle chilischen Deserteure, einen einzigen ausgenommen, sich eine Strecke von den Toldos zurück, wo sie sicher waren. Ich hatte meine Waffen an mich genommen, und da ich fühlte, daß man mich in Betreff der wirklichen Ursache dieser Aufregung völlig hinter das Licht geführt hatte, so ging ich nach Camillo's Toldo, wo die Sache sich erklärte. Er lag, mit einer fürchterlichen Wunde in der Seite, todt auf seinem Bette; Cuastro, einer der Indianer, die wir hatten nach Crimè's Zelte rennen sehen, hatte ihn ermordet. Als ich aus dem Toldo trat, begegnete mir Casimiro und bat um einen Revolver, da er keine Schießgewehre hatte; ich lieh ihm demnach einen. Die Indianer zeigten durch ihre veränderten Gesichter die ganze Kampfwuth; ihre Gesichtsfarbe war todtenbleich, und ihre Augen glänzten und rollten, als sähen sie schon Blut. Die beiden einander gegenüberstehenden Parteien, die südlichen Indianer — Freunde Crimè's, der ein Vetter Cuastro's war — und Orkeke's und Casimiro's Leute oder die nördliche Partei, waren bald gegen zwanzig Meter von einander in offener Linie aufgestellt. Cuastro fiel sogleich durch seine mit silbernen Buckeln besetzte Tunica oder den „Koller" von Haut in die Augen, während seine einzige Waffe ein einfacher Degen oder ein Rappier war. Der Kampf begann mit einem unregelmäßigen Abschießen von Flinten und Revolvern, das wenige Minuten dauerte, bis einige der nördlichen Indianer oder der Leute Orkeke's, von Casimiro geführt, sich dicht zusammenschlossen und Mann gegen

Mann mit Schwertern und Lanzen kämpften, was mit dem Tode Cuastro's und der schweren Verwundung zweier oder dreier südlicher Indianer endete. Dann zogen die Nördlichen sich zurück, um wieder zu laden, und waren eben im Begriff, die Schlacht von Neuem zu beginnen, als Tankelow einen Waffenstillstand vorschlug; er wurde unter der Bedingung angenommen, daß beide Parteien sofort in derselben Richtung marschirten. Die Frauen und Kinder wurden aus den Büschen, wohin sie sich begeben hatten, zurückgerufen, die Pferde herbeigebracht, und die Todten begraben. Die Tehuelchen-Lanze ist ganz anders als die Lanze der Araucanos oder Pampas, und wird nur benutzt, wenn man zu Fuße kämpft; sie besteht aus einem achtzehn Fuß langen, schweren Schaft, an dessen Ende eine gegen achtzehn Zoll lange Klinge befestigt ist: in den Händen eines geübten Indianers eine furchtbare Waffe. Cayuke, den ich schon erwähnt habe, war in dem eben geschilderten Kampfe mit der Lanze bewaffnet und durchbohrte Cuastro den Leib, obgleich derselbe durch seinen Panzer geschützt war und den Stich mit dem Schwerte zu pariren suchte. Cuastro war ein tapferer Mann; als er, mit mehreren Kugeln im Leibe und mehreren Lanzenstichen, im Sterben lag, sprang er bis zu seiner vollen Höhe auf und rief: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe — mir hat kein Cacique zu befehlen.“ Dann stürzte schreiend und schluchzend sein Weib herbei, aber in demselben Augenblicke fiel er todt nieder. Casimiro entkam nur mit genauer Noth; er parirte einen Schwertstreich mit dem, was man den schlaffen Theil seines Mantels nennen kann; hätte aber der Hieb, wie beabsichtigt war, ihn auf den Kopf getroffen, so hätte er seiner Laufbahn auf der Stelle ein Ende gemacht. An Verletzungen kamen vor eine Wunde in Crimè's Bein und ein Lanzenstich ganz durch den Schenkel Hummums', eines jungen Indianers, der sich sehr wenig daraus zu machen schien. Der Kampf entstand aus Blutrache zwischen Cuastro und Camillo; der Letztere hatte einige Jahre zuvor den Tod eines Gliedes der Familie des Ersteren veranlaßt; dieser hatte schon früher einmal ihn an Camillo zu rächen versucht und sich mit Crimè uns nur angeschlossen, um eine Gelegenheit zu finden, Camillo meuchlerisch zu ermorden. Cuastro stand aus guten Gründen im Verdacht, Mendoza, den Argentiner, der mit Casimiro von Buenos Ayres hergesandt wurde und auf geheimnißvolle Weise verschwand, umgebracht zu haben, und er hatte mit Gewißheit, als er in Santa Cruz Rum getrunken und dieser seine Wirkung geltend machte, sein eignes Weib

Juana, eine Tochter Casimiro's, ermordet, so daß er, so tapfer er auch war, das Schicksal, das ihn traf, reichlich verdient hatte.

Nachdem die Todten beerdigt und die Leichenfeier — deren Beschreibung wir für eine andere Stelle aufbewahren — in größter Eile vollzogen war, wurden die Zelte abgebrochen, und Alle zogen ab, wobei die Männer bewaffnet blieben und jede Partei für sich reiste. Cayuke wurde einige Meilen zurückgesandt, um zu ermitteln, ob etwa Zeichen von den anderen südlichen Indianern zu bemerken wären, von welchen wir halb erwarteten, daß sie uns einholen würden; aber er kehrte einige Stunden später zurück, ohne daß er etwas Näheres wußte. Wir marschirten etliche Meilen das Thal hinauf, wobei wir ziemlich nahe an den nördlichen Hügeln hinzogen, und lagerten uns an einer äußerst schönen kreisförmigen Quelle; das Wasser sprudelte durch reinen weißen Sand herauf und bildete einen winzigen Bach, während im Becken der Quelle kleine Fische umherschossen. Die Indianer blieben noch immer so, daß sie die Waffen gleich zur Hand hatten — waren sehr still und aßen Nichts. Mehrere der Nördlichen kamen gegen Abend in unsern Toldo und unterhielten sich lange an der glühenden Asche des Feuers, und eine der Wittwen der Verstorbenen brach immerfort in Jammern und Wehklagen aus, wobei sie auf die schrecklichste und schwermüthigste Weise schluchzte, während zuweilen einige der älteren Hexen das Klagen übernahmen.

Am folgenden Tage ließ Crimè mich holen, um sein Bein zu verbinden; er dachte natürlich, ich verstände etwas von Chirurgie; ich wusch daher die Wunde aus und verband sie mit Kaltwasser-Umschlägen; diese schienen guten Erfolg zu haben, da in einigen Tagen die Wunde ihn nur noch wenig belästigte. Von da begab ich mich zu Casimiro's Toldo — dem kleinsten, den ich gesehen habe — und ließ von Casimiro meinen Sattel mit einem Guanaco-Felle überziehen, das ich unterwegs bekommen hatte. Die Kinder schienen die einzigen Mitglieder der Gesellschaft zu sein, die von dem herrschenden düstern Wesen unberührt blieben. Sie hatten in einem Winkel ein Schneelager gefunden und machten sich das Vergnügen, nach russischer Art auf einem Stückchen Holz über dasselbe herabzugleiten. An diesem Abende sahen die Dinge wieder sehr schwarz aus. In Orkeke's Toldo wurde eine Berathung gehalten, und obgleich man sie mit leiser Stimme führte und ich mit der Tehuelche-Sprache wenig vertraut war, so hörte ich doch häufig meinen Namen in Verbindung mit einem Revolver und auch die Chilier erwähnen. Ich

machte mir über das, was eben vorging, viele Gedanken; da aber Frau Orkeke höchst huldreich und lächelnd mir etwas Abendessen brachte, so bemühte ich mich nicht weiter, als daß ich ruhig meine Waffen untersuchte und dafür sorgte, daß sie zum Gebrauch bereit waren. Später erfuhr ich, daß die Chilier unter sich ein Complott angestiftet hätten, sich zu empören, die Indianer zu berauben und zu morden und mit den Pferden zu entfliehen. Einige indeß, unter ihnen derjenige, der es mir mittheilte, wollten sich nicht dabei betheiligen. Die Indianer, die von Natur sehr scharfsichtig sind, hatten Verdacht geschöpft, daß nicht Alles in Ordnung sei, und verhandelten eben darüber, ob es nicht besser sein werde, die Chilier sofort umzubringen, ehe sie noch unruhiger wurden; Casimiro aber vermochte sie, dieselben leben zu lassen, bis sie Etwas thäten, was ihre Ermordnung nothwendig machte; so kamen sie denn für jetzt davon.

Am 5. September wurden wir in früher Morgenstunde durch Orkeke's Marschrede geweckt, und nachdem wir einige Meilen weit an den das Thal begrenzenden Hügeln hingezogen waren, nahmen wir von dem Thale des Rio Chico Abschied und wendeten uns in eine Schlucht der nördlichen Hügel, die in ein unebenes Thal führte, welches zwischen niedrigen unregelmäßigen Hügeln von zersetzter Lava lag. Diesem folgten wir und zogen dabei an mehreren kleinen Lagunen vorüber, die in den niedrigeren Vertiefungen standen, und um die herum beständig eine gelbe Art Thon sich befand. Die Hügel waren allenthalben mit Gestrüpp bedeckt und boten einen wilden, bleichen Anblick dar, indem nur dann und wann die grauen Felsen hervortraten. Nachdem wir einige Stunden in nordwestlicher Richtung durch diesen traurigen Landstrich gereist waren, tauchten wir an der Westseite auf einer großen Ebene auf. Sie wurde von einer Kette 1000 Fuß hoher Hügel begrenzt, die einen Ausläufer der Cordillera bildete. Das Wetter war stürmisch, und nur gelegentlich konnten wir durch die eilenden Wolken und das Schneegestöber hindurch flüchtig die höheren Spitzen des entferntern Gebirges erblicken. Unsere Expedition zum Aufsuchen wilder Pferde wurde nach den eben stattgehabten Unruhen natürlich aufgegeben, und um den südlichen Indianern zu entgehen, falls sie von Santa Cruz her folgten, waren Eilmärsche an der Tagesordnung. Die Jagd wurde jedoch von den Unverwundeten wieder vorgenommen, und es wurden während des Tages mehrere Strauße gefangen. Gegen Abend wurde das Lager in der Nähe einer Lagune aufgeschlagen, in deren unfrucht-

baren Umgebungen sich Nichts weiter fand als ein kleiner niedriger Strauch, der zu Brennholz diente. Obgleich der Wind von Norden kam, war er doch schneidend kalt, und da ich schon seit einigen Tagen die Tracht der Eingebornen angenommen, meine eigentlichen Reise-Kleider aber zusammengepackt und Frau Orkeke zur Aufbewahrung übergeben hatte, so fühlte ich ihn ganz außerordentlich. Der 6., 7. und 8. September wurden verwendet, Eilmärsche gen Norden zu machen, die von der üblichen Jagd begleitet waren, und wenn auch beide Parteien noch immer bewaffnet blieben und dem Anschein nach etwas mißtrauisch gegen einander waren, so ging doch Alles ziemlich glatt von Statten. Die am 6. und 7. durchreiste Gegend war eine dürre Ebene, auf welcher hier und da einige verkümmerte Sträucher standen; sie war auf der Westseite von dem oben erwähnten Ausläufer der Cordillera und auf der Ostseite von einer niedrigen Kette sandig aussehender Hügel eingeschlossen. Die ganze Ebene war mit kleinen Stückchen Porphyr, Quarz, Kiesel und Obsidian, wie auch verkieselten Holzes bestreut. Am 8. setzten wir über den Ausläufer in einem Passe, der auf beiden Seiten aus Punktlava bestehende Felsenwände hatte. Hier machten wir eine Viertelstunde Halt, und Jeder brach sich Stücke Stein ab, die zur Herstellung von Handkugeln zu Bolas paßten. Auf der Westseite hinabzureiten war keine leichte Sache; der Abhang war mit großen Felsmassen und lockerem Geröll bestreut, und der Wind blies schneidend kalt und mit solcher Stärke, daß einige der Frauenpferde ihm kaum entgegengehen konnten. Schließlich machten es Alle möglich, eine geräumige, hoch gelegene Pampa zu erreichen, auf deren Westseite, gegen fünfzehn Stunden entfernt, die Cordillera der Andes sich erhob. In dem Passe bemerkte ich mehrere große Stücke Obsidian, die so hell und eigenthümlich rund gestaltet waren, daß ich Anfangs dachte, eine vorhergehende Wanderhorde hätte eine große Korbflasche mit hingebracht und dort zerbrochen. Die Frauen sammelten einige Stücke davon, die als Scharren zum Reinigen der Guanacofelle dienen sollten. Wir zogen eine Strecke weit über die, wie gewöhnlich, unfruchtbare hohe Pampa, — die hin und wieder mit niedrigen Sträuchern, grobem Gras und da und dort mit einem Weihrauchbusche von beträchtlicher Größe bestanden war, der einen Augenblick Schutz vor dem schneidenden Winde gewährte — bis wir endlich einen jähen Abhang erreichten, an welchem unten eine, von einem kleinen, reißenden Strome bewässerte, grasreiche Ebene lag. Etwa dreißig Meilen im Hinter-

grunde sah man die hohen Berge der Cordillera. Der einladende Anblick der Weide bestimmte uns, hier ein Paar Tage zu bleiben, um nach den ungewöhnlich langen Märschen der vorhergehenden Tage die Pferde ausruhen zu lassen. Der folgende Tag wurde hauptsächlich dazu verwendet, aus dem weichen porösen Steine, den wir in dem Felsenpasse fanden, Handkugeln zu Bolas herzustellen. Gegen Mittag erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die meisten Toldos umwarf; der unsrige aber blieb, Dank dem starken Arme der Frau Orkeke, welche die Stangen gehörig befestigt hatte, stehen; nur eine oder zwei der Stangen wurden zerbrochen. Der Fluß, der hier in östlicher Richtung floß, war das erste strömende Wasser, das wir trafen, seitdem wir das Thal des Rio Chico verlassen hatten. In dem Abhange, der zu demselben hinabführte, war die Terrassenbildung, wenn sie sich auch erkennen ließ, doch nicht so stark ausgeprägt, wie bei vielen anderen Flüssen Patagoniens. Nach zweitägiger Ruhe setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir ritten vielleicht eine Meile weit quer über das grasreiche Thal und dann einen kleinen Rücken hinauf nach einer höher gelegenen Ebene von der gewöhnlichen unfruchtbaren Beschaffenheit, auf welcher wir die ersten Strauß-Eier fanden, die wir auf unserm Marsche trafen. Die Richtung des Weges war fast nordwestlich, auf eine achthundert Fuß hohe Hügelkette zu; ganz oben auf derselben lag ein mit großen Steinen und Felsen bestreutes Plateau.

Wir stellten wieder eine Jagd an, bei welcher viele Strauße und mehrere Pumas erlegt wurden. Von der Westseite des Plateau aus überschauten wir eine große Ebene, die sich bis in die unmittelbare Nähe des Gebirges erstreckte, aber nahe an der Seite des letztern schien sich ein Einschnitt oder steiler Abhang zu befinden, der gerade wie die Böschung eines Eisenbahndammes aussah. Da in der Rede des Cacique verkündigt worden war, daß wir auf der Ostseite in der Nähe einer Quelle uns lagern sollten, und ich einen Strauß erlegt hatte, der, nachdem er eine halbe Meile scharf gerannt, vor dem Zuge der Frauen umgekehrt war, so ging ich mit Casimiro und noch einem Andern daran, ein Mittagsmahl zu halten. Wir suchten uns demnach einen Busch aus, kochten und aßen unsern Vogel, saßen nach Beendigung der Mahlzeit wieder auf und begaben uns an den Ort, wo wir das Lager zu finden hofften. Als wir jedoch an die Stelle kamen, fanden wir Niemanden, und während wir über die Ebene schauten, erblickten wir eine Frau, die sich verspätet

hatte und eben in den oben erwähnten Einschnitt hinabritt, wo sie verschwand. Wir setzten ihr daher nach, und nachdem wir eine Stunde lang Galopp geritten waren, holten wir die Uebrigen wieder ein. Die Sonne war untergegangen, aber bei dem Lichte eines jungen Mondes konnten wir noch bis zur zweiten Terrasse gelangen. Die Thalbildung hatte zwar im Ganzen genommen große Aehnlichkeit mit jener am Flusse Euheyli; aber der Fluß, der in dem hiesigen Thale lief, war klein, wenn auch die Ufer, wie wir fanden, sumpfig und fast nicht zu passiren waren. Der Mond war mittlerweile untergegangen, und wir geriethen in der Finsterniß in große Verwirrung, kamen aber endlich Alle hinüber und lagerten uns, da die Nacht weit vorgerückt war, ungefähr eine englische Meile vom Flusse nach Norden. Als der helle Tag uns in den Stand setzte, die Oertlichkeit genauer zu betrachten, sahen wir, daß wir uns in einem Thale befanden, das auf beiden Seiten von hohen schroffen Klippenwänden eingeschlossen war, während mitten in dieser Schlucht ein Strom — an welchem sich Marschen hinzogen, die viele Schnepfen und Kriekenten enthielten — schnell hinabfloß. In Norden schien das Thal eine Krümmung zu machen und sich nach Westen zu wenden. Da ich Nichts zu thun hatte, so schlenderte ich bis zur Biegung hinauf und fand, daß die hohen Klippen dort aufhörten und die gewöhnlichen steilen Barrancas, von oben bis unten mit Weihrauchbüschen bedeckt, an ihre Stelle traten. Das Thal war nirgends über eine englische Meile breit, und die Düsterheit und drückende Wirkung der kerkerähnlichen Klippenwände machte es keineswegs zu einem angenehmen Aufenthaltsorte, aber das Weidefutter, das am Rande des Sumpfes stand, war grün und üppig jung und zart. Während ich mich bemühte, mir einige Kriek- und andere Enten mit den Bolas zu verschaffen, kamen zwei der Chilier, die nach Brennholz suchten. Sie beklagten sich bitterlich über ihr Schicksal, daß sie für einen Haufen Wilder wie Sklaven arbeiten müßten, schlummerten aber schließlich unter einem Busche ein und vergaßen ihre Noth. Da mir Nichts daran lag, wenn man vermuthete, daß ich mit ihnen zusammen gewesen wäre, so kehrte ich in's Lager zurück und untersuchte die Felsen. Sie waren von jenen, die ich früher beobachtet hatte, verschieden, denn sie zeigten an vielen Stellen Granit, nebst Schieferadern und einem Gestein, das eine Art grauer Marmor zu sein schien. Wir hielten uns an diesem Orte gegen vier Tage auf und würden noch länger geblieben sein, wenn nicht am dritten Tage

Einige von der Horde, hauptsächlich Knaben, die, während sie kleine Vögel mit den Bolas fingen, eine Strecke fortgeschlendert waren, die Nachricht gebracht hätten, daß von Süden her Indianer kämen. Es wurde ein Kundschafter ausgesandt, die Pferde herbeigebracht und die Waffen bereit gemacht. Casimiro kam zu mir, um Patronen zum Revolver zu holen; er sagte: „Jetzt werden wir zu kämpfen haben; denn wenn die südlichen Indianer uns schlagen, werden sie weder Mann, Frau, noch Kind schonen.“ Das war eine erfreuliche Nachricht, da die Uebermacht wahrscheinlich so stark war, daß uns ungefähr zehnmal so viel gegenüberstanden. Gerade als wir die Pferde bestiegen, kehrte jedoch der Kundschafter mit der Nachricht zurück, daß er von Indianern keine Spur gefunden habe; die vermeintlichen Feinde seien nur ein Trupp Guanacos, die zur Tränke herabkämen. Als Cayuke sich fest überzeugt hatte, daß wirklich keine Gefahr vorhanden war, ließ er als Dankopfer eines seiner Pferde schlachten; das Fleisch wurde natürlich unter seine Freunde vertheilt, um verspeist zu werden. An diesem Orte, den die Indianer „Amakaken“ nennen, gibt es einen großen kugelrunden Rollstein von Marmor, an welchem der Sitte gemäß die Indianer ihre Kraft prüfen, indem sie ihn emporheben. Casimiro sagte mir, dieser Stein sei schon seit vielen Jahren dort, und die Sitte sei sehr alt. Er war so groß und schwer, daß ich ihn gerade mit beiden Armen umfassen und bis zu meinen Knieen emporheben konnte; einige der Indianer aber brachten es zu Stande, ihn auf ihre Schultern zu heben. In der Nacht, die auf den blinden Lärm folgte, schneite es stark; dessen ungeachtet marschirten am folgenden Tage die Indianer, die, wie es schien, sich nicht sicher fühlten, in nördlicher Richtung. Ehe wir das Thal verließen, war ich so glücklich, ein Straußnest mit vier Eiern zu finden, die wir späterhin verzehrten. Sie wurden auf folgende einfache Weise in der Asche zubereitet: Das Ei wird, nachdem man oben ein Loch hineingebrochen hat, aufrecht gestellt; durch das Loch wird ein schwaches Stückchen Holz hineingesteckt und mit demselben das Dotter und Weiße umgerührt; dabei wird ein wenig Salz hineingeworfen und das Ei gewendet, um sicher zu sein, daß es auf allen Seiten gleichmäßig gar wird; das Resultat ist ein in der Schale befindlicher Eierkuchen von höchst appetitlichem Geschmack; wer aber in dieser Kochkunst ein Anfänger ist, verbrennt sich leicht beim Wenden des Eies die Finger. Als es Nacht wurde, betraten wir eine dunkle und düstere Schlucht; sie wand sich zwischen phantastischen und verworrenen Klippen und

spitzen Hügeln hindurch, die in völlig chaotischer Unordnung zusammengeworfen waren und östlich und westlich eine Verschanzung zu bilden schienen. Aber die Richtung genau zu bestimmen, war unmöglich, so unentwirrbar standen die Höhen unter einander. Meine Fähigkeiten reichen bei Weitem nicht hin, diese aus lauter Felsenhügeln bestehende Gegend so zu schildern, daß man sich von ihrer formlosen Unregelmäßigkeit eine Vorstellung machen könnte.

Es war spät, als wir uns in einer Bergschlucht oder Corrie lagerten, die dem Anschein nach keinen zweiten Ausgang hatte und von düsteren jähen Klippenwänden eingeschlossen war; mitten in ihr eilte schäumend im Felsengerinne ein Gießbach hinab. Den ganzen nächsten Tag ging unser Marsch noch immer durch eine unfruchtbare Felsenwüste, die häufig von tiefen Ravinen mit jähen Klippen durchschnitten war. Die Vorderseiten der letzteren zeigten an vielen Stellen Lager von rothem und gelbem Ocker, die man in weiter Ferne sah. Zu einigen derselben kletterten die Frauen hinauf und versahen sich aus ihnen wieder mit Vorrath an Schminke. Die ganze Oberfläche dieses Districtes war zerrissen und umhergeschleudert, als wäre sie durch furchtbare vulkanische Kraft erschüttert und gesprengt worden, und einige tiefliegende Stellen mit Thonboden ausgenommen, wo man dann und wann eine seichte Lagune traf, gab es auf dem Wege kein Wasser; auf den Höhen lag Schnee und an manchen Stellen auch auf dem Terrain, durch welches unser Marsch ging. Während des Marsches sahen wir eine Anzahl der großen Ibise (Theristicus melanopis), in Chili Bandurria genannt. Die Beschaffenheit des Landes machte die Jagd beschwerlich und nutzlos. Tankelow fand jedoch einen Strauß und sein Nest; die Eier aus demselben, ungefähr dreißig Stück, vertheilte er, der indianischen Sitte gemäß, unter diejenigen, die herbeikamen, ehe das Nest ausgenommen war; unter diesen Glücklichen befand auch ich mich; denn da ich ihn nach der Stelle hineilen und das Straußmännchen aufstehen sah, überdies gut beritten war und übermäßigen Hunger hatte, so war ich Einer der Ersten, die bei dem Neste anlangten. Weit rechts von unserm Pfade liegt, dreißig bis vierzig Meilen nach Osten sich erstreckend, ein Landstrich, den die Indianer „das Teufelsland" nennen; er wird, wie sie mich versicherten, nie betreten, wahrscheinlich wegen der unfruchtbaren und unwegsamen Beschaffenheit der Oberfläche, die nach der Schilderung noch schlechter zu sein scheint als die Wildniß, die wir durchreisten. Jenseits dieses Landstriches gibt es einen gang=

baren Pfad, den die Indianer zuweilen einschlagen; er führt nordwärts und wird wahrscheinlich als Route nach dem Chupat benutzt; von jenem Pfade bis zum Meere aber ist das Land so unpassirbar, daß es, wie die Indianer sagen, zwei Jahre erfordern würde, um über die Meeresküste von Santa Cruz bis an den Rio Negro zu kommen. Daß es solche Striche gibt, und daß man in der Nähe der Küste den öden Travisias begegnet, ist jedenfalls der Grund, weshalb man Patagonien als ein dürres, fast wasserloses Land schildert; in Wirklichkeit aber ist, nachdem man die Küstenbarrière überschritten hat, der größte Theil des Innern reich an Lagunen, Quellen und fließenden Wassern, und daß selbst in den Travisias Wasser vorhanden ist, beweisen die vielen wilden Thiere, die man dort antrifft.

Gegen Abend ließen wir den Schnee hinter uns; wir ritten einen hohen Hügel hinab, der uns den ganzen Tag den Blick begrenzt hatte, und kamen dann auf eine große anschwellende Düne, von welcher die Aussicht weit ermuthigender war. Nach Norden und Nordosten dehnten sich wellenförmige Ebenen aus, während auf der Westseite die Cordillera wie eine Mauer emporstieg. Der eben erwähnte Hügel wird von den Indianern „Gotteshügel" genannt, und die Tradition, wie Casimiro sie mittheilte, berichtet, von dieser Stelle aus habe der Große Geist die Thiere zerstreut, die er in den Höhlen gemacht hatte. Einige der Thiere müssen aber zurückgeblieben sein, denn draußen auf dem untern Abhang der Dünen wurden zwei Pumas gejagt und erlegt. Ein Ritt von einer Stunde über eine sandige Ebene brachte uns in ein Thal, in welchem ein fließendes Wasser durch schön grüne Weide lief. Dies war die Stelle, an der wir uns lagern wollten, und einige der Frauen pflanzten schon die Stangen auf, die das Gerippe der Toldos bilden. Ich überließ daher mein Pferd sich selbst, begab mich an den Fluß hinab, genoß ein Bad und legte mich dann hin und rauchte, bis die Toldos vollständig eingerichtet waren. Am folgenden Tage wurde ein kurzer Marsch in nordwestlicher Richtung bis zu einem Thale gemacht, das bessere Weide enthielt; hier gedachten wir den Pferden Ruhe zu gönnen, deren sie sehr bedurften. Mittlerweile trat jedoch Mangel an Fleisch ein, und es wurde daher ein Jagdkreis gebildet; mein Pferd war zu ermüdet; aber Orkeke sagte, als er mich unvorbereitet stehen sah: „Bitten Sie Ako (sein Schooßhündchen und adoptirtes Kind und kraft seines Amtes Besitzer mehrerer Pferde), daß er Ihnen ein Pferd leiht." Da Ako Nichts dagegen hatte, so saß ich bald im

Sattel und ritt heitern Muthes zu der Jagd ab. Auf unserer vorhergehenden Reise hatten wir in der Nähe der Gegend, wo unser jetziger Kreis gebildet werden sollte (nämlich in der Richtung der Cordillera), viele Fährten bemerkt, die von Straußen herzurühren schienen, und wir erwarteten Alle, Wild in Fülle zu finden. Der Kreis wurde hergestellt, und ich selbst gehörte an die eine Spitze. Nachdem ich an der Spitze angekommen war, lauerte ich eine Zeit lang voller Sehnsucht, aber das einzige Thier, das sich zeigte, war ein männliches Guanaco. Ich hatte mich hinter einen Weihrauchbusch geduckt, wo er mich nicht sah, bis er in die Wurfweite kam; ich fing ihn daher glücklich mit den Bolas und erlegte ihn. Hierauf wartete ich ein wenig und stellte mich dann, da die Indianer ziemlich nahe standen, einige hundert Meter weiter an einen geeigneteren Platz; aber es zeigten sich keine Thiere, und ich fing daher an, Orkeke zu suchen, den ich auch bald ganz oben auf einer Anhöhe rauchend entdeckte. Nachdem die Pfeife schweigend herumgereicht war, fragte ich ihn, was er erlegt habe. „Nichts," war die Antwort; „lassen Sie uns warten und sehen; vielleicht hat irgend ein anderer Indianer einen Strauß." Trotz sorgfältiger Besichtigung jedoch ließ sich Keiner entdecken, der so glücklich gewesen wäre, obgleich Mehrere Guanacos erlegt hatten. Wir begaben uns daher an die Stelle, wo mein todtes Guanaco lag, ohne daß es zugedeckt war. Als wir herangeritten kamen, stiegen schwerfällig zwei bis drei Condore auf, und kurz darauf breiteten noch ungefähr zwanzig bis dreißig ihre gewaltigen Schwingen aus, segelten ab und setzten sich auf einen nahen Felsen. Das Guanaco war in der kurzen halben Stunde, die ich abwesend war, buchstäblich in Stücke zerrissen worden; wir zogen die Markknochen heraus, verzehrten das Mark und kehrten dann zum Lager zurück, wobei wir unterwegs zwei Armadille fingen. Seit ungefähr zwei Tagen war die Temperatur bedeutend gestiegen; der Wind, obgleich er von Westen kam, war mild und belebend, und die Indianer behaupteten, weiter nördlich werde es so warm sein, daß ich eine Kopfbedeckung gegen die Sonne brauchen würde. Bei unserer Rückkehr fanden wir, daß während unserer Abwesenheit Arica zu Fuße fortgegangen war; wohin? das wußte Niemand. Da er mich am Morgen um etwas Tabak gebeten und ihn erhalten hatte, so schien es wahrscheinlich, daß er sich entschlossen, allein zu reisen und den Versuch zu machen, an dem einen oder andern Punkte civilisirte Menschen zu erreichen. Während unsers Aufenthaltes in die-

sem Thale ersuchte mich Casimiro, ihm einen Brief an den Commandante in Rio Negro zu schreiben, worin er anfragte, ob die argentinische Regierung ihm seine Ration und seinen Sold als Oberstlieutenant in ihrem Dienste noch lassen wolle. Ich schrieb auch einige Briefe an meine Freunde, aber ohne große Hoffnung, daß sie würden zur Post kommen, obgleich Casimiro mich versicherte, wenn wir die nördlichen Indianer träfen, würden diese die Briefe mitnehmen und den Araucanos übergeben, von wo sie durch die Leute, die nach Rio Negro reisten, um die dem Häuptling als Gehalt bewilligten Rinder zu holen, weiter gehen könnten. In so weiter Ferne auch alle diese Möglichkeiten lagen, es war dennoch ein Vergnügen, zu schreiben. Nach dreitägiger Rast verließen wir das Thal. Arica hatte sich nicht wieder sehen lassen, und man schloß, daß er entweder die Beute eines Puma geworden oder auf eigne Faust davongegangen sei. Wir zogen den ganzen Tag über ein holpriges Hügelland, das voll großer Steine lag und dann und wann mit Flecken Gestrüpp von beträchtlicher Höhe bestanden war, wodurch immer der Weg versperrt wurde. Strauße gab es in Ueberfluß, und Eier fanden sich in großer Menge. Während eines langen Marsches von ungefähr dreißig Meilen war kein Wasser zu sehen, bis wir bei Sonnenuntergang das Lager erreichten, das sich in einem Cañon befand; aber längs der Route lag dann und wann ein Fleck Schnee, der genügte, den Durst zu löschen. Während ich mit einem Indianer, Namens Tchang, dahinritt, fing dieser an, allerlei Fragen an mich zu richten; erstens: „Wer ist Cacique der Engländer?" Ich setzte ihm auseinander, daß es Ihre Majestät sei. „Ist sie verheirathet?" „Sie ist Wittwe." „Hat sie Kinder, und wieviel? Hat sie viele Hengste und Stuten und Silberschmuck?" Und so weiter, bis ich ihn befriedigt hatte; dann ritt er dahin und wiederholte: „Eine Frau Cacique! Eine Frau Cacique! Vier Söhne und fünf Töchter! Viele Hengste, Stuten, Schafe und Rinder!" Am 22. September gegen Sonnenaufgang verließen wir das Lager im Cañon, erstiegen den auf der Nordseite stehenden Rücken und machten an dem Grabe eines Indianers Halt; der breite und hohe Steinhügel, den man als Denkmal auf demselben errichtet hatte, deutete darauf hin, daß er ein Cacique von Bedeutung gewesen war, was auch Wáki leise flüsternd mir als Thatsache mittheilte. Hier wurde ein Feuer angemacht und auf den vorhandenen Haufen noch einige Steine gelegt. Während die Indianer sich wärmten, ging die Sonne auf, und

der Anblick der Cordillera, die man durch die reine Atmosphäre sah, war, als die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Schneegipfel mit rosenfarbiger Gluth beleuchteten, prachtvoll. Wir setzten unsern Weg über sandige Ebenen fort, die dann und wann von seichten Wasserströmen durchkreuzt wurden, und hielten in der Nähe einiger Lagunen an einem Orte, den die Indianer „Kinck" nennen.

Am folgenden Tage marschirten wir wieder und jagten, wie gewöhnlich, unterwegs. Ein fetter Strauß war in dieser Zeit des Jahres eine Seltenheit, aber Eier gab es in Fülle, und sie bildeten das Hauptnahrungsmittel; auch die Armadille wurden gut und halfen an dem Lagerfeuer mit zu einer Mahlzeit. Am 27. September kamen wir an einen Ort, Namens „Gelgel"; er lag an den Ufern eines reißenden Flusses, wahrscheinlich desjenigen, der im Port Desire ausmündet. Dies war der Punkt, an welchem jede Wanderhorde, die auf den westlichen Ebenen jagen will, von dem nach Patagones führenden nördlichen Wege abgeht. Während unsers Aufenthaltes in Gelgel jagten wir in der Umgegend und sahen dabei mehrmals in Süden Rauchsäulen aufsteigen, als ob Reisende sich näherten. Sie zeigten sich endlich in größerer Nähe, und da auf unsere Signalfeuer keine bestimmte Antwort erfolgte, so wurden Kundschafter ausgesandt, kehrten aber ohne Auskunft zurück; nur Einer behauptete, er habe die Fährten vieler Pferde gefunden; da er jedoch als ein unverbesserlicher Lügner bekannt war, so hatte seine Aussage keinen Werth. Dennoch kam zuletzt Jeder zu der Ueberzeugung, daß die nördlichen Indianer mit den Araucanos im Kriege lägen, und es wurden daher die Vorbereitungen zum Kampfe begonnen. Nach einer wachsamen Nacht, in der alle Feuer ausgelöscht und strenges Schweigen beobachtet wurde, rückten Alle, bewaffnet und ihre besten Pferde reitend, aus. Es dauerte nicht lange, so stellte es sich heraus, daß die Ursache der ganzen Störung Arica war. Er war, unserm Pfade nachgehend, und von Vogeleiern lebend, elf Tage zu Fuße gewandert und mit genauer Noth den Pumas entronnen; er war mehr als einmal bei hellem lichten Tage von ihnen angefallen worden und hatte einen mit dem Messer erlegt; daß er die Wahrheit sprach, bezeugten die Stiefeln, die er sich aus dem Felle seines gefallenen Feindes gemacht hatte. Er sah abgezehrt und hager aus, hatte wunde Füße, und sagte mir, noch eine Nacht würde ihm den Rest gegeben haben. Die Indianer, die — weil er davongelaufen und später uns nachgegangen war — die ganze Nacht hatten wach bleiben müssen,

und zwar ohne Feuer und ohne Unterhaltung, die streng verboten wurde, waren natürlich aufgebracht und hätten ihn gern getödtet. Casimiro und Orkeke aber verwendeten sich für ihn, und er wurde hinter einem andern Reiter zu den Toldos zurückgebracht. Bei Gelegenheit dieser Signalfeuer erzählte mir Casimiro folgende merkwürdige Geschichte: „Vor vielen Jahren, als ich noch ganz jung war, reiste ich unter der Aufsicht meiner Mutter einige Stunden nordwärts. Die Horde lagerte sich in der Nähe einer großen Lagune nicht weit vom Sengelflusse und beschäftigte sich damit, daß sie in der Umgegend jagte. Mehrere Tage hinter einander wurde in verschiedenen Richtungen Rauch bemerkt, der jedesmal näher kam. Man nahm natürlich an, daß er von den Indianern ausgehe, und antwortete darauf; da aber keine Boten erschienen, so wurden Kundschafter ausgesandt, um die Ursache zu ermitteln. Sie kehrten jedoch mit der Aussage zurück, sie könnten Nichts entdecken. Nach Verlauf von vier Tagen kam ein langer, dürrer und abgezehrter Indianer, auf einem sehr mageren Maulthier reitend, im Lager an und fragte nach einem Häuptlinge, dessen Name unbekannt war. Der Fremde wurde, wie es üblich ist, in des Häuptlings Toldo gebracht und sein Maulthier losgelassen, damit es frei umherlaufen konnte; aber sonderbar! es ging nie von der Stelle, an der es abgesattelt wurde, und der Indianer nahm während der Zeit, die er im Toldo blieb, weder Speise noch Trank zu sich. Nach drei Tagen bestieg er sein Maulthier, das so frisch aussah wie bei seiner Ankunft, und ritt nach Norden ab. Am folgenden Tage ergriff die Indianer, während sie jagten, eine Krankheit — Manche fielen todt vom Pferde, Andere lebten, wenn sie auch nach Hause zurückkehren konnten, nur noch kurze Zeit. Wie es, wenn Krankheit ausbricht, gewöhnlich geschieht, wurden die Toldos eine Strecke von einander entfernt, um der Ansteckung vorzubeugen, aber es starben doch viele Männer, Frauen und Kinder." Daß einmal in einem Lager auf diesen Ebenen innerhalb einiger Tage viele Indianer an einer Seuche oder Krankheit gestorben sind, wurde mir noch weiter und zwar zuverlässig bestätigt; der Mann, der es mir mittheilte, war bei der Horde gewesen; er sagte, von dem Pampastamme sei der zehnte Theil gestorben.

In den über dem Flusse stehenden Klippen auf der Nordseite unseres Lagers bemerkte ich viele Sandsteinkugeln von verschiedener Größe. Als ich eine entzwei brach, bildete ein Stück, wie es schien, Eisenstein einen Kern, um den herum dem Anschein nach Schichten

Sand sich angesetzt hatten. Auf welche Weise diese Kugeln entstanden sein konnten, war mir ein Räthsel; aber sie ließen sich sehr bequem zu Bolas verwenden, indem man sie nur ein wenig kleiner zu machen brauchte. Während wir vom Lager aus nach Westen jagten, kamen wir über mehrere schlammige, oder vielmehr thonige Sümpfe, in deren einen ich, als ich einen Strauß verfolgte, hineinritt und mein Pferd tief einsank, wobei es seinen Reiter so abwarf, daß er einen vollständigen Burzelbaum schoß; mit vieler Mühe raffte ich erst mich selbst auf und zog dann mit noch größerer Schwierigkeit mein Pferd aus dem zähen Moraste.

Nach Arica's Rückkehr zeigten die Chilier einen rastlosen Geist und fragten mich oft, in welcher Richtung die Ansiedelung Chupat liege. Ich erwiederte, sie läge, so weit ich urtheilen könnte, von diesem Punkte aus ungefähr hundertundfünfzig Stunden nach Ost-Nord-Ost; aber sie würden besser thun, wenn sie bei den Indianern blieben und die Frauenarbeit verrichteten, Holz und Wasser besorgten u. s. w., als wenn sie sich in eine wilde und traurige Pampa begäben, wo sie, falls sie den Weg nicht wüßten oder keine Führer hätten, unvermeidlich verhungern würden.

Während unsers hiesigen Aufenthaltes wurde ich beinahe das Opfer einer verwickelten Heirathsgeschichte. Eine hübsche junge Indianerin, deren quer über die Stirn abgeschnittenes Haar den Wittwenstand andeutete, die überdies mehrere Stuten und beträchtliche Besitzthümer hatte, machte mir, weil ich ihr vielleicht irgend eine kleine Aufmerksamkeit erwiesen hatte, den Antrag, ich solle Toldo mit ihr aufschlagen. Dies stand durchaus nicht in meinem Reiseprogramm, da aber das Bündniß möglicherweise nützlich und angenehm zugleich sein konnte und ich in Ermangelung eines vertrauten Freundes mich einsam fühlte, so sagte ich halb zu. Es wurde daher ein Unterhändler beauftragt, die Verhandlungen über den Brautschatz abzumachen, und durch denselben festgesetzt, daß ich einen Revolver geben und dafür von den Freunden der Schönen zwei Pferde erhalten sollte. Am Abend vor dem glücklichen Tage jedoch, an welchem wir vereinigt werden sollten, kam der Alarm, und da sie zu den südlichen Indianern gehörte, so hielt ich es für besser, mein Gewehr aufzugeben. Als Grund, weshalb ich mich von dem Handel zurückzog, gab ich an, daß ich den Toldo meines Freundes Orkeke nicht gern verlassen wollte. Ohne Zweifel hatten ihre Leute, indem sie wünschten, daß ich sie mit meinen Schießgewehren unterstützen möchte, die Partie

vorgeschlagen, um mich sicher auf ihre Seite zu bringen. Die Dame war Anfangs etwas verdrießlich, setzte sich aber bald darüber hinweg, und wir blieben auf unserm früheren freundschaftlichen Fuße.

In diesem Lager kamen zweimal Mißhelligkeiten zwischen Indianern und ihren Weibern vor. Es waren die einzigen ehelichen Zwistigkeiten, die mir während meiner Wanderungen mit ihnen bekannt geworden sind. Die eine fiel zwischen Tankelow und seiner Gemahlin in unserm Toldo vor. Sie begann damit, daß Tankelow seine Tochter schlug, was sein Weib sehr übel nahm; von Worten kam es zu Schlägen, und die Squaw bekam die besten; da legte Frau Orkeke sich mit starkem Arm dazwischen und machte der Störung mit Gewalt ein Ende.

Am folgenden Tage trieb Tankelow seine Pferde abgesondert fort, aber gegen Abend kam die Versöhnung zu Stande. Am 3. October verließen wir Gelgel-Aik und marschirten westlich einem bitter-kalten Winde entgegen. Auf der Jagd wurden nicht weniger als sieben Pumas erlegt, die, wie in dieser Zeit gewöhnlich, sehr fett waren und, in den eisernen Töpfen gehörig gekocht, ein vortreffliches Abendessen gaben; das Fleisch hat große Aehnlichkeit mit gekochtem Schweinefleisch. Während des Tages wurden sieben Chilier vermißt, und als wir zu den Toldos kamen, wurde es bekannt, daß sie sich entschlossen hatten, den Versuch zu machen, ob sie den Weg bis zur Ansiedelung Chupat selbst finden könnten. Da sie sich heimlich entfernt hatten, was nach der Ansicht der Indianer einer Kriegserklärung gleich galt, so wollten einige der Leute sie verfolgen und ermorden; aber dieser Vorschlag wurde von Orkeke und Casimiro verworfen. Das Lager war durch einen Hügel, Namens „Téle", geschützt; er stand dicht an einer mit Wasservögeln bedeckten Lagune, in welche eine aus dem Hügel hervorkommende schöne Quelle floß; längs dem Rande des hellen reinen Wassers wuchs eine Art grüner Kresse in ungeheurer Menge, und bei Sonnenuntergang kamen Flüge Flamingos (Phoenicopterus ignipallo) und rosenrother Löffelreiher (Platalea ajaja) zur Lagune, um sich Futter zu suchen. Die Jagd des einen Tages fand auf der umliegenden Ebene statt, die nach Westen mehrere der merkwürdigen Einsenkungen oder beckenähnlichen Formationen zeigt, welche nach Darwin's Beschreibung auf der Ostseite der Cordillera vorkommen. Am 5. October brachen wir das Lager ab und marschirten in nördlicher Richtung, bis wir an einem Strome von beträchtlicher Größe anlangten; Einige von uns

überschritten ihn sofort, obgleich er tief und die hohen Ufer locker und unsicher waren. Die Frauen und die Uebrigen begaben sich zu einer Furth, und der alte Orkeke schickte einen der Chilier mit, der dafür sorgen sollte, daß sein Hündchen (an das er seine väterliche Liebe verschwendete) nicht naß werde. In einer halben Stunde war die ganze Horde — Ako mit inbegriffen — wohlbehalten hinüber, und das Lager wurde auf einer Halbinsel zwischen diesem Flusse und einem zweiten aufgeschlagen, der weiter unten sich mit ihm vereinigte. Die vereinigten Ströme bilden vielleicht einen Nebenfluß des Chupat, vielleicht auch nicht; die Indianer waren darüber verschiedener Meinung; Einige behaupteten, es sei so, Andere sagten, der Fluß ergieße sich in eine große Lagune. Das Wetter hatte sich geändert: es war Sprühregen eingetreten, und der nasse und schmierige Zustand der Toldos war sehr unangenehm. Unserer Kleidung schadete es jedoch nicht viel, da ein Guanaco-Mantel sich leicht am Feuer trocknen läßt; man muß aber darauf achten, daß nur die behaarte Seite der Hitze ausgesetzt wird, sonst wird die Haut dürr und zerreißt dann leicht. Während wir uns in diesem Lager befanden, wurden Wächter ausgestellt; der eine kam herein und sagte, er habe in nördlicher Richtung Rauch gesehen. In Folge dessen brachen wir am 9. October auf, nachdem wir unsere abgetriebenen Pferde hatten ausruhen lassen; sie hatten in dem jungen grünen Grase geweidet, das jetzt in allen Thälern in Fülle hervorschoß, und waren dadurch schnell wieder in bessern Zustand gekommen. Wir zogen über eine unfruchtbare, thonige Pampa, die da und dort von Sümpfen und Marschen durchschnitten war, und langten am 10. an einer kleinen, von Osten nach Westen laufenden Hügelkette an. Unter einem dieser Hügel wurden die Toldos aufgeschlagen, und zwar wieder in der Nähe einer jener schönen kreisförmigen Quellen, die in Patagonien häufig vorkommen; mitten aus dem glatten weißen Sande, der den Grund bildete, sprudelte das Wasser wie flüssiger Krystall empor, und in dem kreisrunden Becken sah man silberfarbene Fische umherschießen. Die Indianer finden ein großes Vergnügen daran, sich die Hände und Füße in den Quellen zu waschen, und bleiben, die Schönheit dieser „Augen der Wüste" bewundernd, lange dort sitzen. Da bei unserer Ankunft die Frauen noch nicht mit den häuslichen Einrichtungen fertig waren, so warfen wir die Jagdbeute von den Sätteln, und ein Theil von uns erstieg dann einen der anstoßenden Hügel, um uns umzuschauen. Es war ein herrlicher Tag, und die eben untergehende

Sonne badete die ganze Gegend in einer Fluth von rothen Farben. In Nord-Osten bemerkten wir deutlich drei verschiedene Rauchsäulen; die Indianer behaupteten, sie gingen von den fünf chilischen Flüchtlingen aus, und waren auf dieselben sehr erbittert, da man vermuthete, daß sie sich verirrt hätten und gern wieder zu den Toldos zurückkehren möchten. An dieser Stelle wollte mein Compaß nicht gehen; ich glaubte, er sei verdorben worden; da er aber später wieder richtig zeigte, so muß an seiner zeitweiligen Störung irgend eine örtliche Anziehungskraft Schuld gewesen sein. In Norden, so gut ich muthmaßlich in der Richtung mich orientiren konnte, zog sich eine lange Hügelkette hin, die in einem Berge mit eigenthümlicher Spitze endete; unterhalb des letztern zeigten die Indianer mir die Bäume, die längs einem Flusse standen — nach ihrer Behauptung sollte es ein Nebenfluß des Chupat sein. In Westen dehnten sich wellenförmige Ebenen aus, die sich in weite Ferne zu erstrecken schienen; sie unterbrachen die Kette der Cordillera, als ob in dem Gebirge eine Einsenkung oder ein Durchbruch sich befände, indem Hügel von bedeutender Größe am Horizonte nicht zu sehen waren. Während ich, die Pfeife rauchend, auf dem erwähnten Hügel lag, las ich mehrere Steine auf, in welchen Opal und Kascholong mit einander verbunden waren; ich legte sie läppischer Weise auf der Erde zu verschiedenen Figuren zusammen und hatte unter Anderm einen Kreis hergestellt, der im Kleinen einem indianischen Grabe glich; als Einer meiner Gefährten bemerkte, was ich machte, wurde er sehr böse und sagte: „Das wird Unglück bringen.“ Er glaubte offenbar, ich ginge in Gedanken damit um, Jemandem durch Hexerei das Leben zu nehmen. Da ich kein Verlangen trug, mich tödten zu lassen, um dadurch, wie man sich einbildete, etwaigen Zauberformeln zuvorzukommen, so las ich schnell die Steine zusammen. Viele derselben gingen später unterwegs verloren. Der indianische Name für diesen Ort ist Yaiken-Kaimak; er besagt, daß dies der Hügel ist, von welchem aus man den Signal-Rauch sieht, der das Nahen der von Norden kommenden Indianer andeutet.

Wir blieben fünf Tage in jenem Lager; es herrschte eine allgemeine ängstliche Unruhe, und die Waffen wurden immer bereit gehalten. Außer der gewöhnlichen Jagd unter dem Befehle des Cacique mußten wir noch Waffenübungen zu Pferde machen; dieses berittene Exerciren sollte eine Vorbereitung sein, im Fall wir die nördlichen Tehuelchen mit den Araucanos- oder Manzaneros-In-

dianern im Kriege finden würden. Auf den nach Westen gelegenen Ebenen gab es viele Guanacos; einige Tausende waren auf einmal in den Jagdkreis eingeschlossen. Eines Tages, an welchem ich die Jagdgesellschaft nicht begleitet, sondern mich freiwillig erboten hatte, den Posten der Reiterwache auf einem anstoßenden Hügel einzunehmen, schlenderte ich mitten durch das Lager, als ich ein Guanaco, das sehr ermüdet war, auf mich zukommen sah; ich versteckte mich daher hinter einen Busch und wartete, bis es sich ohne allen Argwohn näherte; dann sprang ich schnell hervor und kugelte es mit einem Paar Straußbolas. Da es mir ganz nahe war, so waren ihm die Vorderbeine vollkommen zusammengebunden, und es machte mir nicht viel Schwierigkeit, es durch einen Schlag auf den Kopf mit einem andern Paar Bolas abzufertigen. Ich hatte jetzt bereits in der Anwendung der Bolas eine leidliche Geschicklichkeit erlangt, und wenn ich nichts Anderes zu thun hatte, so pflegte ich immer umherzuschlendern und mich zu üben. Außer ihrer Anwendung erlernte ich durch praktische Uebung auch bald die Kunst, sie herzustellen, und unsere vielen müßigen Stunden wurden dazu benutzt, Straußsehnen zu flechten; auf diese Weise brachte ich es so weit, daß ich eine bedeutende Auswahl hatte, wovon ich einige für Tabak zu vertauschen pflegte. Während unsers hiesigen Aufenthaltes wurde das Wetter noch schlechter; es herrschten Regen, Graupeln und Stürme, und die Toldos wurden in Folge des ununterbrochenen Regens und der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens so naß und schlecht, daß sie fast unbewohnbar waren; wir brachen daher am 16. October auf und marschirten über eine ebene Pampa — nach Osten wurde Rauch bemerkt und während der Reise gebührend beantwortet. In der Nacht lagerten wir uns auf der Nordseite eines kleinen reißenden Stromes an einem Orte, Namens „Pelmecken", der eine Stunde von dem bewaldeten Flusse lag, dessen Bäume von dem Lager aus sichtbar waren. Hier sah ich ein neues Spiel, das die Indianer spielten; es hatte Aehnlichkeit mit demjenigen, das unter den Schulknaben als „Knöchelspiel" bekannt ist; anstatt der Knochen wurde es mit kleinen Steinen gespielt, und es wurden hohe Einsätze, je nachdem das Glück fiel, verloren oder gewonnen. Am Sonntag, den 17., machten sich die Indianer auf, um in der Nähe des bewaldeten Flusses zu jagen, und Casimiro schlug mir vor, ich solle ihn zu den Wäldern begleiten, wo er Stangen zu den Toldos und Holz zur Herstellung von Sätteln hauen wolle. Orkeke empfahl mir jedoch aus irgend einem

Grunde, ruhig in den Toldos zu bleiben, und da ein Rath zuweilen fast dasselbe wie ein Befehl ist, so fügte ich mich, obgleich ich nach so langer Wanderung über baumlose Pampas gern wieder einmal den Anblick eines Baumes in der Nähe genossen hätte. Es war ein warmer und schöner Tag; ich spazierte daher am Flusse hinab, um die Eier der Hochlandsgans (Chloephaga magellanica), gelbschnäbligen Gans (Cygnus coscoroba) und anderer Wasservögel zu suchen, und langte gegen zwei Uhr Nachmittags mit reicher Beute im Lager wieder an. Die Frauen überwachten eben das Kochen einiger Eier, als eine von ihnen in den Toldo stürzte und schrie, die Indianer kehrten zurück, und es habe ein Kampf stattgefunden. Ein Blick auf die kommenden Reiter genügte sofort, uns zu überzeugen, daß sie Recht hatte. Sie kamen zu Zweien und Dreien galoppirt, die Schwerter gezogen, die Mäntel von den Schultern etwas ab hängend und die Gesichter vor Wuth glühend. Sie gingen sofort daran, ihre Flinten und Revolver herbeizuholen, und wollten den Kampf von Neuem beginnen. Orkeke kam jedoch und hielt eine lange Rede, und schließlich wurde die Ruhe wiederhergestellt. Ein Mann — ein Bruder Camillo's — war getödtet und auf der Pampa zurückgelassen worden. Die Schwester des Gefallenen war über seinen Tod außer sich; sie bewaffnete sich mit einem Messer und versuchte ihn zu rächen, wurde aber schnell festgehalten, entwaffnet und beruhigt. Der Gefallene war mit einem Revolver bewaffnet, und derjenige, der ihn angriff, hatte nur einen Degen; der eine Schuß traf ihn nicht und der nächste Lauf versagte; da ging er auf ihn los und durchbohrte ihm den Leib. Casimiro kehrte kurz nach den Uebrigen zurück, und als er von dem Kampfe und dessen Ausgang hörte, war er eine Zeit lang fest entschlossen, ihn zu erneuern und den Gefallenen, der ein Verwandter von ihm war, zu rächen, gab aber auf Orkeke's Zureden endlich nach. Am folgenden Tage erschien der in Osten aufsteigende Rauch ziemlich nahe, und als wir noch ein wenig weiter marschirt waren, wurden in der Richtung desselben zwei junge Männer mit geheimen Verhaltungsbefehlen von Seiten Orkeke's abgesandt; wir begaben uns an den bewaldeten Fluß, wo wir eine kurze Zeit im Schatten einer Art Birkenbaum schwelgten und dann über die Furth des Stromes ritten, der eine beträchtliche Breite hat und sehr reißend ist. Die Indianer behaupteten, in dem tiefern Theile unterhalb der Furth sei es unmöglich, über den Fluß zu schwimmen, weil es dort gewisse Raubthiere gäbe, die sie Wasser-

tiger — „Tigres de l'agua“ — nannten; diese würden sicherlich jeden Menschen, der sich in's Wasser wagte, anfallen und verschlingen. Sie beschrieben dieselben als gelbe Vierfüßler, größer als der Puma. Gewiß ist, daß wir zwei Strauße, die wir nicht brauchen konnten, weil sie zu mager waren, und die wir deshalb auf dem hohen Ufer hatten liegen lassen, am nächsten Tage, zerrissen und halb aufgefressen, in dem seichten Wasser fanden, und zum Wasser hinab führten, deutlich sichtbar, die Fährten eines Thieres, die denjenigen eines großen Puma glichen; aber der Puma schleppt seine Beute stets zu einem Busche, und der Jaguar geht zwar gern in's Wasser, aber ich habe noch nie gehört, daß er seine Beute anderswo als auf dem Lande verzehre, auch findet er sich, so viel ich weiß, nicht so weit südlich. Das Thier mag wohl eine Art der großen braunen Fischotter sein, die auf der Brust einen orangenfarbenen Pelz hat, und die sich im Flusse Paraná findet; die Erzählung der Indianer ist jedoch deshalb merkwürdig, weil sie auf den Namen des Sees „Nahuel Huapi“ oder Tiger-Insel hinweist. Es ist möglich, daß auch die Aguarra, die im Thale des Rio Negro vorkommt, diese Gegenden heimsucht. Sie sagten mir ferner, man habe Hirsche an den Ufern des Flusses gesehen; während wir uns aber in der Umgegend aufhielten, hörten wir Nichts davon. Einige Meilen unterhalb der Furth hört der Baumgürtel auf, und auf der Südseite steht eine eigenthümliche Gruppe, wie es scheint, viereckiger Felsen, die von Ferne wie eine regelmäßig gebaute und mit einer Mauer umgebene kleine Stadt aussieht. Sie wird von den Indianern „Sengel“ genannt und war vor vielen Jahren der Schauplatz eines großen Kampfes zwischen den Tehuelchen und Araucanos; Gebeine und Schädel als Ueberreste desselben färben noch immer die Ebene weiß. Nachdem wir über den Fluß hinüber waren, kamen die jungen Männer wieder, die zurückgesandt worden waren, und brachten drei den Chiliern gehörende Pferde und Einen der Chilier mit, der, so unglaublich es auch scheint, den Indianern seine Gefährten hatte von den Pferden werfen und kampfunfähig machen helfen. Etwas Näheres über das Schicksal der Anderen wurde nicht bekannt; doch erzählte man allgemein, Einige von ihnen hätten wirklich den Chupat erreicht. Ich fragte nicht weiter, aber an dem blutgefleckten Messer des Einen der jungen Männer sah man, was geschehen war. An diesem Tage ritten die Indianer alle stillschweigend dahin; die Ereignisse der letzten zwei Tage hatten alle ihre bösen Leidenschaften

aufgeregt. Ich ritt allein, denn ich fühlte, daß die Luft nicht rein war und Gefahr drohte, und schloß mich in der Nähe unsers Halteplatzes Orkeke und noch zwei Anderen an, die sich an einem Feuer befanden, um einige Straußeier zu kochen. Während wir dieselben emsig verzehrten, kam ein Bote und sagte, Casimiro wünsche mich zu sehen und warte auf mich an einer Stelle, die er angab. Ich saß daher auf und ritt ab, war aber noch nicht weit fort, als zwei Banditen, die beauftragt worden waren, den Chiliern den Rest zu geben, herangaloppirten; von jeder Seite kam Einer, wobei der Eine das Schwert, der Andere die Bolas schwang. Ich gab sofort meinem Pferde die Sporen, und während mein Mantel zurückflog, entdeckte ich, daß ich unter demselben zwei Revolver um den Leib gegürtet hatte. Sie hemmten ihren Lauf und riefen: „Halt! Wo wollen Sie hin?“ Ich galoppirte aber fort, ohne zu antworten, wurde unterwegs nicht weiter belästigt, und stieß bald zu meinem alten Freunde. Er theilte mir dann mit, daß ihm die jüngsten Vorgänge und die allgemeine Anarchie im höchsten Grade zuwider wären, und daß er sich entschlossen habe, allein nordwärts zu reisen, um die nördlichen Indianer zu treffen, und die Sorge für sein Weib und seine Kinder Cayuke überlasse. Er verlangte deshalb die Briefe, die ich für ihn geschrieben hatte, und auch meine eigenen, die er gleichzeitig mit befördern wollte. Ich ritt zu den Toldos zurück, um die Briefe zu holen, und brachte sie Casimiro, ohne daß Jemand versucht hätte, mir den Weg zu versperren.

Als ich zu dem unter dem Busche befindlichen Feuer zurückkam, saß ich ab und sagte, während ich noch ein Ei kochte, Orkeke die Meinung ein wenig, wobei ich ganz ruhig zu verstehen gab, daß ich zehn Leben um mich herum trüge. Er versicherte mich, es sei nur ein Mißverständniß und ohne seinen Befehl geschehen; die jungen Leute hätten nur Scherz gemacht und meinen Muth wollen auf die Probe stellen. Ich erwiederte, derartige Scherze wären zuweilen gefährlich; dann ließen wir beiderseits die Sache fallen.

Wir lagerten uns neben einem Bache, in welchen Viele von uns bald sprangen, um ein erquickendes Bad zu nehmen; dies ist bei den Tehuelchen, die gewaltige Schwimmer sind und gut tauchen, immer ein Lieblingsgenuß. Während wir hier ruhten und im Wasser uns vergnügten, trat eine bessere Stimmung ein; der gegenseitige Argwohn und Zwiespalt, der so lange geherrscht hatte, wurde allmälig vergessen. Casimiro war fort und hatte Einen der Chilier mitge-

nommen; seine Gemahlin sagte mir unter einem Strom von Schmähungen gegen ihre Ehehälfte, er sei aus Furcht gegangen, weil die anderen Indianer beschlossen hätten, ihn umzubringen; sie setzte noch hinzu, er habe das Herz eines Stinkthieres, eines Geiers und eines Armadills. Diese vereinigt würden ein recht hübsches Gemisch geben. Daß er Recht hatte, indem er sich bei dieser eigenthümlichen, kritischen Lage aus dem Staube machte, war sehr einleuchtend; denn am nächsten Tage wurden zwei junge Männer ausgesandt, vorgeblich als Chasquis oder Boten, um sich nach den nördlichen Indianern umzusehen, in Wirklichkeit aber um Casimiro einzuholen und bei Seite zu schaffen; sie kehrten jedoch ohne alle Nachricht über den schlauen alten Häuptling zurück.

In der Hügelkette, die, wie ich oben beschrieb, von Kaimak aus zu sehen war, gibt es eine Eisenerz-Grube oder Ader; sie befindet sich ungefähr eine englische Meile gerade westlich von dem Bache und ist an einer großen Masse weißen Quarzes zu erkennen. Dieses Erz wird von den Indianern zur Anfertigung von Bolas benutzt, und es wurde ein Ausflug zu der Ader gemacht. Wir brachten viele Stücke mit zurück, von welchen einige, die sich jetzt in meinem Besitz befinden, untersucht und für Braun- und Magneteisenstein erklärt worden sind. Die Indianer sagten mir auch, daß einige Stunden östlich von dieser Stelle eine Eisenmasse, die, so viel aus ihrer Darstellung sich entnehmen ließ, die Gestalt einer Stangenkugel habe, mitten auf einer unfruchtbaren Ebene liege und von ihnen mit abergläubischer Scheu betrachtet werde. Ob dies ein Meteorstein ist oder mit dem Erze an der Hügelwand irgendwie in Verbindung steht, konnte ich nicht entscheiden, denn bei der kritischen Stimmung, die damals herrschte, war ein Besuch der Stelle, um die fragliche Masse in Augenschein zu nehmen, unmöglich.

Am 22. October marschirten wir einige Meilen, und zwar in nördlicher Richtung, immer der Hügelkette folgend. Straußeier bildeten auch jetzt noch das Hauptnahrungsmittel und waren eine hinlänglich nahrhafte Kost, brachten aber alle Wirkungen einer „Bantingkur" hervor. Glücklicherweise erlegten an diesem Tage zwei von uns fette Pumas; einige Schnitten von denselben waren gebraten zur Abwechselung eine angenehme Zugabe zur Abendmahlzeit; aber ich möchte aus Erfahrung allen Reisenden rathen, ihr Pumafleisch zu kochen. Wir lagerten uns in einer kleinen Schlucht, die in den Hügeln war, gerade unter einem eigenthümlich spitzen Felsen,

der wegen seiner Aehnlichkeit mit einem unter Segel befindlichen Schiffe Yowlel oder Schiffsfelsen heißt, und an welchen sich von Seiten der Indianer der Aberglaube knüpft, daß Allen, die ihn selbst bei der windstillsten Witterung zu besteigen versuchen, wenn sie oben ankommen, die Mäntel von wüthenden Windstößen in Stücke zerweht werden.

Am nächsten Tage — einem herrlichen Morgen nach einer regnerischen Nacht — zogen wir in derselben Richtung weiter, und während wir auf das schwere Gepäck warteten, das heißt auf die Frauen und Kinder, begaben sich Mehrere von uns zu einer richtigen Rennbahn — einer sechs Fuß breiten, ausgetretenen Bahn, die sich fast drei englische Meilen weit erstreckte und zwar etwas sandig, aber eben und frei von Steinen war. Hier prüften wir, um die Zeit einstweilen hinzubringen, die Schnelligkeit unserer Pferde, und als die Frauen erschienen, begannen wir die Jagd auf einer Pampa, die durch eine Biegung in der Hügelkette gebildet wurde. Während der Jagd fanden wir ein Guanaco, das von einem Puma getödtet worden war, sorgfältig zugedeckt in Gras und Gestrüpp. Es war ein fettes Thier, wie der Puma sie immer sich aussucht, obgleich ich manchmal gelesen habe, daß er den Heerden nachgehe und die schwachen auflese. Daß dies nicht der Fall ist, zeigte sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn wir die todten Thiere fanden, die diese Katzen hatten liegen lassen; sie waren stets von guter Beschaffenheit. Am Nachmittag langten wir frühzeitig im Lager an; es befand sich neben einem kleinen Flusse, der in östlicher Richtung von den Hügeln her kam. Die Frauen waren, mit Ausnahme einer oder zweier, nicht anwesend; man konnte sie ungefähr zwei englische Meilen vom Lager sehen, wo sie eine Art Kartoffeln ausgruben, die auf der benachbarten Hügelwand wuchsen. Es war ein warmer Tag, und Orkeke lud mich ein, mit auf einen der Hügel zu gehen; er wollte sehen, ob sich Rauch oder sonstige Zeichen von Indianern erblicken ließen. Wir setzten daher über den Strom, und während wir an dem nördlichen Ufer hin ritten, bemerkte ich Fische, die träg oben auf dem Wasser schwammen. Nachdem wir über ein sumpfiges Stück Land hinüber waren, ritten wir die Hügel hinauf, saßen in der Nähe einer Bank von blauer Erde ab und stiegen zu Fuße bis zum Gipfel, der aus einer Art Quarz bestand, durch welchen Krystall-Adern liefen. Wir erkletterten auch noch diese Formation und kamen dann oben auf der Spitze an. Hier hatten wir eine schöne Aussicht auf das Lager und das grüne Weide-

land, das längs dem Flusse sich hinzog. Nach Norden war die Aussicht etwas versperrt durch die Hügel, die zu beträchtlicher Höhe anstiegen. Gerade unter uns lag ein Thal, in welchem mehrere Guanacos und Strauße ihr Abendfutter zu sich nahmen. Wir blieben hier einige Zeit, rauchten und genossen den Anblick der Natur im Allgemeinen, konnten aber von Indianern weder Rauch noch andere Zeichen entdecken. Orkeke bemerkte, daß weiter unten am Flusse das Weidefutter frischer aussähe, und schlug vor, wir wollten es genauer betrachten. Wie stiegen daher von unserer hohen Stellung herab, saßen auf und begaben uns in das unten liegende Thal; während wir hinabritten, waren wir so glücklich, einen fetten männlichen Strauß zu erlegen, der auf einem Neste mit vierundzwanzig Eiern saß. Wir untersuchten das Gras, das von guter Beschaffenheit war, hielten ein Mahl aus dem Stegreife, an welchem Tchang sich mit betheiligte, und kehrten dann zu den Toldos zurück, wo die Frauen eben mit einer beträchtlichen Menge Kartoffeln angelangt waren. Auf dem Rückwege bemerkte ich wieder Fische im Flusse; ich überließ daher mein Pferd sich selbst und holte meine Angelhaken und Schnur aus dem Gepäck heraus, das sich unter Frau Orkeke's Aufsicht befand. Es dauerte nicht lange, so war Alles bereit; ein Stück Fleisch vertrat als Köder die Stelle der Fliege, und während ich es sanft in das Wasser hinabließ, biß bald Etwas an, und ich zog einen gegen zwei Pfund schweren Fisch heraus; er gehörte zur Klasse der Barsche und war dem Fische ähnlich, der im La Plata-Flusse Dorado heißt. Nachdem ich eine halbe Stunde gefischt, hatte ich noch mehrere andere von derselben Größe an's Land gebracht, und da es beinahe dunkel war, so kehrte ich zurück und speiste zu Abend gebratene Fische und gekochte Kartoffeln.

Die Pflanzen zu sehen, die diese Knollen hervorbrachten, hatte ich keine Gelegenheit; aber die Knollen glichen genau denjenigen, die ich später in der nördlichen Gegend erhielt und die von einer Pflanze stammten, deren gefiedertes farnkrautähnliches Blatt an einem langen schwachen Stengel sitzt. Am folgenden Tage verlegten wir das Lager stromabwärts, in die Nähe der grünen Weide, und fanden die Eier der Hochlandsgänse, Enten u. s. w. in großer Menge. Nicht weit vom Lager stand neben dem Flusse ein einsamer Baum, der einzige in der Umgegend, obgleich längs den Ufern Treibholz lag; dies war wahrscheinlich bei großem Wasser von den bewaldeten Abhängen der zehn Meilen weiter westlich liegenden Cordillera herab-

geführt worden. An diesem Tage wurde, da man nach Norden deutlich Rauch gesehen hatte, Hummums abgesandt, um zu ermitteln, ob es ein Signal von den nördlichen Indianern gewesen sei, nach welchen wir uns so vielmals umgeschaut hatten. Drei Tage darauf, gegen neun Uhr Abends, während ich dalag und von der Heimath träumte und soeben — im Traumlande — ein Glas Sherry getrunken hatte, weckte Orkeke mich auf und machte mir die Mittheilung, daß nach Norden Feuer zu sehen wären, die ohne Zweifel von dem vorher abgesandten „Chasqui" oder Boten herrührten. Nach ungefähr drei Stunden — irgendwo gegen Mitternacht — kamen Casimiro, Hummums und noch ein Indianer in's Lager geritten, und unser Toldo war bald gedrängt voll Menschen, welche die Nachricht hören wollten, die unser Chasqui brachte; er sagte, die nördlichen Indianer befänden sich im Districte der wilden Rinder, wo sie mehrere Thiere erlegt hätten; sie wären auch mit Tabak und anderen Bedürfnissen gut versehen, die sie vom Rio Negro mitgebracht hätten, wo sie zu Handelszwecken im August gewesen wären, und sie würden unsere Horde willkommen heißen, wenn sie in freundschaftlicher Gesinnung käme. Am folgenden Morgen hatten wir in Crimè's Toldo eine große Berathung, bei welcher beschlossen wurde, daß aller Hader vergessen sein, und daß wir sofort marschiren sollten, um eine Vereinigung mit den übrigen Indianern herzustellen. Dieser Beschluß wurde angenommen, und wir marschirten daher Alle in östlicher Richtung bis zu einem Lager, das an den Ufern desselben Flusses, und zwar unten an einer Hügelkette lag, die „Appleykaik" genannt wurde. Hier blieben wir drei Tage, und da in Osten Rauch bemerkt worden war, dessen Ursprung man sich nicht erklären konnte, so wurden zwei Kundschafter ausgesandt, um die Ursache zu ermitteln, kehrten aber ohne Auskunft zurück. Unsere Zeit verbrachten wir, wie gewöhnlich, damit, daß wir jagten oder im Flusse uns badeten. Am 31. October marschirten wir wieder und waren noch nicht weit fort, als Tankelow — der früher als die Uebrigen aufgebrochen war und das Beobachtungscorps spielte — mit einem fremden Indianer vom Pampa-Stamme erschien, der sagte, seine Gefährten wären unterwegs, um zu den nördlichen Indianern zu stoßen. Sie waren aus der Umgegend der Colonie Chupat gekommen und bestanden, so viel ich herausbringen konnte, aus Pampas und Tehuelchen unter einander. Es wurde verabredet, daß sie an einem Orte, Namens „Henno", nach welchem wir eben marschirten, zu uns und

den Anderen stoßen sollten. Nach dieser kurzen Unterbrechung setzten wir unsern Weg fort und lagerten uns für die Nacht nahe an den Ufern eines kleinen Flusses. Das Wetter hatte sich ganz geändert; es ging ein scharfer Südwestwind mit Graupel-, Hagel- und Schnee-Böen, und nur Wenige von uns fanden es angenehm, das Abendbad zu nehmen. Casimiro war sehr heiter, da er unter den nördlichen Indianern viele Verwandte hatte und den Oberbefehl erhalten sollte — bei der Aussicht auf denselben hatte er schon Pferde zum Geschenk bekommen und sah der Versammlung entgegen, welche der Häuptling halten wollte, und die, wie er mich versicherte, unter großem Gepränge werde abgehalten werden müssen. Während unsers Gesprächs erzählte Casimiro die ganzen Abenteuer, die er bestanden, nachdem er die Toldos verlassen hatte. Da er wußte, daß man ihn wahrscheinlich verfolgen werde, war er so schnell gereist, daß am fünften Tage sein Pferd stürzte; die beiden vorhergehenden Tage hatte er Rauch gesehen, der aus einem Lager emporstieg, an welchem er jetzt ganz nahe stand; doch war er unsicher, ob es das Lager seiner Freunde sei oder nicht. Er ließ seinen chilischen Gefährten zurück und begab sich auf eine Anhöhe, um zu recognosciren. Während seiner Abwesenheit schlief der Chilier ein; das Gras fing Feuer und brannte um den Schlafenden herum. Die Indianer — Hinchel's Leute — kamen, durch den Rauch verlockt, herab und retteten ihn; seine Kleider waren alle verbrannt und sein Leib war stark versengt. Nachdem Hinchel sich hatte erzählen lassen, wie die Sache stand, schickte er sofort Leute ab, die Casimiro suchen sollten. Als der Letztere die fünf berittenen Indianer, in ihre Ponchos gehüllt, sich nähern sah, war er unsicher, ob es Araucanos oder Tehuelchen seien, zog seinen Revolver und wollte sie einzeln wegschießen; aber er erkannte bald zu seiner großen Erleichterung in dem Anführer einen Verwandten von ihm. Er sagte mir auch, als Hummums, unser Chasqui, angekommen, sei derselbe von einem Freunde von ihm gastfreundlich aufgenommen worden, und gegen diesen habe er sich gerühmt, daß er und seine Freunde alle Christen, die sich in ihrem Lager befunden, umgebracht hätten. Dies wurde sofort Hinchel und Casimiro zugetragen, und diese erkundigten sich, ob „Muster" auch mit getödtet worden sei, was der Zuträger ohne Bedenken bejahte. Hinchel, der, was den englischen Besuch betraf, vorher Alles von Casimiro erfahren hatte, war wüthend darüber; er betrachtete es als eine schwere Verletzung der Gastfreundschaft und gab sofort Befehl, den Chasqui zu verhaften,

aufzusitzen und sich bereit zu machen, um meinen vermeintlichen Tod zu rächen, indem sie Orkeke und seine ganze Horde umbringen wollten. Als jedoch Hummums als Gefangener verhört wurde, erklärte er in großem Schrecken, daß „Muster" unversehrt sei, und daß kein Mensch daran gedacht habe, ihn umzubringen; dann war der Sturm vorüber. Aber diese Mittheilung, die durch die Aussage des Chasqui, welche ich zufällig mit anhörte, bestätigt wurde, bereitete mich darauf vor, Hinchel mit einer Freundlichkeit zu begegnen, wie sie ein Häuptling, der einen so scharfen Sinn dafür bewiesen, daß man für einen Fremden, der sich der indianischen Gastfreundschaft anvertraut hatte, Sorge tragen müsse, verdiente, und die Meinung, die ich mir damals von dem Charakter dieses Häuptlings machte, bewährte sich, als ich näher mit ihm bekannt wurde, vollständig.

Die beiden folgenden Tage ging unser Weg durch eine Reihe ziemlich unfruchtbarer Thäler; sie wurden durch Ketten hoher Hügel begrenzt, die überall voller Felsblöcke und Geröll lagen und so dürr und unheimlich wie Gerippe aussahen. Die Thäler enthielten in der Regel entweder auf der nördlichen oder auf der südlichen Seite der Flüsse, die in jedem derselben hinabliefen, gute Weide, aber nur in der Nähe des Wassers; darüber hinaus war der Boden sandig und hier und da mit einzelnen niedrigen Büschen bestanden.

Am 2. November gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir in einen Paß oder eine Schlucht, die über dem Sammelplatze Henno lag. Die Aussicht auf das unten liegende Thal war sehr erquickend; grüne grasreiche Ebenen erstreckten sich einige Meilen weit, und mitten in denselben lief ein schöner silberfarbener Fluß hinab. Aber von Indianern war leider Nichts zu sehen; wir ritten daher hinunter und machten, nachdem wir uns in einer Lache gebadet und noch gewartet hatten, bis die Toldos aufgeschlagen waren, ein großes Signalfeuer an, das kurz darauf nach Westen hin beantwortet wurde. Da wurde sofort ein Bote abgesandt, der gegen Abend mit der Nachricht zurückkehrte, daß die erwarteten Leute am nächsten Tage eintreffen würden. Wir mußten uns drein fügen, noch eine angstvolle Nacht zu verbringen, da wir durchaus nicht sicher wußten, welche Aufnahme uns von Seiten der Leute, die da kommen sollten, bevorstand.

Viertes Kapitel.

Von Hennokaik nach Teckel.

Das Bewillkommnungs-Ceremoniell. — Hinchel's Indianer. — Tehuelchen und Araucanos. — Jackechan und der Chupat-Stamm. — Meine Prüfung. — Das Lager in Henno. — Friedliche Beschäftigungen. — Der älteste Einwohner. — Chiriq. — Die verborgenen Städte. — Sagen aus der Neuzeit. — Geheimnisse der Cordillera. — Los Cesares. — La Ciudad Encantada. — Ihre Lage. — Die indianischen Cesares. — Das Guanaco. — Der patagonische Strauß. — Die Umgegend von Chiriq. — Pferderennen. — Die indianischen Pferde. — Die indianischen Hunde. — Der Hund und der Verliebte. — Sehnenflechten. — Der Windhügel. — Von Feuer umringt. — Die jungen Guanacos. — Es kommt Grog an. — Nachrichten von Santa Cruz. — Gift. — Eine romantische Landschaft. — Eine angenehme Umgegend. — Ein zauberhaftes Thal. — Der Reisende bändigt ein Pferd. — Weibliche Neugierde. — Das Land der wilden Rinder. — Die Wälder der Cordillera. — Die Wasserscheide. — Im Gebirge. — Wildwachsende Blumen. — Ein Stiergefecht. — Der Bulle bleibt Sieger. — Kein Weihnachtsfleisch. — Teckel. — Umquartierung.

Während wir am nächsten Vormittage mit Fischfang und überhaupt im Wasser uns die Zeit vertrieben, wurde nach Westen an verschiedenen Punkten Rauch entdeckt, und gegen zwei Uhr Nachmittags kam auf der nördlichen Seite des Thales die Spitze der schweren Colonne der Frauen, Kinder und unzähligen Pferde zum Vorschein. Um uns auf die Ankunft des Besuches vorzubereiten, begaben wir uns augenblicklich Alle zu den Toldos, putzten uns heraus und ließen die Pferde herbeibringen; denn wenn eine Anzahl Indianer nach einer Trennung wieder zusammentreffen, so ist das anerkanntermaßen eine Sache von hoher Wichtigkeit. Kurz darauf wurden unsere



Bewillkommnungsceremonie zwischen Tehuelchen und Araucaniern.

Pferde eingefangen und gesattelt, und Einige von uns waren noch nicht fertig, als die Männer erschienen, die unterwegs gejagt hatten. Das Bewillkommungs-Ceremoniell wurde gebührend beobachtet.

Vollständig bewaffnet, in ihren besten Kleidern und auf den besten Pferden sitzend, die sie hatten, stellten sich beide Parteien einander gegenüber in Linie auf.

Die nördlichen Indianer sahen am glänzendsten aus; sie trugen Flanellhemden und Ponchos und prangten mit silbernen Sporen und schmuckvollen Zäumen. Die Häuptlinge ritten auf und nieder, richteten die aufgestellten Glieder und hielten Ansprachen an ihre Leute, die beständig „Wap, Wap, Wap" schrien. Ich stellte mich als Gemeiner ein, obgleich Casimiro sich vergebens bemüht hatte, mich zu bewegen, den „Capitanejo" oder Officier einer Abtheilung zu spielen. Auf unsrer Seite ließ man stolz die Fahne von Buenos Ayres wehen, während die Nördlichen einen weißen Fetzen trugen. Den Reihen der Letzteren sah man an, daß die Leute viel besser einexercirt waren, als unsere schlecht disciplinirten Truppen. Dann sandten die Parteien sich gegenseitig Boten oder Geißeln, und es wurde zu diesem Zwecke von jeder Seite ein Sohn oder Bruder des Häuptlings abgeordnet. Hierauf rückten die Neuangekommenen vor, formirten sich zu Colonnen in drei Gliedern und ritten um unsere Reihen herum, wobei sie ihre Flinten und Revolver abschossen, jauchzten und die Schwerter und Bolas schwangen. Nachdem sie drei- bis viermal in voller Eile herumgaloppirt waren, öffneten sie die Glieder und setzten sich in die Lage, als ob sie einen Feind angriffen; bei jedem Hieb oder Stoß, den sie ausführten, schrieen sie „Koue". Der Gegenstand des Angriffs sollte der „Gualichu" oder böse Geist sein, und daß der böse Geist der Zwietracht ausgetrieben wurde, war allerdings nöthig. Dann machte Hinchel's Partei Halt und stellte sich wieder in Linie auf, während wir unsrerseits dieselben Manöver ausführten. Nachher ritten die Caciquen vor und schüttelten sich mit Förmlichkeit die Hände, wobei sie alle der Reihe nach lange Reden voller Complimente hielten. Dies wurde mehrmals wiederholt, und der Etikette gemäß wurde immer nur mit „Ahon" oder Ja geantwortet, bis zur dritten Wiederholung, wo Alle anfingen zu sprechen und die Förmlichkeit allmälig bei Seite gelegt wurde. Es war für mich eine ziemliche Ueberraschung, als ich sah, daß man so streng auf Etikette hielt; aber diese sogenannten Wilden

sind in der Beobachtung der richtigen Formen so ängstlich genau, als wären sie spanische Hofmänner.

Die unter Hinchel's Befehl stehenden nördlichen Tehuelchen halten sich gewöhnlich in der Gegend auf, die zwischen dem Rio Negro und dem Flusse Sengel liegt, und besuchen jährlich einmal, um den Juli herum, die Ansiedelung Patagones, wo sie in der Regel kurze Zeit verweilen, nur so lange nämlich, als nöthig ist, damit sie ihre Pelze und Federn umtauschen und die Häuptlinge gleichzeitig ihre Rationen Stuten, Rinder, Ponchos, Yerba, Tabak u. s. w., welche die Regierung von Buenos Ayres ihnen bewilligt hat, in Empfang nehmen können. Zu der Zeit, als wir sie trafen, im November, war außer einigen Stuten und buntfarbigen Ponchos nicht mehr viel von dem zu sehen, was sie bei ihrem Besuch in Rio Negro im August gewonnen hatten. Hinchel besaß jedoch zwei oder drei Stück Rinder, die, wie man sagte, am obern Ende des Chupat-Thales gefangen worden waren, und die muthmaßlich sich verirrt haben und den wallisischen Ansiedlern gehören sollten. Einige Indianer hatten auch noch ein wenig Yerba übrig und Tabak in Fülle, und bei der Bewillkommnung trugen Viele farbige Ponchos, Chiripas, und Manche lederne Stiefeln. Mit Waffen waren sie leidlich gut versehen, mit Flinten und Revolvern in dem Verhältnisse, daß ungefähr auf vier Mann ein Gewehr kam. Während wir mit der Empfangs-Ceremonie beschäftigt waren, schlugen die Frauen der eben angelangten Horde emsig ihre Toldos auf, und nachdem wir in unser Lager, das von jenem der neu Angekommenen ein wenig abseits lag und gegen dasselbe sehr klein und unbedeutend aussah, zurückgekehrt waren, kam kurz darauf der Cacique herüber und schenkte den Häuptlingen unserer Horde Stuten, Hengste und andere Gaben, und in unseren Toldos wurde ein großartiger Schmaus gefeiert. Von den neu Eingetroffenen kamen, zwei und zuweilen auch drei auf einem Pferde sitzend, Viele herübergeritten, hielten, wenn sie mit den Insassen nicht bekannt waren, vor einem Toldo an und schauten einige Minuten hinein, ritten dann weiter zu einem andern und so fort. Da es meistens junge Männer waren, so war ihr wirklicher Zweck wahrscheinlich, die jungen Damen sich anzusehen. Der Eine jedoch, der zwar dem Aeußern nach von den Indianern sich nicht unterscheiden ließ und wie ein Araucano aussah, aber wirklich von Geburt ein Spanier und in seiner Kindheit aus einer Ansiedelung entführt worden war, brachte ein Spiel Karten mit, und Einige von unserer

Horde befanden sich bald tief in einem Siëtespiel, bei welchem der Fremde, der ein vorzüglicher Spieler war, sie in kurzer Zeit vollständig ausbeutelte.

Am nächsten Tage stattete ich Hinchel einen Besuch ab. Er sprach nicht Spanisch, machte aber die Unterhaltung möglich und fragte mich, ob die südlichen Indianer nicht sonderbare Menschen wären, denn er habe gehört, daß sie ebenso schnell bei der Hand seien, Menschen umzubringen, wie Guanacos zu erlegen. Was Casimiro früher erzählte, das hatte mir vor diesem Cacique, der sich so schnell bereit erklärt hatte, einen Gast der Indianer zu schützen oder zu rächen, schon Achtung eingeflößt, und bei näherer Bekanntschaft lernte ich ihn nur noch höher achten. Er war ein schöner Mann, mit einem angenehmen, verständigen Gesichte, das durch seinen Charakter nicht Lügen gestraft wurde. Er hielt, so viel ich weiß, sich immer nüchtern, war gutmüthig und besaß Selbstbeherrschung; war er jedoch einmal zum Kampfe aufgeregt, so war seine feste Entschlossenheit und sein Muth allbekannt. Er verstand alle möglichen Handwerke und arbeitete immer fleißig. Er war übertrieben freigebig — gab Alles hin, wenn er darum gebeten wurde, und oft auch ohne daß man ihn bat. Seine große Schwäche war eine unwiderstehliche Leidenschaft zum Spiel, die nebst seiner verschwenderischen Gutmüthigkeit ihn zuletzt in große Armuth brachte. Auf sein Ersuchen theilte ich Casimiro und Orkeke mit, daß er ein Parlemento zu halten wünsche. Die Häuptlinge begaben sich demgemäß sämmtlich an einen verabredeten Platz zwischen den beiden Lagern, wo sie sich in einem Kreise in das Gras setzten. Nachdem Hinchel und Andere verschiedene Reden gehalten hatten, wurde der Beschluß gefaßt, daß Casimiro zum commandirenden Häuptling der Tehuelchen erwählt werden solle, und daß nach Ablauf der Zeit der jungen Guanacos alle Anwesenden, nebst denjenigen, die aus der Umgegend des Chupat erwartet wurden, sich an einen Ort, Namens Teckel, begeben und von da nach Las Manzanas marschiren sollten, um sich dort mit den araucanischen Indianern zu vereinigen, von welchen Einige schon mit uns verkehrt und versprochen hatten, meine Briefe über Las Manzanas nach Rio Negro zu befördern.

Die Beziehungen zwischen den Tehuelchen oder Tsonecas von Patagonien und den araucanischen Indianern von Las Manzanas waren früher keineswegs von friedlicher Beschaffenheit gewesen. Es ist schon erwähnt worden, daß wir in der Nähe des Sengel über den

Schauplatz einer wüthenden Schlacht zogen, die zwischen ihnen stattgefunden hatte. Tankelow trug noch immer die Narben von sieben Lanzenwunden an sich, die er in einer Schlacht erhalten hatte, wo er für todt auf dem Schlachtfelde zurückgelassen wurde. Bei derselben Gelegenheit wurde Orkeke gefangen genommen, aber es gelang ihm zuletzt, obgleich er verstümmelt war, seine Flucht zu bewerkstelligen. Auch Casimiro's Vater wurde bei einem unglücklichen Sturme auf einen araucanischen festen Platz gefangen. Nach zwei- bis dreijähriger Gefangenschaft entfloh er mit zweien seiner Kameraden, und während sie dahineilten, um zu den Tehuelchen zu kommen, die sich in der Nähe von Geylum befanden, trafen sie einen einzelnen Araucanier. Er sah ein Feuer, näherte sich, ohne Gefahr zu ahnen, wurde bewillkommt und zum Rauchen eingeladen; dann ergriffen sie ihn, zogen ihn aus, banden ihm Hände und Füße und ließen ihn hülflos als Beute der Condore und Pumas auf der Pampa liegen. Nachdem die beiden Flüchtlinge auf diese Weise ihren Wunsch nach Rache befriedigt hatten, kamen sie glücklich zu ihren eigenen Leuten und unternahmen einen Angriff auf die Araucanos, bei welchem Casimiro's Vater fiel. Es wurden mir einige Heldenthaten geschildert, welche die Tehuelchen sollten ausgeführt haben, und die von wunderbarer Tapferkeit zeugten; in der That aber bewiesen die Manzaneros, daß sie bessere Krieger waren, und hatten selbst zu der Zeit, als wir sie besuchten, Tehuelchen-Sklaven. Dem gewaltigen Cacique Lenketrou gelang es, die alten Fehden beizulegen und alle Indianer unter seiner Anführung zu vereinigen. Er wurde, während zwischen den Indianern und den Christen Friede war, von einem argentinischen Officier in Bahia Blanca meuchlerisch umgebracht, und nach seinem Tode brachen die alten Zwistigkeiten von Neuem aus. Casimiro hatte zur Zeit meines Besuches mit seiner Diplomatie das Glück, alle Parteien zu versöhnen, und das Ergebniß zeigte sich in den gütlichen Vereinbarungen, die in dem Parlemento beschlossen und später glücklich ausgeführt wurden. Wäre dies nicht geschehen, so würde meine Reise nach Las Manzanas und von da nach dem Rio Negro gefährlich, wenn nicht gar unmöglich gewesen sein.

Zwei Tage nach der Ankunft der nördlichen Horde trafen die Indianer vom Chupat ein und wurden von unseren vereinigten Truppen gebührend bewillkommt; das Ceremoniell bot bei dieser Gelegenheit eine sehr lebhafte Scene dar. Sie zählten zwischen

siebenzig und achtzig Männer, nebst Frauen und Kindern, und nahmen gegen zwanzig Toldos ein. Die Meisten von ihnen waren junge Männer von Pampa- oder von gemischtem Pampa- und Tehuelche-Geblüt, aber es gab in ihren Reihen auch einige reine Tehuelchen; ihr Häuptling war ein Pampa, Namens „Jackechan" oder Juan. Ich beobachtete sie, als sie aufgestellt waren und als sie bei der Bewillkommnung um uns herumsprengten; sie schienen einen andern Typus darzustellen, als meine ersten Freunde, denn sie waren im Allgemeinen kürzer, wenn auch ebenso muskulös und dem Anschein nach noch breiter gebaut, hatten hellere Farbe, und ihr Anzug wie ihr Körper war geschniegelter und reinlicher. Sie waren Alle gut mit Lanzen und Schießgewehren bewaffnet und wurden offenbar vom Häuptling gut in Zucht gehalten. Ihr Landbezirk lag zwischen denselben Grenzen wie derjenige von Hinchel's Leuten, aber sie schienen sich aus Gewohnheit mehr an die Meeresküste gehalten zu haben, wo Viele von ihnen die wallisische Colonie am Chupat des Handels wegen zu besuchen pflegten, und ihrer Meinung nach, wie sie später gegen mich ausgesprochen wurde, war mit den ehrlichen wallisischen Colonisten viel angenehmer und sicherer zu handeln, als mit „den Christen" von Rio Negro. Besondern Eindruck schien die Größe und Vortrefflichkeit der hausbackenen Brode auf sie gemacht zu haben, von welchen man eines für ein halbes Guanaco bekommt, und Jackechan sprach oft von der Freigebigkeit der Colonisten und von der Güte ihres Brodes. Auch diese Leute fühlten es gar sehr, mit welcher Menschenfreundlichkeit die Bewohner von Chupat einen Indianer, wenn er von Rum betrunken ist, zudecken oder in ein Nebenhaus schaffen, wogegen in Rio Negro die einzige Aufmerksamkeit, die man ihm widmet, darin besteht, daß man ihn vollständig auszieht und plündert. Während des Nachmittags ließ der Häuptling, Jackechan, den „Engländer" bitten, ihm einen Besuch zu machen; ich begab mich daher zu seinem Toldo und wurde von ihm höflich empfangen. Er trug eine schön gearbeitete silberne Kette, an welcher ein Medaillon der Madonna hing, auf das er verzeihlicherweise stolz war. Nachdem er mich eingeladen hatte, mich zu setzen, und die Pfeife gebührend herumgereicht war, zeigte es sich, daß ich geprüft werden sollte, ob ich wirklich Ansprüche auf den Charakter eines Engländers machen könne. Jackechan war während seiner Besuche in Chupat mit Mr. Lewis Jones, dem Director der Colonie, bekannt geworden und hatte daher den Namen der Königin von Eng-

land u. s. w. erfahren, und er fing nun an, mich demgemäß zu examiniren. Ich fand, daß er ein höchst intelligenter Indianer war, denn er sprach fließend Spanisch, Pampa und Tehuelche, und unsere auf diese Weise eingeleitete Bekanntschaft wurde zu einer festen gegenseitigen Freundschaft. Meine Antworten fielen völlig befriedigend aus; das freute ihn offenbar sehr, und er befahl seinem Weibe, Kaffee zu bringen; er hatte noch ein wenig von dem in Chupat eingetauschten übrig. Während wir das köstliche Getränk gemüthlich genossen, unterhielten wir uns lange über verschiedene Gegenstände; er brachte eine Photographie Mr. Jones' und einige Briefe hervor, darunter ein Schreiben von der argentinischen Regierung, das eine Anweisung auf eine Ration Thiere, Stuten und Rinder, enthielt. Er sagte, er hätte wegen eines Kampfes, der stattgefunden habe, Patagones einige Jahre nicht besucht, werde aber jetzt vielleicht uns dahin begleiten. Während der Unterhaltung trat sein Sohn, ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, ein und fiel mir durch seine Unähnlichkeit mit den übrigen indianischen Knaben zum Erschrecken auf, denn dem braunen Haare, den braunen Augen und der schönen Gesichtsfarbe nach hätte man ihn leicht für einen englischen Knaben halten können. Seine Mutter war nicht anwesend, weil Jackechan häuslicher Ursachen wegen sich von ihr getrennt hatte; aber ich sah sie später, und sie hatte, obgleich es eine hübsche Frau war, doch keine europäischen Züge an sich, den ausgenommen, daß sie mit ihrem Manne gezankt hatte. Der folgende Tag wurde mit einem zweiten Parlemento — oder, wie die Indianer es nennen, „Aix" — verbracht, und Alle stimmten dafür, daß sie sich unter den Befehl Casimiro's stellen wollten, um Patagones zu schützen, im Fall die Indianer Rouke's oder „Calficurá's" aus dem nördlich von Rio Negro gelegenen Lande etwa einen Einfall machten. Alle, die zugegen waren, sahen ein, wie wichtig es sei, Patagones zu schützen, da es, wenn diese Stadt zerstört werden sollte, keinen Markt für ihre Pelze u. s. w. geben würde.

Unser Lager befand sich in einem geräumigen grasreichen Thale, das durch einen Strom bewässert wurde, welcher nach Osten floß und schließlich sich in einer großen Marsch verlor. Das Thal, das gegen zwölf Meilen lang und an seiner breitesten Stelle vielleicht vier Meilen breit sein mochte, war von Hügeln eingeschlossen, die am östlichen und westlichen Ende zusammenrückten und es einengten. Nach Nordwesten und Norden waren die Hügel — die fast den Na-

men Berge verdienten — eigenthümlich holperig, besonders nach den Gipfeln hin. Dem Compaß nach gegen Nord-Nord-Osten von unserm Lager war ein Paß, der durch eine Senkung oder einen Durchbruch in der Kette gebildet wurde und nach Norden führte, und durch den Paß hindurch konnten wir den Rauch der Jagdgesellschaften der araucanischen Indianer sehen, die jedoch viele Stunden weit waren. Den Rauch sieht man durch ganz Patagonien immer in großer Entfernung, und die geübten Augen der Indianer können ihn von den Wolken unterscheiden, wo gewöhnliche Menschen nicht im Stande wären, ihn zu erkennen, wenn er ihnen nicht gezeigt würde. Auf der südlichen und östlichen Seite des Thales lag eine Kette von Hügeln, deren holprige Gipfel auf niedrigeren Abhängen standen, welche regelmäßiger anstiegen und ebenere und mehr dünenähnliche Oberflächen hatten als jene auf der westlichen und nördlichen Seite. Unmittelbar über unserm Lager stieg der Hügel Henno, nach dem das Thal benannt ist, von der Ebene empor. Nahe am Gipfel dieses Hügels stießen Orkeke und ich, die wir zum Zeitvertreib hinaufgeritten waren, eines Tages auf das gebleichte Gerippe eines Menschen, vielleicht des Einen von zwei Argentinern, die, wie mir später mitgetheilt wurde, mit den Indianern bis hierher gereist und aus irgend einem — oder auch keinem — Grunde in der Nähe dieser Stelle von ihnen ermordet worden waren. In den umliegenden Hügeln strichen häufig rother Porphyr und auch Adern eines rothen Achates zu Tage, der mit dem auf allen Ebenen Patagoniens so gemeinen Feuerstein-Achate keine Aehnlichkeit hatte. Die Gesteine in der Nähe der Gipfel der Hügel gehörten in der Regel zu einer durch Feuer entstandenen Formation, und an den Abhängen der Hügel strömten viele Quellen heraus, die von ferne leicht durch die lebhaft grüne Farbe des Grases zu erkennen waren, das um sie herum wuchs. Als wir von der Anhöhe Henno hinabschauten, lag das Thal wie ein Gemälde vor uns; unsere wenigen Toldos standen in einer Gruppe nach Osten, auf der Südseite des Flusses; ungefähr eine Viertelmeile nach Norden waren die dreißig bis vierzig Toldos der nördlichen Indianer aufgeschlagen, und ihnen gegenüber, auf der Nordseite des Flusses, jene der Horde, welche Jackechan oder Juan befehligte. Die Scene war belebt, aber friedlich: hier sah man eine Gesellschaft junger Männer Ball spielen, dort einen Mann einen jungen Hengst bändigen, und an der Seite des Flusses hinab Gruppen Mädchen sich baden oder in den Sümpfen umherstreifen und den

wilden Spinat sammeln, der am ganzen Rande des Wassers hin in großer Menge stand. Eines Tages machte ich mit den Kindern einen Ausflug, um Spinat zu rupfen und die Nester der wilden Enten und Hochlandsgänse zu plündern; wir kehrten mit Beute beladen zurück, und am Abend wurde ein Ragout nach Tehuelche-Art aus Straußfett, Spinat und Eiern gemacht, eine Mischung, die allgemeinen Beifall fand. An einem andern Tage gingen wir fischen, und nachdem wir mit einem Angelhaken und Schnur mehrere Fische gefangen hatten, kamen wir zu der Ansicht, daß es zu langsam ging; wir machten uns daher ein Netz, indem wir zwei Ponchos zusammennähten, wateten in den Fluß, schleppten es durch die seichten Stellen und thaten, trotz der Wasserlinsen, die uns etwas hinderlich waren, mehrere gute Züge; der Fang bestand aus dem barschähnlichen Fische und einer schwarzen Art Katzenfisch; die Indianer wollten jedoch, Casimiro ausgenommen, die Fische nicht essen, und daß ich sie genoß, betrachteten sie offenbar so, wie ein Engländer es betrachten würde, wenn er die Indianer zum ersten Male Blut genießen sähe. Wieder an einem andern Tage begaben wir uns hinaus, um eine Art Wurzel auszugraben, die der Pastinake ähnlich war; aber unsere Mühe wurde nur spärlich belohnt; nachdem wir ungefähr eine Stunde lang gegraben, hatten wir nur einige kleine Wurzeln gefunden, die wir den Kindern gaben. Auf Frau Orkeke's Einladung kostete ich eine, nachdem sie in der Asche geröstet war, und fand sie ziemlich geschmacklos und fade.

Während unseres Aufenthaltes an diesem angenehmen Ruheplatze wurde das Wetter heiter und sonnig, an windstillen Tagen auch warm; da es keinen Regen gab, war es fast wie Sommer; aber sobald der Westwind blies, vertrieb die schneidende Kälte die vorübergehende Täuschung. Die lange Zögerung, die nothwendig war, um bei der Voraussicht einer Campagne gegen die jungen Guanacos und die wilden Rinder unsere Pferde sich erholen zu lassen, war allen Mitgliedern unserer Horde höchst willkommen, und nach den Zwistigkeiten, wirklichen und vermeintlichen Gefahren und Eilmärschen der vorhergehenden zwei Monate war unser jetziges friedliches Leben, wenn auch ohne Abenteuer, doch durchweg genußreich. Dann und wann eine Jagdpartie, gegenseitige Besuche und Kartenspiel mit den neuen Ankömmlingen, Fischfang, Umherstreifen nach Vogeleiern, Spinat u. s. w., nebst etwas Schäkern und, damit auch das Ge-

schäftliche nicht liegen blieb, ein oder zwei Parlementos ließen uns die Zeit in Henno fröhlich genug vorübergehen.

Unsere Jagdpartien standen unter der Leitung „des ältesten Einwohners“, eines bejahrten Cacique, Namens Guenalto, mit ehrwürdigem weißen Haar, der durch einen Lanzenstich, welchen er, zu seiner Ehre sei es gesagt, erhielt, während er zwischen zweien seiner Freunde zu vermitteln suchte, zum Krüppel geworden war. Sein hohes Alter und sein liebenswürdiger Charakter flößten allgemeine Achtung ein, und an jedem Jagdmorgen saß er unter einem Busche und hielt eine Rede, die eine halbe Stunde dauerte, und in welcher er alte Heldenthaten erzählte und uns ermahnte, unser Möglichstes zu thun. Der alte Mann besuchte häufig unsern Toldo und war stets willkommen; er wurde dann ermuthigt, sich nach Herzenslust in lang ausgesponnenen Erzählungen zu ergehen. Mein Compaß erregte in hohem Grade seine Neugierde, und er setzte sich in den Kopf, daß er Zauberkraft besäße, die seinen Arm herzustellen im Stande sei, so daß er ihn wieder gebrauchen könne. Er bat daher um die Erlaubniß, ihn in der Hand halten zu dürfen, und saß dann mit einer Miene, in der Ehrfurcht und Glaube sich vereinigten, eine Stunde lang geduldig da; später sagte er, die Operation habe ihm sehr gut gethan. Wir machten ihm eine große Freude, indem wir sein Panzerhemd ausbesserten; es war eine richtige Tunica von schweren eisernen Ketten und unbekanntem Alter, mit Streifen von Haut zusammengebunden und über einen Centner an Gewicht. Er legte es, wie er mir sagte, nur an, um sich vor „thörichten Indianern“ zu schützen.

Den Gebrauch meines Compasses machten ihm andere Freunde nach; sie pflegten ihn zu borgen, wenn sie Karten spielten, und glaubten, das Zauberinstrument bringe dem, der es gerade besitze, Glück. Ich hielt es oft für gut, daß ich keine Instrumente weiter mitgebracht hatte, denn „das Schießen nach der Sonne“ würde sicherlich als ein Stückchen Zauberei angesehen worden sein, und jeden Tod oder Unfall, der später eingetreten wäre, hätte man an dem Kopfe des Zauberes heimgesucht. Schon daß ich mir Notizen machte, wurde mit argwöhnischer Neugierde betrachtet, und man erkundigte sich, was es wohl an dem Orte gäbe, über das man schreiben könne; denn wenn der Tehuelche es auch begreift, daß man Briefe an Freunde oder Beamte schreibt, so sieht er doch durchaus nicht ein, warum man ein Tagebuch führt, und „ein ungelehrter Indianer“

würde wahrscheinlich, wenn er argwöhnisch wäre, daß (um Burns' Worte zu gebrauchen) „er es wirklich werde drucken lassen", nicht warten, bis er das Buch „todtschlagen" kann, sondern allen Recensenten vorgreifen und den voraussichtlichen Verfasser selbst todtschlagen.

Am 18. November wurde das Lager in Henno abgebrochen. Wir marschirten Alle zusammen einige Stunden weit nach Westen, wobei wir eine Reihe aufeinander folgender felsiger Bergrücken überschritten, die mit der Cordillera parallel liefen und durch gutbewässerte Thäler von einander getrennt waren, und lagerten uns in der Nähe eines Thales, das derselbe Fluß durchströmte, an welchem unser voriges Lager sich befand, und welcher zwischen diesem Platze und Henno eine beträchtliche Krümmung macht. Die Station wurde „Chiriq" genannt, nach einer Art Busch, dessen Blätter einige Aehnlichkeit mit denjenigen der Schlehe haben, und der an den hohen Ufern des Stromes in reicher Menge wächst. Das Holz dieses Strauches ist weich und hat geringen Werth, brennt jedoch gut, wenn es dürr ist. Jetzt war weder Blüthe noch Frucht zu sehen, aber man sagte mir, er trüge eine Beere, die der Korinthe ähnlich sei. Seit unserer Abreise von dem bewaldeten Flusse Sengel hatten wir dann und wann eine Art Cactus oder, wie die Spanier es nennen, Tuna getroffen; die Pflanze trug eine geschmacklose Frucht, die der gewöhnlichen indianischen Feige etwas ähnlich war, und wurde uns sehr lästig, denn da sie dicht am Boden wächst, so machen ihre Dornen sehr leicht die Pferde lahm, wenn man ihr beim Reiten nicht vorsichtig ausweicht. Von Chiriq aus schien eine große Ebene sich einige Stunden weit nach Westen auszudehnen; sie war in Süden und Norden durch eine bewaldete Hügelkette begrenzt und erstreckte sich dem Anschein nach bis zum Fuße der hohen schneebedeckten Spitzen der Cordillera, die eine vollständige Vormauer zu bilden schienen.

Während unsers hiesigen Aufenthaltes fiel Etwas vor, das zu der Sammlung und Vergleichung der Traditionen über die verborgene und verzauberte Stadt führte, die unter den Indianern und Chiloten noch immer in Umlauf sind und Glauben finden.

Eines Tages wurden wir während der Jagd durch einen starken Knall erschreckt, als wäre eine Kanone abgeschossen worden, und als wir nach Westen schauten, sahen wir über den Spitzen der Cordillera eine schwarze Rauchwolke schweben. Mein Gefährte Jackechan sagte mir, die Indianer hätten schon früher, wenn sie diese Station

besuchten, mehrmals ähnliche Rauchsäulen in derselben Richtung bemerkt. Daß dieser Rauch durch menschliche Vermittelung veranlaßt werde, davon waren sie so fest überzeugt, daß einmal eine Gesellschaft sich aufmachte, um zu versuchen, ob sie durch die Wälder dringen und die Wohnungen der unbekannten Leute, auf die der Rauch, wie man glaubte, hinwies, erreichen könnten. Sie begaben sich eine Strecke weit in die Gebirgswälder hinein, sahen sich aber, da gar zu schwer fortzukommen war, zuletzt genöthigt, ihr Vorhaben aufzugeben und wieder zurückzugehen. Es ist natürlich höchst wahrscheinlich, daß sowohl der Knall als der Rauch von irgend einem in dem Gebirgszuge befindlichen unbekannten thätigen Vulkan herrühren; aber die Indianer glauben fest an das Dasein entweder eines unbekannten Stammes oder einer verzauberten oder verborgenen Stadt. Unter den Araucaniern ging, als wir sie weiter nördlich trafen, die Sage, daß sie in derselben Gegend tief im Gebirge eine Ansiedelung weißer Menschen entdeckt hätten, die eine unbekannte Sprache redeten. Die Chiloten und Chilier von der Westseite hängen fest an dem Glauben, daß La Ciudad Encantada (die verzauberte Stadt) und das sagenhafte Volk Los Cesares existire, auf deren Entdeckung nach De Angelis — dessen Untersuchung wir die Sammlung aller darüber vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen verdanken — Buenos Ayres, Lima und Chili so lange ihre Aufmerksamkeit richteten. Ein Chilote oder Valdivier, Namens Juan Antonio, erzählte mir, daß er einen Mann kenne, der mit einem Andern bekannt sei, welcher von einem Dritten gehört habe, daß der letztgenannte Zeuge zu einer Gesellschaft gehörte, welche die Chiloe gegenüberliegende Küste besuchte, um Holz zu fällen. Sie fuhren in ihrem Boote einen Fluß hinauf, der nach der Beschreibung wahrscheinlich derjenige war, auf dessen oberen Theil wir später in der Cordillera stießen. Als sie die Wälder erreicht hatten, trennten sie sich, um Bauholz zu fällen. Am Abend fehlte Einer von ihnen beim Lagerfeuer; seine Kameraden warteten auf ihn, gaben ihn aber zuletzt auf und bereiteten sich schon zur Rückreise vor, als er sich ihnen wieder anschloß und ein merkwürdiges Abenteuer erzählte. Tief im Walde war er auf einen Pfad gekommen, auf dem er eine Strecke weit fortging, bis er eine Glocke läuten hörte und urbar gemachte Ländereien sah, an welchen er erkannte, daß er sich in der Nähe einer Stadt oder Ansiedelung befand. Bald darauf begegnete er einigen weißen Männern, die ihn gefangen nahmen und, nachdem sie ihn gefragt hatten, weshalb er dort sei,

ihm die Augen verbanden und ihn in eine außerordentlich reiche Stadt führten, wo er mehrere Tage lang gefangen gehalten wurde. Endlich wurde er, noch immer mit verbundenen Augen, wieder zurückgebracht, und als die Binde entfernt wurde, fand er sich nahe an dem Orte, wo man ihn gefangen genommen hatte; von da begab er sich zu seinen Kameraden zurück. Juan Antonio, der Erzähler, und Meña, einer der chilischen Deserteure, der zugegen war, glaubten diese Geschichte, die jedoch verdächtige Aehnlichkeit mit einer andern hat, welche hundert Jahre zuvor erzählt wurde, und Beide behaupteten, es sei Alles durch Hexerei und Verzauberung gemacht worden.

Es wurde mir noch eine merkwürdige Geschichte erzählt, deren Held ein heilloser Bube von zwölf Jahren war; ich nahm ihn später als Pagen in Dienst, und was die Unverschämtheit und Nutzlosigkeit betrifft, so hätte er können Page am Hofe Ludwig's des Vierzehnten sein. Er war mit Fayel's aus Indianern und Valdiviern bestehendem Stamme in der Umgegend der Cordillera gewesen. Eines Tages wurde der hoffnungsvolle Knabe vermißt; es wurde sorgfältig nach ihm gesucht, aber es war keine Spur von ihm zu entdecken. Drei Monate später kam er wieder zum Vorschein; er war noch in denselben Kleidern und sah außerordentlich gut aus; seine heitere Stimmung und Unverschämtheit waren unvermindert. So weit bürgte mein Freund Ventura Delgado, ein weißer Valdivier, der zur Zeit seiner Abwesenheit und Rückkehr im Lager war, für die Wahrheit der Geschichte. Als er gefragt wurde, wo und bei wem er gewesen sei, antwortete er mit Dreistigkeit: „Bei dem Manne auf der Insel im See." Der nächste bekannte See war der dreißig englische Meilen entfernte Nahuel-huapi, obgleich nach alten Berichten innerhalb der Cordillera eine Kette von Seen vorhanden sein mußte, und es war sicherlich auffallend, daß er, wenn er so lange in den Wäldern umhergewandert war und dabei von Wurzeln, Erdbeeren und der Pflanze, die man Talka nennt, gelebt hatte, noch immer so gut genährt aussah; ebensowenig konnte man sich denken, daß man, wenn er von Fremden wäre gefangen genommen worden, ihn hätte zurückkehren lassen.

Ferner wurde mir von meinem Führer J'aria, als wir von Punta Arena nach Santa Cruz reisten und von den in Patagonien lebenden wilden Thieren die Rede war, von welchen Lieutenant Gallegos viel zu sagen wußte, eine merkwürdige Fabel erzählt. J'aria

fragte, ob ich von dem Tranco oder Trauco gehört hätte, der, wie die Chiloten behaupten, die westlichen Wälder der Cordillera bewohnt. Gallegos sagte, seine Existenz sei gar nicht zu bezweifeln; er habe die Gestalt eines wilden Mannes und ein Fell mit grobem, zottigem Haar. Dieses noch nicht beschriebene Geschöpf — von welchem ein Exemplar ohne Zweifel unschätzbar sein würde, obgleich Mr. Darwin es an jenen Küsten nicht angetroffen hat — soll von den undurchdringlichen Wäldern herabkommen und die Rinder anfallen, von welchen es lebt. Dies ist vielleicht eine reine Erfindung, aus dem von Aguardiente benebelten Gehirn eines Chiliers hervorgegangen, aber sie scheint in einer gewissen Beziehung zu den dunklen Sagen von unbekannten wilden Stämmen zu stehen, die in den noch unerforschten und bewaldeten Gebirgsgegenden wohnen sollen. Es ist schwer, den Eindruck geheimnißvollen Wesens und unauffindbarer menschlicher Wohnorte sich vorzustellen, der dem Beschauer von den ungeheuren Einöden der Berge und Wälder der Cordillera aufgedrängt wird. Das unerklärbare Getöse, als ob Felsen stürzten oder unbekannte Vulkane explodirten, und die noch merkwürdigeren Töne, die wie Glocken und Stimmen klingen, dies Alles ist wohl geeignet, den unwissenden und abergläubischen Eingebornen für die sonderbaren Geschichten, die umständlich mehrere Menschenalter hindurch von einer Generation auf die andere überliefert worden sind, als Bestätigung zu dienen, und es ist für Jeden schwer, selbst mit Hülfe der gebildeten Vernunft, dem gewaltigen Zauber zu widerstehen, den die Sagen ausüben, wenn sie Angesichts dieser geheimnißvollen Berge erzählt werden. Meine Leser lachen vielleicht darüber, daß ich diese Grillen der Phantasie mittheile, oder fragen wohl auch, wie die Sage von den Cesares und von der verzauberten Stadt lautet. Wenn sie das reizende Buch „Westward Ho" gelesen haben, wird ihnen nicht unbekannt sein, daß jene reiche Stadt eine bewegliche Mirage ist, die von Mexiko bis zur Magdalena des Suchens so vieler begieriger Glücksritter spottete. Die Gran Quivira von Neu-Mexiko, das fabelhafte Irimaya, das El Dorado Guyanas und El Gran Paytiti Brasiliens, die grundlosen Gebäude so manches goldenen Traumes, findet man, mit Veränderung des Ortes und der Umstände, bei der Stadt Los Cesares wiederholt. In der Kette, welche die wunderbaren Erzählungen der nördlichen Indianer und Chiloten mit den Berichten verbindet, die von den Spaniern des vorigen Jahrhunderts so umständlich bezeugt und fest geglaubt wurden,

vereinigen sich merkwürdigerweise drei verschiedene Reihenfolgen von Sagen. Die erste ist die Eroberung von Los Cesares im Jahre 1539. Sebastian Cabot sandte von seiner Ansiedelung Carcarañal an der Paraná seinen Lootsen Cesar mit 120 Soldaten ab, um den Fluß zu erforschen; 60 Mann wurden als Besatzung im Fort [1]) zurückgelassen. Diese Expedition drang bis an die Stelle vor, wo die Paraná und der Paraguay sich mit einander vereinigen; dann begab sie sich den letztgenannten Fluß hinauf bis zur Laguna Santa Anna und schlug unterwegs die feindlichen Indianer. Sie erreichten die Grenzen der Guaranis, schlossen Freundschaft mit denselben und kehrten zurück. Gleich darauf machten sie sich auf, um über Land nach Peru vorzudringen, und überschritten die Cordillera. Nachdem sie unglaubliche Schwierigkeiten überwunden hatten, kamen sie in eine Provinz, deren Bewohner reich an Rindern, Vicuñas, und an Gold und Silber waren. Der Beherrscher der Provinz, „ein großer Herr", in dessen Hauptstadt sie endlich anlangten, nahm seine spanischen Besucher freundlich auf, erwies ihnen alle Ehre und bewirthete sie, bis er sie auf ihre eigne Wahl, mit Geschenken an Gold und kostbaren Stoffen bereichert, zurückkehren ließ. Die Spanier fanden ihr Fort an der Paraná als eine verlassene Ruine wieder; die Indianer hatten die Besatzung überfallen und niedergemetzelt. Cesar führte deshalb seine Leute in die Ansiedelungen und brach von da zu einer dritten Expedition auf, bei welcher er die Cordillera wieder überschritt, und von einer Höhe aus, wie er sich einbildete, auf beiden Seiten die Gewässer des Stillen und Atlantischen Meeres sah; er hielt wahrscheinlich irgend eine große Lagune irrthümlich für den fernen Atlantischen Ocean. Dann zog er die Küste hinauf nach Atacama und von da nach Cuzco, und schloß sich in der letztgenannten Stadt den Eroberern gerade zur Zeit der Gefangennahme des unglücklichen Inca Itahuallpa an.

Diese wunderbare Reise über das ganze Land wurde später immer, wenn von ihr die Rede war, die Eroberung von Los Cesares genannt und im Jahre 1612 von Ruy Diaz Guzman in einem ausführlichen Berichte veröffentlicht; sein Gewährsmann war einer der Conquistadores von Peru, Namens Arzon, der alles Nähere von Don Cesar selbst in Cuzco erfahren hatte. Mehr als dieser Name und vielleicht die Sage von der reichen indianischen Stadt scheint sich

---

[1]) Fuerte Santo Espiritu.

jedoch in den romantischen Gerüchten, die im siebzehnten Jahrhundert in Umlauf kamen und bis zum Jahre 1781 immer mehr Glauben fanden, nicht erhalten zu haben. In dem genannten Jahre faßte der Fiscal von Chili, nachdem er beauftragt worden war die Sache zu untersuchen, Alles, was zu Gunsten der Existenz einer reichen und festen Stadt sprach, die irgendwo zwischen dem 45° und 56° südlicher Breite liegen sollte, in einem sorgfältig ausgearbeiteten amtlichen Bericht zusammen und ersuchte die spanische Regierung, sie möge eine Expedition absenden mit der Vollmacht, dieselbe zu entdecken und in Besitz zu nehmen. Nach der Beschreibung verschiedener wahrheitsliebender (?) Gewährsmänner „war die Stadt durch Mauern, Gräben und Ravelins befestigt und der einzige Eingang durch eine Zugbrücke geschützt, neben welcher auf einem anliegenden Hügel vorsichtige Schildwachen standen, um zudringliche Fremde zu entdecken. Die Gebäude waren mit vielem Aufwand hergestellt; die Häuser waren aus Quadersteinen gebaut und hatten Azotea-Dächer, und die Kirchen waren mit glitzerndem Silber gedeckt und inwendig prachtvoll ausgestattet. Auch alle Geräthe, Messer, und sogar die Pflugschare waren von Silber, und die Bewohner saßen auf goldenen Stühlen und Sesseln. Sie hatten helle Hautfarbe, blaue Augen und starke Bärte und redeten eine Sprache, die weder die Spanier noch die Indianer verstanden. Sie trugen Jacken von blauem Tuch, gelbe Mäntelchen, grobe blauwollene Unterhosen und weite seidene Beinkleider, nebst großen Stiefeln und kleinen dreieckigen Hüten! Sie besaßen viele Rinder, die ähnlich wie diejenigen der spanischen Colonisten mit Brandmalen gezeichnet waren; aber der Hauptartikel, den sie bauten, war Pfeffer, in welchem sie mit ihren Nachbarn Handel trieben, während sie übrigens von der Welt sich völlig abschlossen.“ Nach der einen Darstellung bestand die Bevölkerung aus den Nachkommen der Mannschaften mehrerer Schiffe, die von 1523 bis 1539 in der Magalhães-Straße gescheitert waren; diejenigen, welche mit dem Leben davongekommen waren, hatten sich zu Lande durchgeschlagen und eine Ansiedelung gegründet. Ein wandernder Padre sollte von einigen Indianern die Nachricht von der Existenz der Colonie und zum Beweis ein Messer erhalten haben, das, wie man erkannte, dem Capitän eines gestrandeten Fahrzeuges gehört hatte. Der Padre machte sich auf, um seine Landsleute aufzusuchen, verlor aber unterwegs das Leben. Eine andere, noch bestimmtere Sage behauptete, die am Leben gebliebenen

Einwohner von Osorno hätten sich im Jahre 1539, nachdem sie sich gegen die Araucanier, die unter dem siegreichen Häuptling Caupolican standen, heldenmüthig vertheidigt hatten, mit ihren Familien und Rindern auf eine Halbinsel in einer großen, dreißig Meilen langen und sieben bis acht Meilen breiten Lagune geflüchtet, die in der Nähe von Reloncavi oder dem Osorno genannten Vulkane lag, und dort eine Stadt gebaut, welche auf der Seite nach dem Lande hin durch einen Graben und eine Zugbrücke, die jede Nacht aufgezogen wurde, stark befestigt war. Nach Anderen sollte dies die Lagune Payeque in der Nähe eines reißenden Wassers Namens Llanqueco sein. Ein Forschungsreisender, Namens Roxas, der im Jahre 1714 von Buenos Ayres aufbrach, und dessen Reiseroute südwestlich von Tandil und dem Volcan lag, gibt, um die Lage der Stadt der Cesares zu bestimmen, höchst genaue Entfernungen und Landmarken an. Er erwähnt besonders einen Fluß mit einer Furth, die nur während einer einzigen Periode des Jahres sich passiren läßt, und einen Hügel, auf welchem sich viel Magneteisenstein findet. Diese Landmarken und seine übrige Beschreibung weisen auf die Stelle hin, wo die S. 110 erwähnte merkwürdige Felsenbildung steht, bei deren Anblick aus der Ferne ein Reisender sich wohl täuschen und glauben kann, er sehe eine befestigte Stadt. Wáki machte mich auf sie aufmerksam und sagte scherzweise: „Vielleicht leben dort Christen.“ Die „glaubwürdigen Indianer“, auf die man sich in jenen Berichten so oft beruft, die jedoch alle verpflichtet waren, den Zugang zu der Stadt geheim zu halten, wurden ohne Zweifel in ihrer Erinnerung an die verschiedenen Ansiedelungen, die sie auf ihren Wanderungen besucht hatten, confus, und die Spanier, die geneigt waren, jedes neue Wunder, das sie hörten, zu glauben, verwebten alle die Geschichten, die man ihnen erzählte, in die wunderbare Sage und betrachteten die auf diese Weise zusammengestellte Erdichtung als unzweifelhafte Thatsache. Wir wollen nur noch zwei merkwürdige Phasen dieser Sage anführen, dann kehren wir wieder zu dem wirklichen indianischen Leben zurück. Ein militärisches Streifcorps, das im Jahre 1777 von Rio Bueno aufbrach und nach dem See Llanquechue marschirte, überschritt die unter Osorno liegenden Päſſe der Cordillera und verbrachte die Nacht in der Nähe der Schneelinie. Sie hörten entferntes Geschützfeuer und sahen auf der Ostseite das obere Ende einer großen Laguna; als sie zurückkamen, brachten sie die Bestürzung erregende Nachricht mit, daß zwei verschiedene Städte exi-

stirten, deren eine mit Menschen spanischer Abstammung, den Auca-Huincas, die mit den Pehuelchen im Kriege lägen, bevölkert sei, während die andere Engländer, oder Moro-Huincas bewohnten, die mit den Indianern in Freundschaft lebten. Der Fiscal von Chili bestand in seinem Berichte darauf, daß man die frechen Insulaner, die es gewagt hätten sich in den Gebieten „unsers Herrn des Königs" festzusetzen, ausrotten müsse. Wie hier die eifersüchtige Furcht vor den anmaßenden Engländern sich mit der spanischen Darstellung der Sage von den geheimnißvollen Cesares vermischte, gerade so verbanden die Indianer diese Cesares mit dem traditionellen Ruhm und Glanz des großen Inca-Geschlechtes und sprachen von den indianischen Cesares, und die gewaltige Wirkung der Fabel zeigte sich in einer Proclamation, welche der heldenmüthige, aber unglückliche Tupac Amaru erließ, der im Jahre 1781 an der Spitze des erfolglosen Aufstandes gegen die tyrannischen Christen stand; er nannte sich in derselben „Inca, Señor de los Cesares y Amazonas, con dominio en el Gran Paytiti". Das Glück ließ sich indeß nicht von ihm erhaschen, und er starb durch Henkershand, gerade so wie die reiche und ersehnte Stadt, deren Herrschaft er beanspruchte, manchen Forschungsreisenden täuschte, der bei dem hoffnungslosen Suchen sein Leben geopfert hat.

Aber der geduldige Leser wird wahrscheinlich der verzauberten Städte müde sein und gern zu dem gewöhnlichen indianischen Leben zurückkehren wollen, obgleich es hier jetzt ziemlich blutig aussah. Es war die wichtige Zeit der Jagd auf junge Guanacos, und wenn man auch bei der Jagd viel reiten konnte, so ließ sich doch kaum sagen, daß sie Vergnügen böte; aber für die Indianer war sie Geschäftssache, da von der Zahl der jungen Guanacos, die jetzt erlegt wurden, der Betrag an Fellen zur Kleidung und zum Handel abhing. Einige Bemerkungen über die Beschaffenheit und Lebensart des Guanaco und der Rhea oder des Straußes, die den patagonischen Indianern Nahrung und Kleidung geben, dürften hier wohl am Platze sein; doch mache ich alle Kritiker aufmerksam, daß dies nicht die Beschreibungen eines Naturforschers, sondern blos die Beobachtungen eines Freundes von Vögeln und Thieren sind.

Das Guanaco, das die Indianer unter dem Namen „Nou" kennen, ist drei bis vier Fuß hoch und, von der Nasenspitze bis zum Schwanze gemessen, vier bis fünf Fuß lang. Das Fell ist wollig, hat aber um den Kopf und die Beine herum minder dichte Wolle,

oder wird dort vielmehr haarig. Die Farbe ist gelblich-roth, an verschiedenen Stellen des Körpers mit Weiß untermischt, besonders am Bauche, an der inneren Seite der Beine hinab und um die Lippen und Backen herum; auch an der innern Seite des Halses und der Kehle geht das Weiße hinauf. Die Schultergegend ist leicht gewölbt; der Schwanz ist kurz und steigt, wenn das Thier in Bewegung ist, ein wenig in die Höhe. Das Guanaco kommt in einem weiten Länderkreise in großer Menge vor; es verbreitet sich von Peru die ganzen östlich von der Kette der Cordillera der Andes gelegenen Gegenden hinab, über die ungeheuren Ebenen von Mendoza bis zur Magalhäes-Straße und selbst bis zum Feuerlande. In der Regel befindet sich bei einer Heerde von ungefähr einhundert Guanaco-Weibchen ein Männchen, und im Fall sie beunruhigt werden, stellt dasselbe sich auf eine nahe Felsenspitze und fängt an zu wiehern, etwas ähnlich wie ein Pferd, hält sich aber immer zwischen der Gefahr und seinen Weibchen. In der Zeit jedoch, wo die Weibchen Junge werfen, gehen die Männchen, wie die Weibchen, in Heerden für sich allein. In Monsieur Gay's vortrefflichem Buche über die Zoologie von Chili wird zwar behauptet, daß die Weibchen zuweilen drei Junge gebären, das muß aber ein seltener Fall sein. Während wir die jungen Guanacos jagten und erlegten, wurden die Mütter stets von ihnen getrennt, indem die Jungen zurückblieben, und es war daher nicht möglich zu bestimmen, welches Junge oder wie viel derselben zu einer Alten gehörten. Während wir jedoch die Mütter schlachteten, um die ungeborenen Jungen aus dem Mutterleibe herauszuschneiden, sah oder hörte ich nie, daß in einer Mutter mehr als eine Frucht gefunden worden sei. Die Guanacos sind außerordentlich schnell zu Fuße, von Pferden wie von Hunden fast nicht einzuholen, da sie durch einige weite Sprünge ein solche Strecke vorwärts kommen, daß ein Pferd sie mit der größten Schnelligkeit nicht erreichen kann. Sie warten häufig, um den Verfolger nahe herankommen zu lassen, springen dann plötzlich fort und lassen ihn bald hinter sich zurück. Ihre Vertheidigungsmittel bestehen hauptsächlich in der Savate oder dem Gebrauche der Füße, besonders der vorderen; doch beißen sie auch zuweilen und verursachen mit ihren zwei eigenthümlichen Hundszähnen schwere Wunden [1]). Ich habe Stellen gesehen, wo ein Puma und ein Guanaco offenbar einen harten Kampf

[1]) Eine gute Abbildung vom Schädel des Guanaco findet sich in Mr. Cunningham's Werke.

mit einander gehabt hatten, der jedoch immer mit dem Siege des Puma endete; wenn wir die Zeichen eines solchen Kampfes sahen, suchten wir nämlich stets nach dem todten Thiere und fanden es allemal, von dem „Löwen" sorgfältig zugedeckt, nicht weit davon. Das Fleisch des Guanaco ist vortrefflich, dem Hammelfleische etwas ähnlich; das Fleisch des jungen Guanaco ist wie sehr zartes Kalbfleisch. Daß mit ihrer Wolle, wenn sie in den Handel käme, Etwas zu gewinnen wäre, läßt sich nicht bezweifeln, da sie eine sehr feine Textur und in Chili, wo sie zu Ponchos verwebt wird, die hoch geschätzt werden, gegenwärtig Werth hat. Bis jetzt sind wenige gezähmt und als Hausthiere verwendet worden; aber sie werden sehr zahm, und in einer künftigen Zeit wird man wohl finden, daß sie sich als Lastthiere gebrauchen lassen, da sie in vieler Hinsicht dem Llama ähnlich sind. Bei dem Guanaco ist noch ein sehr merkwürdiger Punkt zu erwähnen. Zu gewissen Zeiten des Jahres findet man im Magen desselben eine so hart wie Stein verdichtete Absonderung in runden Stücken, die 1/4 bis 1/2 Zoll Durchmesser haben. Diesen Steinen schreiben manche Indianer heilkräftige Wirkungen zu. Für die Indianer ist das Guanaco ein in jeder Hinsicht nützliches Thier. Aus den Fellen der erwachsenen werden die Decken der Toldos gemacht, und aus den Fellen der ungebornen und jungen werden Mäntel verfertigt, die man als Kleidungsstücke trägt; die Sehnen des Rückens versorgen sie mit Zwirn; das Fell des Halses, das ganz besonders zähe und dauerhaft ist, gibt ihnen Lazos oder Schnuren zu Bolas, Zäume u. s. w., u. s. w. Das Fell der Kniekehle versieht sie mit Schuhen oder mit Ueberzügen zu den Bolas; aus dem Schenkelknochen schneiden sie Würfel oder stellen aus ihm ein musikalisches Instrument her. Wenn das junge Guanaco das Alter von etwa zwei Monaten erreicht hat, fängt das Fell an wollig zu werden und ist dann zu Mänteln nicht mehr zu gebrauchen, gibt aber hinlänglich gute Satteldecken. In diesem frühen Alter ist das Thier sehr schnellfüßig und will tüchtig gejagt sein. Ihre volle Größe erreichen sie im zweiten oder dritten Jahre nach der Geburt, und das erwachsene Männchen kann man nicht besser schildern, als Lieutenant Gallegos es in einer Anrede that. Als wir ein Männchen beobachteten, das einsam über uns auf einem Hügel stand und immer dann und wann sein schrilles Warnungszeichen hören ließ, sagte Gallegos: „Du bist ein wunderliches Thier; du wieherst wie ein Pferd, hast Wolle wie ein Schaf, einen Hals wie das Kameel, Füße wie ein Hirsch und bist

schnell wie der Teufel.“ Die Rhea Darwinii, von den Indianern „Mekyusch“ und von den Spaniern Avestruz oder Strauß genannt, ein Name, mit welchem dieser Vogel allgemein bezeichnet wird, gehört blos Patagonien an; nördlich vom Rio Negro trifft man wenige und in allen anderen Gegenden der Erde findet man, soviel ich weiß, gar keinen, mit Ausnahme vielleicht der nördlicheren, Ebenen ähnlichen Gegenden des Feuerlandes, die der Strecke vom Cap Virgenes bis zum Oazy-Hafen gegenüber liegen. Die Rhea Darwinii ist eine Spielart der Rhea americana, die in den argentinischen Provinzen Entre Rios und Santa Fé gemein ist, auch in der Republik der Banda Oriental zerstreut lebt und, wie ich glaube, nördlich bis zum Rio Grande do Sul und der südlichen brasilianischen Provinz sich verbreitet. Auch in Chili kommen sie auf den am Fuße der Cordillera der Andes liegenden Ebenen vor. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Arten liegt darin, daß die patagonische Rhea Darwinii kleiner ist und hellere Farbe hat als die amerikanische Rhea (oder der Nandu). Die patagonischen Strauße sind sehr schnell zu Fuße und schließen im Laufe die Flügel an, während die andere Art dieselben stets ausbreitet. Auch die patagonischen laufen immer in gerader Linie, außer wenn sie das Nest verlassen, wo sie dann, wahrscheinlich damit man ihrer Spur nicht nachgehen soll, Umwege machen. Ihre Schwungfedern kommen in den Handel, und in Buenos Ayres wird gegenwärtig das Pfund mit einem Dollar bezahlt. Das Mark aus den Knochen der Beine wird, wie ich glaube, zur Verfertigung von Pomade benutzt und war früher, wenn nicht noch jetzt, in Buenos Ayres hoch geschätzt. Für die Indianer hat dieser Vogel in vielen Beziehungen einen unschätzbaren Werth. Außerdem, daß er ihnen ihre liebste Speise liefert, werden aus den Sehnen der Beine Schnuren zu Bolas verfertigt; der Nacken wird als Beutel zu Salz oder Tabak benutzt; die Federn werden gegen Tabak oder andere nothwendige Bedürfnisse umgetauscht; das Fett von Brust und Rücken wird ausgelassen und in Schläuchen verwahrt, die aus der Haut gemacht werden (diese wird während der Frühlingszeit abgezogen, wo die Weibchen, wie alle patagonischen Thiere, den Puma ausgenommen, mager sind); das Fleisch ist nahrhafter und die Indianer essen es lieber als das Fleisch aller anderen Thiere, die sich im Lande finden, und die Eier bilden während der Monate September, October und November das Hauptnahrungsmittel. Das Männchen wird gegen dritthalb Fuß hoch und ist von dem Weibchen

dadurch zu unterscheiden, daß seine Farbe ein wenig dunkler und der Vogel größer und stärker ist; doch erfordert es ein geübtes Auge, um in einiger Entfernung den Unterschied herauszufinden. Das Männchen ist auch schneller. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus kurzem Gras und den Samen verschiedener Sträucher, aber vorzugsweise aus zartem Gras; ich habe sie verschiedene Male von einem passenden Felsen aus, wo sie mich nicht sehen konnten, beobachtet, während sie solches rupften. Wenn sie beunruhigt werden, laufen sie augenblicklich in großer Eile davon; sie haben ein sehr scharfes Gesicht. Begegnen ihnen auf ihrer Fluchtlinie Reiter, oder verstellen sie ihnen den Weg, so werfen sie sich nicht selten auf die Erde und ducken sich so platt nieder, daß man sie, da die grauliche Farbe ihres Gefieders genau dem fast allgemeinen Anblick der Pampas Patagoniens gleicht, kaum von den ringsum liegenden Felsblöcken unterscheiden kann. Sie haben zwar keine Schwimmhäute zwischen den Zehen, können aber ziemlich gut über einen Fluß schwimmen. In der Winterszeit kommt es nicht selten vor, daß die Indianer sie in's Wasser jagen, wo ihnen vor Kälte die Beine erstarren; sie werden dann durch die Strömung an das Ufer getrieben und, weil sie sich nicht von der Stelle bewegen können, mit leichter Mühe gefangen. Auch bei Schneewetter bekommt man sie leicht, weil der Glanz des weißen Schnees ihre Augen anzugreifen scheint und ihr Gefieder durch die Nässe ohne Zweifel schwerer wir. Sie huldigen der Polygamie; ein Männchen gesellt sich zu fünf bis sechs Hennen, die sämmtlich ihre Eier in dasselbe Nest legen — ein in die Erde gekratztes Loch, das gegen dritthalb Fuß im Durchmesser hat. Frühzeitig im September fangen sie an zu legen; die Zahl der Eier beträgt in jedem Neste zwanzig bis vierzig, oder auch noch mehr. Zu Anfang der Legezeit wurden Eier außerhalb des Nestes (sogenannte Heckeneier) in verschiedenen Gegenden der Ebene zerstreut gefunden, von welchen manche sehr klein waren. Der gewöhnlichen Regel zuwider, die man sonst bei den Vögeln findet, sitzt das Männchen auf den Eiern und übernimmt auch, wenn die Jungen ausgebrütet sind, die Aufsicht über die Brut. Die Jungen laufen sofort oder doch kurze Zeit nachdem sie aus der Schale gekrochen sind, haben auf dem Rücken Flaumfedern von graulich-schwarzer und an Brust und Hals von weißlicher Farbe. Ihr Geschrei gleicht den Sylben pi, pi, pi, wenn man sie scharf und schnell ausspricht. Das alte Männchen stellt sich, wenn Gefahr droht, als wäre es verwundet; es will da-

durch, wie andere Vögel, die Aufmerksamkeit des Jägers ablenken, damit seine Brut sich im Grase verbergen und retten kann. Nachdem das Männchen eine Zeit lang auf dem Neste gesessen hat (ich möchte annehmen, daß die Brütezeit etwa drei Wochen dauert), wird es mager, und dicht um das Nest herum ist das Gras weggefressen, so daß der Boden ganz kahl ist. Jetzt fangen die Weibchen an, Fleisch anzusetzen, und dadurch hat die Natur glücklicherweise für die Indianer gesorgt, die von magerem Fleische nicht leben können. Während die Weibchen mager sind, werden sie getödtet und abgebalgt; das Fleisch läßt man liegen, aus den Bälgen aber fertigt man Mäntel, die in den Ansiedelungen verkauft werden. In der Brutzeit haben die Strauße viel Ungeziefer, das auch in die Toldos und Guanaco-Mäntel der Indianer kriecht und zu einer ungeheuren Plage für sie wird. (Künftigen Reisenden, die unter den Patagoniern sich aufhalten, möchte ich den guten Rath geben, die Squaw, die das Hauswesen besorgt, nie Straußmäntel unter die Schlafhäute legen zu lassen.) Die junge Rhea bekommt ihr volles Gefieder erst im zweiten Jahre nach der Geburt; eher erreicht sie auch ihre volle Größe nicht und wird bis dahin von den Indianern nicht verfolgt, wenn nicht wirklich an Nahrung Mangel ist. Die Eier werden in jedem Zustande, frisch oder alt, gegessen; zwischen dem noch nicht ausgekrochenen Hühnchen und dem ungeborenen Guanaco findet der Indianer keinen großen Unterschied. Außer ihren menschlichen Feinden werden diese Vögel auch noch von den Pumas und Füchsen vernichtet; der erstere überfällt und tödtet den sitzenden Vogel, verbirgt ihn sorgfältig und macht sich dann daran, die Eier zu verzehren, die ihm sehr munden. Wir fanden nicht selten die Eier von Pumas zerbrochen und zerstreut und entdeckten in der Regel den Vogel nicht weit davon. Die Füchse begnügen sich, glaube ich, damit, daß sie die Eier aussaugen; dagegen versicherte man mich, daß in der Nähe von Geylum, wo die wilden Katzen gemein sind, diese, wie ihre Verwandten, die Pumas, den Vogel auf dem Neste tödten. Außerdem richten die Condore, Adler und Falken ohne Zweifel gewaltige Verwüstungen unter der jungen Brut an. Ungeachtet sie mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ist die Rhea Darwinii doch in großer Menge vorhanden und würde, wenn ihre Zahl nicht von den Indianern und anderen Feinden einigermaßen verringert würde, das ganze Land überschwemmen. Während unseres Aufenthaltes in Chiriq beschäftigten wir uns fleißig damit, Guanacos sowohl wie

auch Strauße zu vernichten; auf der hohen holprigen Hügelkette, die Chiriq auf der Ostseite begrenzte, wimmelte es buchstäblich von Guanacos, und da die Weibchen trächtig waren und daher nicht weit schnell laufen konnten, so fing und erlegte ein einziger Jäger nicht selten fünf, sechs und sogar acht Stück; das Junge wurde herausgeschnitten, das Fell desselben zur Herstellung von Mänteln und das todte Thierchen zur Nahrung mitgenommen, während die Haut der Mutter, wenn es nöthig war, zur Ausbesserung des Toldo diente. Auch die Markknochen der Alten wurden als Leckerei mitgenommen, aber das Fleisch blieb für die Condore, Pumas und Füchse liegen. Wir jagten fast jeden Tag und durchstreiften beinahe die ganze Umgegend. Auf den nach Westen liegenden Ebenen war schöner, mit weichem Gras bedeckter Boden, auf dem es sich gut ritt; einige Stunden von der Cordillera jedoch befindet sich eine plötzliche Senkung, die ein großes Becken bildet; es liegt, wie das Bett eines Sees, gegen funfzig Fuß unter dem Niveau der Ebene und erstreckt sich bis zum Gebirge; seine Oberfläche war hauptsächlich mit Gras bedeckt, an manchen Stellen aber sah man den gelben Thon und Lager von Steinen. Auf dem höheren Terrain, ehe man das Becken erreichte, kamen viele Lagunen vor, um deren eine herum ein großes Mövengeniste war; die Bewohner desselben hörte man schon in weiter Ferne. Auch bemerkte ich hier viele Teru-Teros, spornflügelige Kibitze, die in der Nähe von Buenos Ayres gemein sind. Ich hatte sie selbst bis Santa Cruz angetroffen, aber nie in so großer Zahl. Unsere Jagden auf der Ebene waren nie so erfolgreich wie diejenigen auf der Hügelkette; doch behaupteten die Indianer, im vorhergehenden Jahre sei es gerade umgekehrt gewesen. Vielleicht hatten die Guanacos an Erfahrung gewonnen und fühlten sich auf den Felsenhöhen, wo voraussichtlich die Reiter stürzen mußten, sicherer. Die nördlichen Indianer waren höchst verwegene Reiter, die sich um Nichts kümmerten und die steilsten Stellen hinabsprengten, und sonderbar, wenn auch einzelne Unfälle vorkamen, wo der Eine oder Andere ein Glied brach, so waren sie doch nicht häufig. Daraus geht deutlich hervor, wie sicher ihre Pferde auf den Füßen sind. Wenn sie an steinigen Stellen jagen, pflegen sie dem Pferde zum Schutz gegen scharfe Steine Schuhe von Haut an die Vorderfüße zu legen. Nach der Jagd begaben sich in der Regel diejenigen, welche Reserve-Pferde besaßen (und sogar auch diejenigen, welche keine hatten), jeden Abend ein wenig vor Sonnenuntergang auf die Rennbahn und ritten ihre

Pferde zu oder ließen sie rennen, oder sahen den Anderen zu und machten, wenn es ein Rennen gab, Wetten. Die Art des Wettrennens ist derjenigen etwas ähnlich, die unter den Gauchos in den Provinzen von Rio de la Plata Mode ist, nur daß es dabei ehrlich zugeht. Die Einsätze werden stets niedergelegt, ehe das Wettrennen endigt: sind es Pferde, so werden sie so angebunden, daß man sie leicht zur Hand hat; sind es Schmucksachen, Bolas u. s. w., u. s. w., so werden sie auf einen Haufen gelegt, und wer gewinnt, nimmt sie, sobald das Rennen entschieden ist, gleich weg. Die Pferde werden beim Wettrennen ohne Sattel geritten; die beiden Reiter galoppiren erst einige Meter weit leicht neben einander her und lassen dann den schnellen Galopp anschlagen. Da man auf das Zureiten der Pferde viele Mühe verwendet, so kommt beim Anlauf selten ein Fehler vor. Das Ziel des Wettrennens ist oft weit entfernt; die durchschnittliche Distanz ist vier englische Meilen oder eine Legua; doch ist selbstverständlich bei jungen Pferden die Entfernung kürzer. Die Hengstfüllen bändigen die Indianer auf ähnliche Weise wie die Gauchos; sie gehen jedoch sanfter mit ihren Pferden um und bändigen sie in Folge dessen besser. Man sieht bei den Indianern selten ein Pferd, das nicht vollkommen fromm ist; die kleinsten Kinder sitzen fast immer auf den Rennern und besten Pferden; wenn sich aber ein weißer Mann ihnen nähert oder den Versuch macht sie zu fangen, so lassen sie Zeichen von Furcht und Reizbarkeit blicken. Zwischen den Indianern und ihren Pferden scheint in der That ein instinctmäßiges Verwandtschaftsgefühl zu bestehen. Ist ein Pferd lahm, so gilt als das wirksamste Heilmittel, daß man ihm mit einer Ahle in der Köthe Blut entzieht; zuweilen wird der Einschnitt weiter oben am Beine gemacht und die Ahle fast durch das ganze Bein des Pferdes getrieben; hierauf wird es eine kurze Zeit angebunden, und dann läßt man es gehen; das Mittel hat in der Regel sichere Wirkung. Ehe man ihm das Blut entzieht, wird es selbstverständlich mehrere Stunden angebunden, und bekommt unterdessen kein Wasser. Für wunde Rücken, die, wenn auch selten, doch zuweilen vorkommen, wenn ein Sattel schlecht gemacht ist, wird als Heilmittel eine Art Alaunerde angewandt; sie wird auf die Wunde gelegt, nachdem dieselbe mit einem Messer gereinigt worden ist. Diese Erde findet sich nur in den südlichen Gegenden des Landes und es ist sehr schwer, von diesem hochgeschätzten Arzneimittel Etwas von den Indianern zu bekommen. Die eine Stelle, wo sie sich findet, ist eine

Klippe in der Nähe des Viedma-Sees; aber sie liegt dort so hoch, daß man sie nur erreichen kann, indem man mit Steinen an die Vorderseite der Klippe wirft und dadurch die Erde ablöst.

Sollten etwa freundliche Leser sich finden, die Pferde und Hunde lieben und vielleicht gern etwas von den Pferde- und Hunde-Schauen der Indianer wissen möchten, so werden, um sie zu befriedigen, einige Zeilen genügen. Die bei den südlichen Indianern üblichen Pferde sind in der Regel abgehärteter und stärker als diejenigen, die man bei den nördlichen, araucanischen und Pampas-Indianern findet. Ihre Größe beträgt gewöhnlich gegen funfzehn Handbreiten, oder vielleicht auch weniger, aber sie besitzen dessenungeachtet große Schnelligkeit und Ausdauer; wenn man in Erwägung zieht, daß das Gewicht ihrer Reiter häufig über funfzehn Stein beträgt, so erscheint es ganz auffallend, daß sie im Stande sind, sie in der Weise, wie sie es thun, zu tragen. Die Pferde sind selbstverständlich alle spanischen Ursprungs, aber die Zeit, das Klima und die verschiedene Beschaffenheit des Landes haben sie bedeutend verändert, so daß sie nicht mehr die ursprüngliche Raçe sind. Die Pferde, die man bei den nördlichen Tehuelchen findet, sind in der Regel größer als die eben erwähnten, haben schönere Köpfe und kleinere Beine; sie sind ebenfalls außerordentlich schnell, und da sie häufig von eingefangenen wilden Stuten gezogen werden, so eignen sie sich vortrefflich zu Jagdzwecken. Die geschätztesten Pferde sind jedoch die eingefangenen und gezähmten wilden Pferde; sie unterscheiden sich von den anderen dadurch, daß sie in der Regel größer und schneller sind. Dies paßt, wie ich glaube, nur auf das nördliche Patagonien, denn in anderen Gegenden habe ich wilde Pferde gesehen, die jenen, welche in der Gefangenschaft lebten, durchaus nicht gleichkamen. Der Farbe nach sind die Pferde verschieden; die aus den wilden Heerden eingefangenen sind gewöhnlich dunkelbraun, schwarz oder braun. In der Nähe des Port San Julian soll es, wie man mir sagte, viele wilde Ponies geben, die ungefähr die Größe und den Bau eines Shelty (oder schottischen Pony) haben, mit welchem die Kinder spielen. Die Pferde nähren sich ganz von Gras und werden, in Folge der dürren Beschaffenheit des Weidefutters zur Winterszeit und der darauf folgenden harten Behandlung, in der Regel zur Frühlingszeit des Jahres sehr mager, nehmen aber bald wieder an Fleisch zu, wenn man ihnen einige Tage Ruhe gönnt und sie auf der frischen Weide fressen läßt.

Die Hunde, die man bei den patagonischen Indianern in der Regel findet, sind nach Größe und Rage sehr verschieden. Zu allererst kommt eine Art Spürhund (mit glattem Harr); diese Rage haben die Indianer von einigen Hunden gezogen, die sie in Rio Negro erhielten; die Mütter waren eine Art Dogge, hatten jedoch eine viel spitzigere Schnauze als die eigentliche Dogge; auch sind dieselben sehr schnell und haben längere und niedrigere Leiber. Unser Häuptling hielt die Rage, die er von diesem Hunde besaß, der wahrscheinlich aus den älteren spanischen Ansiedelungen stammte, rein. Sie waren zu Jagdzwecken die besten, die ich sah, indem sie sowohl dem Geruche als den Augen nach liefen.

Eine andere Art Hunde, die ich bemerkte, hatte langes, wolliges Haar und viele Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Schäferhunde. Diese waren bei den Indianern ziemlich gemein; aber die meisten der Hunde, die bei der Jagd benutzt werden, — und die fast alle castrirt sind — sind der Rage nach so vermischt, daß sie sich nicht genau bestimmen lassen. Von einem Hunde hörte ich, daß man ihn einigen Fuegianern abgenommen habe; er war sehr schnell und entsprach vollkommen unserm Hasenhunde. Die erwähnten Fuegianer sind wahrscheinlich jene, die man unter dem Namen „Fuß-Indianer" kennt; daß diese zu Jagdzwecken Hunde benutzen, haben die Seeleute bemerkt, die an ihren Küsten hinabfuhren.

Casimiro sagte mir, Quietuhual's Volk hätte früher zu Fuße mit einer großen Art Hund gejagt, der nach seiner Beschreibung Aehnlichkeit mit einem Hirschhunde gehabt haben muß. Die Hunde werden selten gefüttert; man läßt sie in der Regel auf der Jagd sich sättigen. Von dieser Regel machten jedoch die Jagdhunde, die Orkeke und einem oder zwei Anderen gehörten, eine Ausnahme; sie wurden mit gekochtem Fleisch gefüttert, wenn dasselbe in Ueberfluß vorhanden war. Die Frauen hielten verschiedenartige Schooßhunde, gewöhnlich eine Art Dachs; manche von ihnen hatten große Aehnlichkeit mit dem schottischen Dachshunde. „Ako" zum Beispiel war allem Anschein nach ein solcher Dachshund von reiner Rage. Diese Schooßhündchen sind im Lager eine Plage und verbittern Einem das Leben; bei dem geringsten Geräusch rennen sie bellend hinaus und bringen alle großen Hunde zum Bellen; in einem indianischen Lager wird daher des Nachts, wenn irgend Etwas sich rührt, ein immerwährendes Concert von Hundegebell gehalten. Gegen Fremde sind die Hunde grimmig, aber gewöhnlich begnügen sie sich, wenn sie

nicht gehetzt werden, damit, daß sie dieselben umringen, ihnen die Zähne zeigen und sie anbellen. Daß sie des Nachts schlechte Kunden sind, mag ein amüsantes Beispiel zeigen. Eines Morgens fand man einen Hund todt in der Nähe des Toldo seines Besitzers; er war augenscheinlich mit einer Bola auf den Kopf geschlagen worden und hatte mit einem Messer den Rest erhalten. Der Besitzer machte ein großes Geschrei, aber die Sache ließ sich nicht erklären. Später erfuhr ich, daß ein junger Galan Zutritt zu dem Toldo seiner Liebsten gesucht hatte und zwar auf die gewohnte Weise, indem er vorsichtig die hintere Zeltdecke von der Erde aufhob und schnell darunter hineinkroch; als er halb hinein war, fühlte er sein Bein von einem gewaltigen Rachen gepackt. Der Dame machte die kritische Lage ihres Liebhabers großen Spaß; dieser half sich jedoch aus der Verlegenheit, indem er seinem Angreifer mit dem Fuße einen starken und gutgerichteten Tritt an die Schnauze versetzte. Als er von dem „Rendezvous" zurückkehrte, begegnete er seinem wachsamen Feinde, schlug ihn aus Rache auf den Kopf und schnitt, um seiner Sache sicher zu sein, ihm die Kehle ab; aber er trug doch zum Andenken an das Liebesabenteuer am Beine eine tiefere Narbe als im Herzen, und als die Geschichte erzählt wurde und, wie man sich denken kann, ein schallendes Gelächter hervorrief, erinnerte sie mich mit Gewalt an die Worte Romeo's bei Shakespeare:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt."

Unser Lager in Chiriq bot ganz das Ansehen einer aus Toldos bestehenden Stadt, und von Südwesten her wurden immer noch neue Ankömmlinge erwartet; aber die Indianer dieser Horde, mit welchen wir noch keine Bekanntschaft gemacht hatten, sandten einen Chasqui, der an Crimè die Einladung, sich ihrer Horde anzuschließen, und die Nachricht brachte, daß sie schließlich in Teckel uns treffen würden. Crimè, der, weil er viele Geschenke erhalten hatte, jetzt reich an Pferden und Zeug war, nahm daher von uns Abschied und ritt mit einem imposanten Zuge ab. Der arme Kerl! er hätte, wie die Folge zeigen wird, besser gethan, wenn er bei uns geblieben wäre.

Während der ersten Wochen unseres Aufenthaltes in Chiriq war die Witterung warm und schön; später aber drehte sich der Wind nach Westen herum; da änderte sich das Wetter und es traten Graupeln und kalter Regen und damit das normale patagonische Klima ein. Die Laune der Indianer schien ebenso veränderlich zu

sein, denn der alte Orkeke wurde im höchsten Grade eifersüchtig. Jackechan pflegte mir auf den Jagdausflügen oft ein Pferd zu leihen, und Orkeke fragte mich eines Tages in mürrischer Weise, ob ich etwa gern meinen Toldo wechseln und mit meinem Freunde gehen wolle. Meine Antwort, daß ich dies gegenwärtig nicht gern thun möchte, beruhigte ihn für den Augenblick, und er bot mir sogleich für den nächsten Tag eines seiner besten Pferde an, auf dem zu reiten ein wahrer Genuß war. Ich fürchte, ich habe seine Großmuth etwas gemißbraucht, denn wir hatten gerade große Jagd auf bedeutende Guanaco-Heerden, und auf einem Renner sitzend wurde man verleitet rasend zu reiten. Am 20. November wurde beschlossen das Lager abzubrechen und sich zur Jagd in zwei Horden zu theilen; man erkannte, daß, wenn wir Alle zusammen an einem einzigen Orte jagten, unsere Zahl zu groß war, als daß wir hätten viel erreichen können. Als eben Alle einpackten und sich zum Aufbruch vorbereiteten, brach zwischen Zweien von unserer alten Horde beinahe eine Rauferei aus; mit größter Mühe und nur durch die Vermittelung Casimiro's, Hinchel's und noch zwei oder drei Anderer, wurde Blutvergießen vorgebeugt. Hätte zwischen diesen Beiden der Kampf begonnen, so wäre er natürlich bei der großen Reizbarkeit der Indianer bald zu einer allgemeinen Schlacht geworden. Dies und ein starker Regenguß, der eintrat, verhinderte unsern Marsch; die Frauen packten daher wieder aus und die Pferde wurden wieder fortgelassen. Einige wenige Indianer brachen zur Jagd auf, kamen aber in kurzer Zeit fast mit leeren Händen zurück, weil sie bei dem stürmischen Graupel- und Schneewetter Nichts ausrichten konnten. Während unsers Aufenthaltes stellten die Meisten von uns ihr ganzes Zeug wieder her und versahen sich gut mit Bolas; die Zahl der Guanacohälse, die abgezogen werden mußten, um zu denselben, sowie zur Herstellung von Manêos (Riemen, die man den Pferden an die Beine legt, damit sie nicht fortlaufen), Peitschen, Cinctas (Gurte), Lazos u. s. w., u. s. w. Haut zu bekommen, war groß. Ich flocht am liebsten Straußsehnen zu Schnuren an die Straußbolas. Um die Straußsehnen herauszubringen, wird das untere Gelenk des Beines ausgerenkt; dann wird die erste Sehne mit der Hand und die übrigen mit aller Kraft herausgezogen, wobei man den Schenkelknochen als Handhabe benutzt. Hierauf trennt man diesen Knochen von dem Fuße und läßt die Sehnen am Fuße hängen; sie werden ein wenig an der Sonne getrocknet, und wenn dies geschehen ist, wird

der herausgenommene Knochen benutzt, um die Fasern von einander zu trennen, indem man ihn scharf an den Sehnen hinaufzieht. Sind sie hinlänglich von einander getrennt, so werden sie vom Fuße abgeschnitten, in Stücke von gleicher Stärke und Länge gespalten und an einen feuchten Ort gelegt, damit sie weich werden; sind sie weich genug, so werden sie zu Schnuren verarbeitet, wobei man gekochtes Gehirn benutzt, um sie geschmeidiger zu machen, damit sie sich leichter flechten lassen und in den Flechten besser liegen. Diese Schnuren werden vierfach (zu einer runden Platting) geflochten wie jeder Matrose es kennt; die Enden aber werden in eigenthümlicher Weise umgeschlagen, so daß die Schnure doppelt ist; dies zu Stande zu bringen, erfordert viele Uebung. Ehe wir von Chiriq abzogen, hätte beinahe wieder eine Störung stattgefunden, die einer der Chilier veranlaßte; er verließ Tchang's Toldo und schloß sich demjenigen eines Mannes an, der gewöhnlich Santa Cruz genannt wurde; dies war ein in Patagones wohlbekannter Indianer, und die Regierung hatte ihm jährlich eine gewisse Anzahl Stuten bewilligt. Als Tchang von dem Abzuge des Chiliers hörte, steckte er sofort seinen Revolver an sich und packte das Pferd desselben. Santa Cruz machte Einwendungen dagegen, aber Tchang hielt das Pferd fest, und wies, den Revolver in der Hand, jeden Anspruch, der auf dasselbe gemacht wurde, zurück. Nach diesem kleinen Zwischenfalle wurde das Lager abgebrochen und die beiden Horden trennten sich — Hinchel marschirte südwestlich und unsere Horde nach Nordwesten.

Nach einem sehr kalten Marsche einem schneidenden Winde entgegen, auf dem wir außer der Kälte auch noch viel Hunger litten, lagerten wir uns an den Ufern einer Lagune von etwas größerem Umfange, „Hoschelkaik“ genannt, was „Windhügel“ bedeutet, ein Name, den der Ort allerdings verdiente; denn während unseres Aufenthaltes bliesen immerwährend Südwestwinde mit großer Heftigkeit. Nach unserer Ankunft schnitt ein kleiner Knabe sich in den Finger; es wurde deshalb der Sitte gemäß eine Stute geschlachtet. Von dem Fleische wurde einiges in unsern Toldo geschickt und mit Dank angenommen, da wir Alle halb verhungert waren. Nachdem ich durch das Lager spaziert war und Cayuke's Toldo besucht hatte, entdeckte ich, daß Casimiro nicht angelangt, sondern zu meinem großen Aerger mit der Horde, die nach Südwesten reiste, aufgebrochen war und ein vortreffliches Pferd mitgenommen hatte, das er mir für einen Revolver gegeben. Zu meiner Freude fand ich jedoch, daß Jackechan,

der Pampa-Häuptling, dort war; wir plauderten mit einander und rauchten zusammen eine Pfeife. Am 23. November — der vorhergehende Tag war zu rauh gewesen — brachen die Indianer auf, um in dem mit Gras bewachsenen Becken zu jagen, das, wie wir oben erwähnten, am Fuße des Gebirges lag. Es wurden ungeheure Guanacoheerden in dasselbe hinabgetrieben, und sobald sie von Menschen und Feuern umringt waren, begann die eigentliche Jagd. Die Tehuelchen hatten aus irgend einem Grunde überall, wo es von Vortheil war, das Gras angezündet, und da der Wind immer stärker und endlich zu einem wüthenden Sturme wurde, so breiteten die Feuer sich schnell aus und vereinigten sich zu einer Linie, die immer weiter vorrückte. Jackechan, ich und mehrere andere Indianer befanden uns im Mittelpunkte des Jagdkreises und waren Alle beschäftigt, die Guanacos abzuhäuten, die wir bereits erlegt hatten; da bemerkten wir plötzlich, daß wir ringsum von Flammen und Rauch eingeschlossen waren, und daß wir, wenn wir nicht tüchtig versengt werden wollten, besser thaten, wenn wir uns umsahen, wie hinauszukommen war. Wir ließen unser Wildpret liegen und galoppirten an eine Stelle, wo der Rauch am dünnsten erschien; nachdem wir aber drei bis vier Minuten mit zugedeckten Gesichtern geritten waren, fanden wir den Weg durch helles Feuer versperrt; wir galoppirten daher, durch den heißen Sand, den der Sturm uns in die Augen jagte, halb toll gemacht und im Rauche fast erstickt, an der Flammenlinie hinab bis zu einer Stelle, wo das Gras verkümmert war; dort gelang es uns ohne Verletzung durchzukommen, wenn auch die Beine unserer Pferde ein wenig versengt wurden. Wir dankten Gott, daß wir reine Luft athmeten, obgleich die Atmosphäre noch immer von Rauch trübe war und von Thal oder sonst Etwas sich Nichts erkennen ließ. Jackechan ritt voran und führte uns mit untrüglichem indianischen Instinct an ein fließendes Wasser, wo wir trinken und uns den heißen Sand aus den Augen waschen konnten. Nachdem wir eine Viertelstunde geruht und eine Pfeife geraucht hatten, beschlossen wir, da die Flammen weiter fortgerückt waren, über den noch immer rauchenden Boden zurückzureiten und zu versuchen, ob wir unsere todten Guanacos auffinden könnten. Wir ritten daher aus der Vertiefung, wo wir uns geschützt hatten, heraus und begaben uns noch einmal in den vom Winde getriebenen dicken Rauch und heißen Sand; die Mäntel vor die Augen haltend, drangen wir durch die düstere Atmosphäre, bis Jackechan von seinen Thieren zwei

entdeckte; da sie aber beide gebraten oder vielmehr verbrannt waren und wir und unsere Pferde fast erstickten, so zogen wir uns eilig zurück. Ich dankte Gott, als wir endlich einen steilen Abhang hinaufritten und oben in reine Luft kamen. „Ach!“ sagte Jackechan, indem er auf die Ebenen hinabschaute, die noch immer voll Rauch waren, „es war eine schwere Zeit, aber „wir sind Männer, keine Frauen“; nur waren wir Thoren, daß wir bis zuletzt blieben.“ Darin stimmte ich ihm völlig bei; denn ich hatte noch immer starken Schmerz in den Augen. Wie er sich durch den Rauch fand, war mir ganz unerklärlich; wäre ich allein gewesen, so hätte meine Reise auf der Stelle ihr Ende erreicht. Gegen den Abend dieses ereignißvollen Tages hin ließ der Wind an Heftigkeit nach, und während der Nacht fiel Schnee; den ganzen folgenden Tag gab es Böen mit weißem Wasser oder Schnee und wüthende Windstöße. Um jene Zeit kam ich zu dem Schlusse, daß der Sommer in diesen Gegenden unbekannt sei, und daß das patagonische Jahr nur aus zwei Jahreszeiten — einem strengen Winter und einem schlechten Frühling — bestehe. Die Indianer behaupteten jedoch, während der letzten zwei Jahre sei das Klima kälter geworden. Am 28. November brachen wir das Lager ab und marschirten in ein Thal, das unten an einem Ausläufer der bewaldeten Hügel lag, die, wie wir früher erwähnten, die nördliche Seite des Thales begrenzten; nebenher erlegten wir unterwegs einige junge Guanacos. Ich war erstaunt, als ich bis an zwei herangaloppirte und sah, daß sie Anfangs nicht ausrissen, obgleich ihre Mütter schon fort waren und sich eine Strecke davon auf eine felsige Anhöhe gestellt hatten. Während ich sie jedoch beobachtete und über die Nothwendigkeit und Grausamkeit, sie zu tödten, nachdachte, sprangen die beiden kleinen Geschöpfe davon. Da mein Mantel sich schnell abtrug und nicht mehr schön aussah, so machte ich mir kein Gewissen weiter und erlegte sie durch einen Schlag auf den Kopf. Als ich an dem Feuer ankam, wo einige Indianer sich gesammelt hatten und Strauße verzehrten, ging ich daran die Felle abzuziehen; da hinderte mich Tankelow, der den Vorsitz hatte, und sagte, wir wollten sie in den Toldos abhäuten, wo das Blut für die Frauen und Kinder ein hoher Genuß sein werde. Wir hoben daher die Leckerei auf und überschritten, nachdem wir gegessen hatten, einen kleinen Fluß und ein Stückchen Marschland, jenseits dessen das Lager sich befand, wo die Frauen Tankelow's Worte bald zur Wahrheit machten. Das Fleisch des jungen Guanaco ist zwar etwas ge-

schmacklos und weich, aber das Blut hat einen angenehmeren Geschmack als das Blut des erwachsenen. Auch das Lab oder die Milch, die, zu einer Art Käse geronnen, sich in den Eingeweiden findet, gilt für einen Leckerbissen. Das Abziehen des Felles ist bei der Jagd auf junge Guanacos das Mühsamste. Nachdem man mit einem Messer die nöthigen Einschnitte gemacht hat, muß das Fell mit der Hand abgezogen werden, wobei man den Daumen benutzt, um die Haut von dem Körper zu trennen. Wenn die Kälber drei Tage alt sind, laufen sie ungefähr so schnell wie ein Pferd in kurzem Galopp, halten es aber zuweilen länger aus. Die Indianer verfahren bei der Jagd auf dieselben folgendermaßen: sie erlegen ein junges Guanaco, indem sie es mit einer Kugel auf den Kopf schlagen, reiten dann weiter zu einem andern und so fort; später kehren sie zurück, schaffen sie auf einen Haufen zusammen und häuten sie ab. Nachdem die Haut abgezogen ist, muß man, ehe man sie zusammenlegt, sie einige Minuten der Luft aussetzen, sonst kann sie brandig werden und reißt dann leicht bei der späteren Zurichtung und Bearbeitung. Wir jagten mehrmals in der Umgegend von Jeroschaik, was „Schlechter Hügel" bedeutet, mit wechselndem Erfolg und kamen dabei zuweilen bis in die bewaldeten Hügel hinauf, wo das Bauholz an manchen Stellen gruppenweise stand, als wäre es von der Hand des Menschen gepflanzt; an anderen Stellen füllte es die Felsenschluchten aus, bis man die großen Wälder erreichte, die sich weit in die Cordillera hinein zu erstrecken schienen. Die meisten Bäume waren eine Art Buchen, an welchen viele kleine eßbare Pilze sich befanden, von denen wir einige sammelten, um sie zu genießen; auch sah man häufig Fährten von Rothwild, und einige Hirsche wurden von den Indianern verfolgt, entkamen aber, weil der Wald zu dicht war. Manche Indianer benutzten die Gelegenheit, um frische Stangen zu den Toldos abzuhauen. Der Anblick der Wälder und Bäume war so erquickend, daß ich mehrere Tage nach einander, und zwar sehr oft allein oder mit einem einzigen Gefährten, im Walde verbrachte. Außer dem Matrosen, nachdem er Monate lang auf dem Meere gewesen, kann sich Niemand vorstellen, welches Vergnügen es für einen Menschen ist, der eine so lange Zeit auf kahlen und einförmigen Ebenen verlebt hat, unter Bäumen umherzuwandern. Die Witterung blieb jedoch noch immer naß und unfreundlich. Am 5. December entdeckten Einige von uns, während sie oben auf den Höhen umherstreiften, nach Nordosten Rauch; Campan ging daher

eilig zu Pferde ab, um zu recognosciren. Gegen Abend kehrte er sehr betrunken zurück; er ritt geradeswegs zu unserm Toldo und verkündete, daß El Sourdo, der in Santa Cruz zurückgebliebene Indianer, an einem nicht weit von uns liegenden Orte angekommen sei und in zwei kleinen Fässern Grog, sowie für mich Briefe mitgebracht habe; als er seine Nachricht mitgetheilt hatte, saß er mit einiger Mühe ab, ohne auf den Kopf zu fallen, dann brachte er unter seinem Mantel eine Flasche hervor, die halb voll Rum war, und die er der anwesenden Gesellschaft spendete.

Unser Toldo war bald gedrängt voll Menschen, und es wurde, da sich Alle nach einem Trunk sehnten, der Vorschlag gemacht, daß wir am folgenden Tage marschiren und dem Besuche entgegengehen wollten. Wir brachen daher am Morgen bei Graupel- und Regenwetter auf und bereiteten uns vor, unterwegs zu jagen. Während der Jagd, und zwar gerade als Jackechan und ich einen Strauß erlegt hatten, bemerkte der Erstere einen einzelnen Toldo, der, wie er wußte, El Sourdo gehören mußte; wir galoppirten daher, von zwei anderen Indianern begleitet, auf ihn zu und wurden von El Sourdo und seinen beiden Weibern, da Jackechan ein sehr alter Freund war, mit offenen Armen empfangen. Wir mußten uns niedersetzen, und die beiden Weiber brachten die Olla oder den Kochtopf heraus und machten, den Rum herbeischaffend, die Heben; unser Wirth füllte mit dem Rum den Topf und spendete den Trank in einem Pfännchen. Dann holte eine der Weiber meine Briefe hervor, die, wie sich zeigte, von Mr. Clarke und Don Luiz Piedra Buena waren; der Schooner war am 5. October ganz wohlbehalten angelangt. El Sourdo theilte mir hierauf Alles, was vorgefallen war, von Wort zu Wort mit — wie in der Ansiedelung zwischen Gonzalez und Antonio ein Kampf stattgefunden habe, bei welchem der Letztere gefallen oder doch tödtlich verwundet worden, während der Erstere in die Pampas geflohen, später aber festgenommen und als Gefangener in dem Schooner nach Buenos Ayres geschafft worden sei, sowie noch andere Nachrichten von alltäglichen Dingen und geringer Bedeutung. Mittlerweile verschwand der Grog schnell, und der Topf mußte wieder gefüllt werden. Dieser war abermals ungefähr halb geleert, als die übrigen Indianer und die Frauen ankamen und Jackechan, sehr berauscht, mir ewige Freundschaft gelobte, während Tchang mir in das andere Ohr ein reizendes Tehuelche-Liedchen heulte. Da ich mäßig getrunken hatte, so hielt ich es ungefähr an der Zeit zu gehen; ich zog

mich daher unter dem Vorwande, daß ich nach meinem Pferde sehen wolle, zurück und las meine Briefe noch einmal, die, wie Jeder sich denken kann, wenn sie auch nicht von meinen Verwandten waren, doch großes Interesse für mich hatten. Nachdem ich fortgegangen war, wurde kein Grog mehr weggegeben, dagegen verkaufte El Sourdo zwei Flaschen für ein junges Pferd oder ein Messer mit silberner Scheide, so daß er bald ein reicher Mann wurde. Zu Mitternacht war aller Rum vergriffen und vieler getrunken, aber erwähnenswerthe Störungen kamen nicht vor, da die Waffen vorher alle weggeschafft und sicher verwahrt worden waren. Ich wurde aus dem ersten Schlafe geweckt von einer Dame aus einem benachbarten Toldo, die mich gern umarmen und mit weiblicher Neugierde den Inhalt meiner Briefe wissen wollte. Sie war leider in hohem Grade berauscht; ich ließ sie daher eine Pfeife rauchen, und dann wies ihr Orkeke, der aufgewacht war und sich todtlachen wollte, höflich die Thür. Am Morgen ging der größte Theil der Horde auf die Jagd; für diejenigen, die an Kopfweh litten, war der Ritt ohne Zweifel sehr gut, wenn auch nicht viel Wild erlegt wurde; der Sourdo aber, mit dem ich am Morgen eine Schale Kaffee getrunken hatte, blieb zu Hause, da seine Pferde sehr abgenutzt waren; nur einer seiner Bursche ritt auf dem Pferde eines Freundes mit, um Fleisch zu schaffen. Nach diesem Trinkgelag thaten wir vier Tage lang Nichts als Stuten schlachten und essen, weil irgend Jemandes Kind auf irgend eine Weise ein wenig verletzt worden war. Ich habe zwar in verschiedenen Büchern gelesen, daß die Indianer zu einer gewissen Zeit des Jahres ein religiöses Fest haben, bei welchem als Opfer für die Gottheit Stuten geschlachtet werden, habe aber nie Etwas davon gesehen. So oft ein derartiger Opferschmaus stattfand, gab es immer eine besondere Gelegenheit dazu — es war entweder ein Todesfall eingetreten, oder ein Kind hatte einen Schaden genommen, oder es war Jemand irgend einer Gefahr entronnen, wo dann die Thiere als Dankopfer geschlachtet werden. Des langen Bleibens an einem und demselben Orte ziemlich müde, marschirten wir am 12. December gerade nördlich quer über die Ebene, die man „Gift" nannte, und lagerten uns unten an einem Hügel, der mit Bäumen bedeckt, und dessen Wände von Wasserrinnen durchfurcht waren, welche dicht voll Vegetation und zwei bis drei Arten Sträucher standen. Hier gab es Pflanzen der Art, wie die oben erwähnten Kartoffeln, aber die Knollen lagen sehr tief in so ungünstigem Boden,

daß nur wenige herausgebracht wurden. An den Hügelwänden wuchs in großer Menge eine Pflanze, die eine gelbe Blüthe hatte, und deren Blatt, wie die Chilier mir sagten, ein vortreffliches Heilmittel für Wunden und Quetschungen war und in Chili viel angewandt wurde. Hier fand eine Jagd statt, die vier Tage dauerte; am Ende derselben machte Orkeke, der etwas verdrießlich darüber war, daß er fortwährend Unglück hatte, uns weis, die Pampas-Indianer wären uns zuvorgekommen, indem sie des Nachts gejagt hätten, und schlug vor, wir wollten uns trennen und mit den Toldos Tchang's zusammen westwärts nach einer unterhalb des höheren Gebirges liegenden Ebene gehen, die, wie er behauptete, reich an Guanacos war. Auch zu einem Ausflug in die Cordillera, um wilde Rinder aufzusuchen, machte er den Vorschlag. Dieser Plan fand lebhaften Beifall, da ich ihn zu bereden hoffte, wo möglich bis an die chilischen Küsten des Stillen Oceans vorzubringen. Wir traten demnach unsere Reise an, waren aber noch nicht weit fort, als ein fürchterliches Graupel- und Regenwetter mit gewaltigem Sturm eintrat, bei dem wir Alle durch und durch naß wurden. Wir duckten uns zum Schutz eine Zeit lang unter einen Busch, da es aber fortregnete, so blieb uns nichts übrig, als weiter zu ziehen, und gegen drei Uhr Nachmittags heiterte sich das Wetter auf. Wir betraten nun ein enges Gebirgsthal, in welchem ein bewaldeter Fluß hinablief, und das sich weiter oben zu einer freien Ebene ausdehnte. Eine kurze Strecke das Thal hinauf lag der Platz, an dem wir uns zu lagern gedachten; es wurde daher ein kleiner Jagdkreis gebildet, in welchem einige Strauße und Guanacos erlegt wurden; dann begaben wir uns über den Fluß hinüber, und es dauerte nicht lange, so loderte ein brausendes Feuer, an welchem wir uns trockneten und unser Mittagessen kochten. An einer romantischeren Stelle, als diese war, befand ich mich nie. Jenseits des Flusses war eine Masse grauer Felsen, halb durch Sträucher verborgen, zwischen welchen hier und da ein abgestorbener Baum sich erhob. Auf der einen Seite war das Gras schön grün und die Bäume standen in vereinzelten runden Gruppen, die einige Meter von einander getrennt waren; in ihren Zweigen girrten Tauben und unten liefen junge Strauße umher. Letztere wurden zu meinem Leidwesen von den Reitern gefangen, die von den Pferden sprangen und sie in Sicherheit brachten; der Hunger beseitigte alle Bedenken, und zwei gaben für jeden nassen und ausgehungerten Wanderer ein tüchtiges Mahl. Trotz der Taufe, die wir erhalten hatten, waren wir

in kurzer Zeit Alle heitern Muthes, und ehe wir uns zu den Toldos zurückbegaben, machten sich Einige von uns daran, nach wilden Kartoffeln zu suchen, von welchen wir einige mitbrachten. Am folgenden Morgen ging bei heiterem Himmel die Sonne glänzend auf; wir setzten daher unsern Marsch in westlicher Richtung fort und kamen gegen Mittag in eine zwischen den bewaldeten Hügeln liegende Schlucht; ich hoffte, daß wir uns dort lagern würden, aber die Frauen bogen nach Norden ab und zogen eine in der Barranca der hohen Pampa befindliche Ravine oder einen Cañon hinauf und schlugen die Zelte an einer düstern, gefängnißähnlichen Stelle auf. So melancholisch mir der Ort auch vorkam, er bot doch für die Pferde reiche Weide, die zwischen den Hügeln spärlich war, so daß sie leicht hätten in die Wälder laufen können und, wenn wir sie brauchten, schwer zu finden gewesen wären; dies war ohne Zweifel der Grund, weshalb wir den Cañon dem bewaldeten Thale vorzogen. Ein wenig jenseits unseres Lagers theilte der Cañon sich in zwei Arme, in deren einem sich eine von Säbelschnäblern besuchte Lagune befand. Der Fluß, der im Frühlinge das Thal hinabströmte, bot nur dann und wann eine Lache und im Uebrigen ein trockenes Bett dar; in diesem lagen viele abgerundete weiße Steine, deren Hauptbestandtheil Kreide war, und die vortreffliches Material zu Bolas lieferten, indem sie sich leicht in die geeignete Gestalt bringen ließen; auch kam ich, da Einige von der Horde den Durchfall bekommen hatten, auf den Gedanken, daß die Abfälle, wenn sie zu Pulver zerstoßen wurden, wohl die heilenden Wirkungen einer Kreide-Mixtur haben könnten, und das Resultat des Heilversuches fiel ganz befriedigend aus; doch ließen die Indianer sich durchaus nicht bewegen, das Mittel zu versuchen. Während die Frauen die Toldos aufschlugen, brachen die Männer, acht an Zahl, wieder zur Jagd auf. Nach Westen reitend, wo die Ebene noch immer frei war, stießen wir wieder auf eines der oben beschriebenen großen Becken, auf dessen Westseite, jenseits einer mit Wassergeflügel bevölkerten Lagune, ein breiter, sich schlängelnder Fluß lief, an dessen Ufern Bäume standen. Nicht weit jenseits des Flusses erstreckten sich freie Lichtungen vielleicht eine englische Meile weit bis an den Rand der unermeßlichen Wälder, die an den hohen Gebirgswänden sich weit hinaufzogen; von den Gipfeln des Gebirges waren einige noch immer theilweise in Schnee gehüllt. Nach Süden standen, mit Bäumen gekrönt, ein Paar abgesonderte, runde Höcker; den Namen Hügel

verdienten sie kaum. Im Vordergrunde befanden sich gewaltig große Guanaco-Heerden, und auf der Nordseite zog eine hohe Kette dürr aussehender Hügel sich hin, die zu dem köstlich erquickenden grünen Anblick der übrigen Punkte der Rundsicht einen starken Contrast bildete. Während wir, hinter einem Busche verborgen, auf die herankommende Heerde warteten, die von Tchang und einem andern Indianer geschickt umkreist worden war und auf uns zugetrieben werden sollte, betrachteten wir lange die vor uns liegende schöne Landschaft, und Orkeke machte mich auf einen in einiger Entfernung stehenden Berg aufmerksam, an welchem, wie er sagte, unten der Eingang zu dem Schauplatz unserer künftigen Campagne gegen die wilden Rinder sich befand. Gegen Abend kehrten wir, ziemlich gut mit Fellen beladen, zu den Toldos zurück. Als wir wieder einmal jagten, bildeten wir einen Kreis, der in dem bewaldeten Striche endete, welcher nahe an den hohen Ufern des Flusses sich hinzog. Auf der Rückkehr jagten wir in einer parkähnlichen Gegend, die abwechselnd in freien Lichtungen und Wald bestand. Hier erlegten wir eine Hirschkuh und eine große Art Fuchs, dem Anschein nach dieselbe Art, die auf den Falklands-Inseln vorkommt (Lupus antarcticus). In der Nähe der Waldungen war der sammtartige Rasen mit wildwachsenden Erdbeerpflanzen bedeckt, die jedoch erst blühten. Bei dieser Gelegenheit wurde unsere Freude gestört, indem Einer von der Gesellschaft so gefährlich stürzte, daß er ungefähr zwei Tage liegen mußte. Ehe wir die Toldos erreichten, trat starker Regen ein, der während der Nacht sich in Schnee verwandelte, so daß die Morgensonne eine weiße Landschaft beschien. Während unseres Aufenthaltes gingen die Frauen in den Wald und hieben frische Stangen zu den Toldos ab, und die Männer brachten aus der bewaldeten Gegend eine Art Pilz mit, der, wenn er getrocknet wird, einen vortrefflichen Feuerschwamm bildet und deshalb bei den Indianern einen bedeutenden Werth hat, da es nur einige Stellen gibt, wo er sich findet. Nachdem wir in dieser angenehmen Umgebung einige Tage verbracht hatten, marschirten wir, da es an Guanaco-Fleisch fehlte, über die kahle Hügelkette und lagerten uns, während wir an einer unten an ihr liegenden Lagune von beträchtlicher Größe vorbei gezogen waren, jenseits der Kette, neben einer kleineren Lagune an einem Orte, Namens „Gogomenykaik".

Während der Jagd hatte ich mir ein einzelnes Guanaco ausgesucht und verfolgte es über die obere Pampa, die mit verkümmerten

Büschen und Grasbüscheln bedeckt war; da verschwand das Thier plötzlich, als ob die Erde es verschlungen hätte. Im nächsten Augenblicke machte mein Pferd mitten im Galopp Halt; es stand mit den Vorderfüßen am Rande eines jähen Abhanges, von welchem man vorher nicht das geringste Warnungszeichen sah. Unten lag ein langes, schönes Thal, mit einer Wasserlache, die zwischen den Bäumen hindurch glitzerte, welche das Thal ausfüllten, aber mit ihren höchsten Zweigen nicht über das Niveau der Pampa hinausreichten. Hierher hatte das Guanaco seine Zuflucht genommen, und da der Abhang für das Pferd zu steil war, so konnte ich nur einen sehnsüchtigen Blick auf die feenhafte Landschaft hinab werfen und mußte dann umwenden, um mich dem Jagdkreise anzuschließen; denn ich erinnerte mich, daß, wenn man zögerte, es nur zu leicht sei, sich auf der Pampa zu verirren. Ein Beispiel davon kam an demselben Tage vor. Als die Jagd zu Ende war, erschien nämlich einer der Chilier nicht am Feuer. Anfangs kümmerte man sich nicht weiter um ihn, da die Vermuthung nahe lag, daß er eine Guanaco-Heerde eine Strecke weit verfolgt habe und durch das Abziehen der Felle aufgehalten werde; als er aber bei Sonnenuntergang noch immer fehlte, wurde etwas dürres Gras angebrannt, um ihm die Richtung unsers Lagers anzugeben. Als wir am folgenden Morgen zur Jagd aufbrachen, hatte er sich noch nicht eingefunden. Ich befand mich mit Orkeke an der Spitze des Jagdkreises. Wir galoppirten eine Strecke weit über die Ebene und machten in einer Vertiefung Halt, wo wir auf sechs junge Skunke stießen, die sich außerhalb ihrer elterlichen Höhle befanden, aber, als wir absaßen, schnell in sie hineinkrochen und verschwanden; ihre Höhlen gehen jedoch nicht weit, und Orkeke grub daher bald ein Paar aus. Da sie noch zu klein waren, um sie des Werthes ihrer Felle wegen zu tödten, und sie lebendig für die Kinder mit heim zu nehmen, zu viele Mühe machte, so gaben wir ihnen die Freiheit wieder; ich ritt dann weiter und ließ Orkeke seinen Weg langsam fortsetzen. Eine unbedeutende Ansteigung brachte mich vor einen Felsenhügel, jenseits dessen ein Fluß mit bewaldeten Ufern war; über das Thal dieses Flusses führte mein Weg hinüber. Anfangs hielt ich ihn für denselben, den ich im vorhergehenden Lager gesehen hatte, bei näherer Ueberlegung aber zeigte es sich deutlich, daß er ein anderer war; dieser lief nämlich nordöstlich, während der andere eine südwestliche Richtung nahm. Unsere Jagd ging recht gut. Als wir den Kreis schlossen, verwickelte einer der Chilier, der mit

mir ein Guanaco verfolgte und im Gebrauche der Bolas nicht geübt war, anstatt des Wildes sein Pferd und sich selbst; dadurch ging ihm die Beute verloren, und den übrigen Jägern machte die Sache viel Spaß; doch ist wohl zu merken, daß wenn ein Pferd eine Wurfkugel um die Beine herum oder unter den Schwanz bekommt, dies für den Reiter nicht gerade ein großer Spaß ist. Auf dem Rückwege zum Lager machten wir an einer Quelle Halt und fanden dort viel wilden Sellerie; auch Nesseln waren gemein — die echte alt-englische weißblühende war vorherrschend. Obgleich sie mich bedeutend an die nackten Beine brannten, so vergaß ich doch in der Tehuelsche-Sprache zu fluchen und verzieh der Pflanze um der alten Bekanntschaft willen. Bei den Toldos fanden wir den Chilier, der eben angekommen war; er hatte eine Heerde eine Strecke weit verfolgt und sich verirrt, war aber durch unser Signal-Feuer sicher geleitet worden. Am Nachmittag beschäftigten sich Einige von der Horde damit, ihre Pferde zu bändigen, während Andere müßig dasaßen und zuschauten. Conde's Stiefvater, allgemein unter dem Namen „Paliki" bekannt, hatte einen drei Jahre alten Eisenschimmel mit einem weißen Stern, ein sehr schönes Thier, das angebunden bereit stand, zum ersten Male bestiegen zu werden. Paliki kam in unsern Toldo, um meine Cincta oder meinen Gurt zu borgen, und neckte mich, indem er mich fragte, ob ich es wagen wolle, das Pferd zu „domar" (bändigen). Orkeke unterstützte den Vorschlag; ich legte daher Mantel und Stiefeln ab, nahm den Lazo und die Zügel und saß auf. Sobald der Schimmel die ungewohnte Last fühlte, machte er mehrere Meter weit Capriolen, sprang schließlich mitten in den Bach und glitt beinahe aus. Ich trieb ihn durch die Sporen wieder heraus, und sobald er am Ufer war, fing er an sich wie ein Drehwürfel immer rundum zu drehen. Endlich brachte ich seinen Kopf gerade; er machte noch einige Bocksprünge, dann ging er ab und lief, während ich ihm mit Peitsche und Sporn zusetzte, so schnell wie bei einem Wettrennen. Nachdem ich in anstrengendem Galopp drei englische Meilen zurückgelegt hatte, ritt ich ihn ruhig zurück, lenkte ihn dabei hin und wieder um, damit er sich an den Zaum gewöhnte, wagte aber nicht, ihn denselben gehörig fühlen zu lassen, und brachte ihn unter dem Jubelgeschrei der Zuschauer bis an den Toldo heran. Orkeke war ganz erstaunt und wollte gern wissen, wo ich „domar" gelernt hätte, und der befriedigte Eigenthümer bestand darauf, daß ich ein Stück Tabak von ihm als Geschenk annahm. Dies war mir höchst willkommen, da mein

Vorrath fast zu Ende war, obgleich die Besitzer von Flinten und Revolvern dafür, daß ich ihnen die Schlösser in Ordnung brachte, ihn dann und wann wieder ergänzt hatten; die Furcht, ohne Tabak zu sein — welch' schweren Kampf dies kostet, werden alle Raucher zu würdigen wissen — erreichte schon einen unangenehmen Grad. Am folgenden Tage nahmen wir von der Lagune Abschied; sie war, wie gewöhnlich, mit Schwänen und anderem wilden Geflügel bedeckt, aber wir störten diese Vögel nie, sondern sparten unser Pulver für den Fall, daß wir später mit anderen Indianern in Händel geriethen. Wir marschirten einige Meilen und lagerten uns an dem Flusse — und zwar gerade auf seinen Ufern, im Schatten der Bäume. Hier blieben wir drei Tage und vertrieben uns die Zeit damit, daß wir jagten, uns im Strome badeten, rauchten und im Schatten lagen. Da eines meiner Pferde lahm war, so konnte ich nicht jeden Tag mit auf die Jagd reiten und verbrachte daher oft ganze Stunden unter den am Flusse stehenden Bäumen, wusch das einzige Hemd, das ich noch hatte, verarbeitete Haut u. s. w. Im Toldo zu schreiben, wurde durch die Neugierde der Kinder, die sich um mich herumdrängten und immer fragten, fast unmöglich gemacht; ich pflegte deshalb mein Notizbuch in der Regel mit an den Platz zu nehmen, an den ich mich zurückzog; hier wurde ich aber oft von den Mädchen gestört, die unter dem Vorwande kamen, daß sie sich baden wollten, und scherzender Weise große Neugierde nach dem Inhalt meines Buches zeigten — denn auch hier pflegte ich meine Bibliothek, nämlich die Hälfte des reizenden Buches „Elsie Vanner", das Crimè an Bord irgend eines Schiffes aufgelesen hatte, um es zu Pfröpfen für seine Gewehre zu benutzen, und das er für ein wenig Pulver an mich verkaufte, immer wieder durchzulesen. Damit der Leser unserm von der geraden Richtung etwas abweichenden und in Folge der hier befindlichen Hügel und häufigen Flüsse verwickelten Wege folgen kann, habe ich am Ende dieses Kapitels eine Kartenskizze beigegeben; sie macht keinen Anspruch auf Genauigkeit, aber man kann sich nach ihr von dem durchreisten Landstriche und von unseren Wanderungen zwischen Henno und Teckel eine recht gute Vorstellung machen.

Am 23. December schlug Orkeke, da man nach Norden Indianer gesehen und die Guanaco-Jagd nicht den gewünschten Erfolg hatte, einen Ausflug nach der Gegend vor, wo die wilden Rinder hausen. Das Lager wurde demnach abgebrochen, und indem wir mehr oder weniger dem Thale des Flusses folgten, der nach einer

einzigen Wendung gerade nach Osten lief, kamen wir in kurzer Zeit auf eine freie Ebene heraus, die sich zwischen den Bergen hinaufzog; am obern Ende derselben lagerten wir uns bei einigen, an den Ufern des Flusses stehenden hohen Buchen. Der ganze letztere Theil der Ebene, über die wir hinüber zogen, war mit Erdbeerpflanzen, die alle in Blüthe standen, buchstäblich wie mit einem Teppich bedeckt, während der Boden von dunkler torfähnlicher Beschaffenheit war. Es gab jetzt viele junge Strauße, und bei jeder Jagd wurden einige gefangen und bildeten eine willkommene Zugabe zu unserm Mittagessen. Die Kinder hatten mehrere lebendige zu ihrem Vergnügen, die sie frei laufen zu lassen und dann mit ganz kleinen Bolas zu fangen pflegten, was in der Regel damit endete, daß sie dieselben tödteten. Unser Programm war, an dieser Stelle, die „Weekel" oder auch Chaykasch hieß — eine regelmäßige Station, an welcher vor einigen Wochen Hinchel's Horde sich aufgehalten hatte — alle Frauen, Toldos und übrigen lästigen Dinge zurückzulassen und allein in's Innere zu reisen, um Rinder aufzusuchen. Am folgenden Morgen wurden, als es Tag war, die Pferde eingefangen und gesattelt, und nachdem wir die Segenswünsche der Frauen in Empfang genommen hatten, verpflichteten wir uns, bei der Rückkehr recht viel fettes Rindfleisch mitzubringen, und zogen ab, gerade als hinter den nach Osten stehenden Hügeln die Sonne aufging. Die Luft war höchst stärkend, und wir trabten dahin eine Strecke weit an einem etwas unregelmäßigen und sandigen Abhang hinauf; nach ungefähr zwei Stunden machten wir an einem köstlich klaren, nach Osten fließenden Bache Halt und rauchten eine Pfeife. Wir waren vorher an Guanacos und Straußen vorübergeritten, bekümmerten uns aber nicht weiter um sie, da die Indianer größeres Wild in Aussicht hatten. Wir überschritten den Bach, das Quellwasser des Flusses, an welchem wir die Toldos zurückgelassen hatten, zogen längs dem Rande einer großen, beckenähnlichen Ebene mit schöner grüner Weide hin und traten, nachdem wir eine Zeit lang galoppirt waren, in den Wald ein, und zwar auf einem Pfade, auf welchem wir nur im Indianermarsch (Einer hinter dem Andern) reiten konnten. Die Bäume waren an vielen Stellen abgestorben; sie waren nicht durch Feuer geschwärzt, sondern standen wie geisterhafte gebleichte und nackte Gerippe da. Es ist merkwürdig, daß auf der Ostseite der Cordillera am Saume aller Wälder ein Gürtel von abgestorbenen Bäumen sich hinzieht. Endlich jedoch, gerade als wir

einen sonderbar zugespitzten Felsen, der in der Ferne einem spitzigen Kirchthurm glich, zu Gesicht bekamen, betraten wir den aus lebenden Bäumen bestehenden Wald; das Unterholz bildeten Johannisbeer-, Lorbeer- und andere Büsche, während hier und da Beete gelber Veilchen waren und die unvermeidlichen Erdbeerpflanzen überall sich zeigten. Nachdem wir über einen Fluß hinüber waren, der, von Norden kommend, später einen westlichen Lauf nahm, woran wir sahen, daß wir die Wasserscheide überschritten hatten, begannen wir, durch einen großen Felsen gedeckt, das Jagdrevier zu recognosciren. Die Landschaft war schön: gerade unter uns lag ein Thal, ungefähr eine englische Meile breit; am südlichen Rande des Felsens bezeichnete eine silberfarbene Linie den östlichen Fluß, und am nördlichen Rande eine gleiche Linie denjenigen, der im Stillen Ocean ausmündete, während über uns auf beiden Seiten hohe, mit Vegetation und fast undurchdringlichen Wäldern bedeckte Berge sich erhoben. Auf der Westseite des Thales nahm ein einsamer Bulle gemächlich sein Frühstück zu sich, und über dem Felsen, auf dem wir standen, schlug ein gewaltig großer Condor träg mit seinen Schwingen. Dies waren die einzigen Exemplare lebender Wesen, die sich sehen ließen. Wir setzten unsern Weg in aller Stille fort — das Sprechen war, sobald wir in den Wald eintraten, verboten worden — folgten dem Anführer auf dem schmalen Rinderpfade, zogen hier und da an den Ueberresten eines todten Bullen oder einer Kuh vorüber, die durch den Lazo der Indianer gefallen waren, und begaben uns endlich nach der Ebene hinab. Es war ungefähr Mittag, und der Tag war warm; wir machten daher Halt, wechselten die Pferde, sahen nach, ob die Sattelgurte fest waren, machten die Lazos zum Gebrauch bereit und brachen dann wieder auf. Als wir weiter ritten, bemerkten wir auf der gegenüber liegenden Seite im Walde zwei oder drei Thiere; da wir aber wußten, daß es unnütz sei, sie zu verfolgen, so blieben wir auf unserm Wege, der das Thal hinaufführte. Wir überschritten den westlichen Fluß und traten dann sofort in ein Dickicht ein, wo das Gebüsch so dicht stand, daß der Pfad kaum zu erkennen war, aber unser Anführer schwankte nie und ritt immer voran durch freie Lichtungen, die mit dichtem Wald abwechselten; auf jeder Seite der Waldungen zeigten sich Merkmale, daß es dort Rinder gab; man sah viele Löcher, welche die Bullen in die Erde gestampft hatten, und Stellen, wo sie sich zu wälzen pflegten. Die Lichtungen hörten bald auf und die Wälder schienen nun auf beiden

Seiten ununterbrochen fortzugehen. Wir hatten erwartet, daß wir, ehe wir diesen Punkt erreichten, Rinder in beträchtlicher Anzahl gefunden haben würden, aber die Wärme des Tages hatte sie wahrscheinlich in die Dickichte getrieben, um Schutz zu suchen. Wir fingen jetzt an bergauf zu reiten, und zwar auf einem gefährlichen Pfade, der hier und da voll loses Geröll lag, das ihn versperrte, oder durch dichte Dickichte führte, in welchen kaum fortzukommen war, während wir links von uns den eine Ravine hinabschäumenden Fluß hören und dann und wann flüchtig sehen konnten; dann kamen wir oben auf einem Rücken an, wo die Wälder gleichförmig dicht wurden und wir unsern Weg nur mit großer Schwierigkeit fortsetzen konnten. Es war mir ein Räthsel, wie Orkeke, der den Führer machte, wußte, wo wir waren; denn einmal liefen die nur wenig markirten Pfade in verschiedenen Richtungen auseinander, und ein anderes Mal befanden wir uns buchstäblich mitten unter umgestürzten Bäumen in einem so dichten Walde, daß das Tageslicht kaum hindurchdringen konnte. Unser Anführer war jedoch nie bedenklich, sondern führte uns in aller Zuversicht vorwärts. Während wir, wenn ich so sagen darf, dahinstrichen, wobei wir immer den Anführer in den Augen zu behalten suchten, hörte ich Etwas gelind an einem Baume klopfen, und als ich hinaufschaute, sah ich dicht über mir einen sehr schön gezeichneten Specht mit rothem Federbusche. Endlich fingen wir an wieder bergab zu reiten, und nachdem wir viele von Quellen herkommende Bäche überschritten hatten, wo ein Ausgleiten des Pferdes auf den nassen und bemoosten Steinen, da sie am Rande einer tiefen Ravine lagen, etwas Schlimmeres als Knochenbrüche herbeigeführt hätte, kamen wir schließlich aus dem Walde heraus und standen auf einem Hügel von etwa dreihundert Fuß Höhe; von da schauten wir auf eine breite Ebene hinab, welche die Gestalt eines Dreiecks hatte und auf der Nordseite von dem Flusse, der durch die Ravine lief, auf der Südseite von einem andern Flusse begrenzt war, der von Süden kam; diese beiden Gewässer vereinigten sich an der westlichen Spitze, die vielleicht eine Stunde entfernt war, zu einem großen Flusse. Oben und ringsum, die Westseite und die Ravinen ausgenommen, durch welche die Flüsse liefen, erhob sich auf allen Seiten die ununterbrochene Mauer der hohen Berge der Cordillera, von deren Gipfeln viele in Schnee gehüllt waren. Außer dem Rauschen des in der Ravine befindlichen Flusses war kein Laut zu hören, und außer einem oder zwei Condoren, die hoch über uns in der klaren Luft

schwebten, kein lebendes Wesen zu sehen. Es war ein erhabener Anblick, und ich betrachtete die Landschaft einige Minuten im Stillen, bis die Pfeife mir gereicht wurde und die ganze im Entstehen begriffene poetische Stimmung vertrieb. Die Indianer schwiegen und sahen verdrießlich aus, weil man erwartet hatte, auf der unten liegenden Ebene eine Heerde Rinder zu sehen. Wir ritten auf das platte Land hinab und setzten über den Fluß; an den hohen Ufern desselben stand viel „Paja" oder Pampagras, wie auch das bambusähnliche Rohr, aus dem die araucanischen Indianer ihre Lanzenschäfte machen, und eine Pflanze, welche die Chilier „Talka" nennen, und deren Stengel, der Aehnlichkeit mit dem Rhabarber hat, erfrischend wirkt und saftig ist. Am nördlichen Rande und Abhange der hinter uns liegenden Ravine erhoben sich sechzig Fuß hohe graziöse Fichten, die, obgleich ich sie wegen einer unübersteiglichen Felsenbarrière nicht in der Nähe betrachten und genauer untersuchen konnte, eine Art Araucaria zu sein schienen: die Rinde war dachziegelförmig, und die Stämme waren, wie die von Mr. Gay abgebildeten, zwei Drittheile ihrer Höhe ohne Aeste. Viele waren durch Erdstürze mit herabgeführt worden und lagen hin und her geschleudert und unter einander geworfen an den Seiten der Ravine. Nachdem wir die Wasserscheide überschritten hatten, stieg die Temperatur fühlbar hoch, um sieben bis zehn Grade; auch war die Vegetation weit üppiger, und die Pflanzen boten viele neue, auf der Ostseite unbekannte Formen dar. Als wir die Ebene hinter uns hatten und über den seichten Fluß hinüber waren, ließen wir bei einem Baume in einem Dickicht unsere Mäntel zurück und banden die Sattelgurte fest; das Dickicht war mit den Gewinden einer schönen Schlingpflanze behangen, die eine glockenförmige Blüthe von veilchenblauer Farbe mit braunen Strahlen hatte. Die Mannichfaltigkeit der Blumen machte diese liebliche Stelle zu einem Eden: sich emporschlingende Büschel wohlriechender Platterbsen, Wicken und prächtiger goldgelber Blumen, die mit prachtvollen Ringelblumen Aehnlichkeit hatten, und noch manche andere Blüthe erfüllten die Luft mit Wohlgeruch und erfreuten das Auge mit ihrer Schönheit. Indem wir noch immer nach Westen weiter zogen, kamen wir in ein Thal, wo es abwechselnd Baumgruppen und grüne Weideplätze gab, und als wir ungefähr eine englische Meile geritten waren, erspähte ich von einem, auf der einen Seite des Thales stehenden Rücken aus auf der andern Seite zwei Bullen, gerade vor dem dichten Walde, der an dem Hange des

Gebirges sich hinzog. Es wurde von Einem dem Andern zugeflüstert bis zu dem Cacique; dann wurde an einer Stelle, wo einige Büsche uns deckten, Halt gemacht und folgender Angriffsplan entworfen. Zwei Mann wurden herumgeschickt, um zu versuchen, ob sie die Thiere auf eine Lichtung treiben könnten, wo es möglich war, den Lazo anzuwenden, während die Uebrigen sich mit Lazos nach dem freien Grunde hinabbegeben sollten, zur Jagd bereit, falls die Bullen dorthin kamen. Wir blieben noch einige Minuten stehen, und pflückten Erdbeeren, die an dieser Stelle reif waren, obgleich die Pflanzen, die wir vorher getroffen hatten, erst blühten. Nach Verlauf von fünf Minuten, die wir in der sehnlichen Hoffnung verbrachten, daß unser Plan gelingen werde, hörten wir von der andern Seite her einen gellenden Schrei und sahen zu unserer Freude einen der Bullen gerades Wegs auf die Büsche zu kommen, die uns deckten. Als wir uns eben bereit machten, hervorzubrechen, kehrte er leider am Rande der Ebene um, stürzte sich wüthend auf seinen Verfolger und rannte dann in ein Dickicht, wo er sich zur Wehre setzte. Wir umstellten ihn sofort; ich saß ab und ging zu Fuße vor, um zu versuchen, ob ich ihn mit dem Revolver niederbringen könnte; als ich noch sechs Schritte von ihm war, und hinter einem Busche ruhig nach seiner Schuler zielte, schrien die Indianer, die sich stark nach Rindfleisch sehnten und in beträchtlicher Entfernung auf ihren Pferden sicher waren: „Näher! Näher!“ Ich trat demnach hinter dem Busche, der mich deckte, hervor, hatte aber kaum einen Schritt vorwärts gethan, als ich mit dem Sporn an einer Wurzel hängen blieb; in demselben Augenblicke griff „El Toro“ an. In der Wurzel verwickelt, konnte ich, während er anrückte, nicht auf die Seite springen; ich feuerte ihm daher, als er noch einen Meter von mir war, in der Hoffnung, daß er umkehren werde, einen Schuß in's Gesicht und drehte mich zu gleicher Zeit herum, damit er mich nicht mit den Hörnern, wie die Matrosen sagen, „in der Flanke“ fassen konnte. Der Schuß hielt ihn nicht auf; ich wurde daher niedergeworfen; der Bulle galoppirte über mich hinweg, ging mit meinem Taschentuche, das mir vom Kopfe fiel, und das er triumphirend auf den Hörnern trug, weiter und blieb einige Meter davon unter einem andern Busche stehen. Nachdem ich mich aufgerafft und gefunden hatte, daß meine Arme und Beine noch in Ordnung waren, versetzte ich ihm einen zweiten Schuß, der ihn aber, weil meine Hand unsicher war, nur in die Weiche traf. Da ich keine Patronen mehr hatte, so kehrte

ich zu meinem Pferde zurück und fand, daß ich bei dem Gefechte, außer einer bedeutenden Erschütterung, zwei Rippen gebrochen hatte.

Die Indianer stellten sich um mich herum und wollten gern wissen, ob ich sehr verletzt sei. Einer, der muthiger war als die Uebrigen, schwur, trotz der Warnungen des Cacique, er werde das Vieh mit dem Lazo fangen, und näherte sich daher dem in Wuth gebrachten Bullen; ein Paar Augenblicke rührte er sich nicht; als jedoch der Indianer eben im Begriff war seinen Lazo zu werfen, blieb dieser an einem Aste hängen, und ehe er ihn wieder losbrachte, war der Bulle bei ihm. Wir sahen das Pferd, als der Bulle es mit den Hörnern spießte, einige Male boshaft hintenaus schlagen; endlich aber wurde es emporgehoben, so daß es nur noch mit den Vorderbeinen auf der Erde stand, und umgeworfen, während der Reiter mit dem Kopfe zu unterst sich in einem Busche niederließ. Wir schlossen uns zusammen und lockten den Bullen nach einer andern Richtung; dann wollten wir nach der Leiche unsers Kameraden sehen; dieser kam jedoch zu unserm Erstaunen wohlbehalten aus dem Busche heraus, wo er ruhig und unverletzt gelegen hatte, obgleich das Pferd getödtet wurde. Dieser kleine Vorfall warf einen düstern Schatten auf unsere Freude und brachte uns um das Weihnachtsmahl, da wir auf Orkeke's Befehl uns an die Stelle zurückziehen mußten, wo wir unsere Mäntel gelassen hatten; wir suchten ihn zwar zu bereden, noch einen Angriff auf das Vieh zu machen, oder jedenfalls da zu bleiben, etwas Fleisch von dem todten Pferde zu genießen und unser Glück am nächsten Tage zu versuchen; aber er ließ sich durchaus nicht bewegen. Als wir daher unsere Reservepferde wieder hatten, bereiteten wir uns zur Heimkehr vor und hofften noch vor Einbruch der Nacht durch die Wälder kommen zu können. Unterwegs wurden, während wir über die oben beschriebene Ebene zogen, wilde Rinder gesehen und einem Bullen nachgesetzt; er wurde von Orkeke mit den Bolas getroffen, schüttelte sie aber ab, floh an eine Stelle, wo er gedeckt war, stellte sich, und blieb dann Sieger. Diesen Bullen würden wir bekommen haben, wenn die anderen Indianer, als Orkeke ihn mit den Bolas traf, sich nur etwas munter gezeigt hätten; sie hatten aber dadurch, daß der Angriff auf den vorigen Bullen mißlungen war, den Muth verloren. Als der Abend heranrückte, bemerkte ich auf dem Flusse eine Scharbe; diese und das Steigen der Temperatur brachten mich auf den Glauben, daß wir, wenn wir noch einige Meilen weiter nach Westen vorgedrungen wären, die Küsten des Stillen



Ein wilder Bulle in der Cordillera.

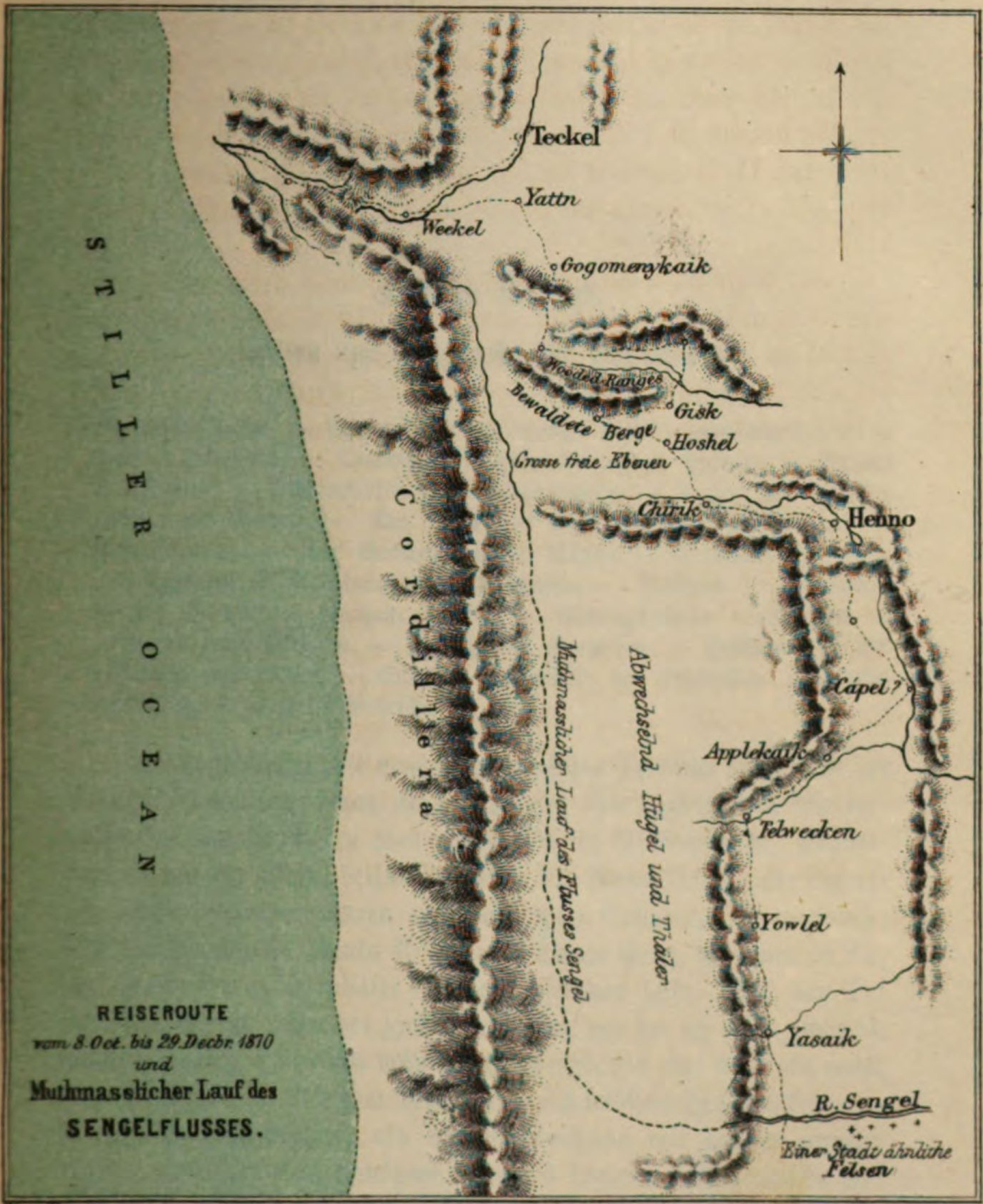
Oceans erreicht hätten. Wir setzten nach der zweiten erfolglosen Jagd unsere Rückreise fort, kamen noch, ehe es finster wurde, durch den dichten Wald und sahen, während wir nach dem östlichen Thale hinabritten, viele einzelne Kühe und Bullen. Kurz nach Eintritt der Dunkelheit lagerten wir uns für die Nacht unter dem Schutze einiger Bäume nahe an den Quellwassern des westlichen Flusses, rauchten — statt des Abendessens — eine Pfeife, wickelten uns dann in die Mäntel und lagen bald in festem Schlafe. Als es Tag war, saßen wir auf und zogen weiter und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags mit ziemlich starkem Hunger an, da wir seit dem letzten Abend, den wir in den Toldos verbrachten, außer Erdbeeren und Talka, nebst einigen unreifen Johannisbeeren, Nichts gegessen hatten. Den Frauen war es natürlich nicht recht, daß wir kein Glück gehabt hatten; aber sie ließen weder Klagen noch Vorwürfe hören und stießen, damit wir uns wieder erholen sollten, eiligst etwas Charqui. Am nächsten Tage gingen Alle, mich und meinen Gefährten beim Sturz, der über Kopfweh klagte, ausgenommen, auf die Jagd und kehrten bei Nacht mit jungen Guanacos und einem oder zwei Straußen zurück. Einige Frauen hatten Rinder in der Nähe des Lagers gesehen, und Orkeke sagte mir, in früheren Jahren hätten sie sich auf den unterhalb unsers Lagerplatzes befindlichen Ebenen in großen Heerden aufgehalten, aber die Indianer hätten gar zu viel gejagt und sie dadurch in's Innere getrieben; er behauptete auch, er habe einmal einige Monate an dieser Stelle zugebracht und eine beträchtliche Anzahl gefangen und gezähmt. Seine genaue Kenntniß der Gegend ließ seine Behauptung glaubhaft erscheinen, und er zeigte mir auch eine Art Corral, der hergestellt worden war, um die wilden Rinder einzuschließen. Mich für meinen Theil erinnert der Name Cordillera an die schlechteste Weihnachtszeit meines Lebens; so viel Hunger habe ich an diesem Feste nie gelitten; es gab, um den „Ancient Mariner“ (von Coleridge) zu parodiren, „Rinder, Rinder überall, aber keinen Bissen Fleisch“. Der folgende Tag wurde in den Toldos verbracht, und einige Indianer wünschten gern, oder gaben dies wenigstens vor, noch einmal auf die Rinderjagd zu gehen. Orkeke wollte Nichts davon hören; wir marschirten daher am 28. December und folgten dabei dem Laufe des Flusses in mehr oder weniger nordöstlicher Richtung. Das Wetter war schön, und nachdem wir die Ebene verlassen hatten, ritten wir das sich windende Thal entlang und jagten dann und wann eine Heerde Guanacos oder einen

einsamen Strauß auf. Gegen Abend lagerten wir uns auf den Ufern des Flusses; die Frauen schlugen die Toldos auf und gruben dann Kartoffeln aus. An diesem Tage sahen wir nach Norden Rauch, der von den Jagdgesellschaften der anderen Indianer ausging; auch in größerer Entfernung bemerkten wir etwas Rauch; dieser kam, wie Orkeke sagte, von den araucanischen Indianern, die wir bald zu treffen hofften. — Als wir am 29. December uns eben zum Marsche vorbereiteten und, während die Frauen die Pferde luden, Einige von uns die Beeren der „Califata“ oder Berberitze (Berberis buccifolia) pflückten oder Erdbeeren suchten, kam ein junger Mensch von einer Horde anderer Indianer, welche die ganz in der Nähe stehenden Toldos inne hatte, herangeritten, als wäre er als Chasqui abgesandt, und sagte, seine Horde habe mit den Araucaniern verkehrt, und es habe unter diesen bei einem Trinkgelag eine Rauferei gegeben, bei welcher der Cacique getödtet worden sei. Dies wurde fest geglaubt, und Orkeke wurde etwas verlegen, da möglicherweise der neue Cacique gegen die Tehuelchen nicht freundschaftlich gesinnt sein konnte. Wir ritten, ohne zu jagen, ruhig nach dem nächsten Lager hinab, wo die beiden fremden Toldos schon eingetroffen waren. Als wir uns näherten, kam Einer der Indianer uns entgegen, und während wir, nach Beobachtung des gewöhnlichen von der Etikette vorgeschriebenen Ceremoniells (da wir den Mann noch nicht gesehen hatten), gemüthlich eine Pfeife rauchten, fragten wir ihn nach der Rauferei, die unter den Araucanos sollte stattgefunden haben, und da stellte sich heraus, daß der hoffnungsvolle Jüngling, der uns besuchte, gelogen hatte. Nach einer Weile begaben wir uns zu den an einer Krümmung des Flusses in der Nähe einer Furth oder Uebergangsstelle gelegenen Toldos. Wir waren jetzt in dem Lager angelangt, das in Henno, ehe die Indianer sich zerstreuten, als allgemeiner Sammelplatz verabredet wurde. Dieses Thal heißt Teckel und ist ein beliebter Ruheplatz nach der Zeit der Jagd auf die jungen Guanacos, theils um die Pferde sich erholen zu lassen, theils um die Felle der jungen Guanacos zu Mänteln zu verarbeiten, ehe man weiter geht, um entweder in Rio Negro oder mit den Indianern von Las Manzanas Handelsgeschäfte zu machen. Das Lager befindet sich gewöhnlich an der Stelle, die es jetzt einnahm, nämlich auf der Westseite des Flusses, etwa eine englische Meile von einem großen kahlen Hügel, der die Aussicht auf die Cordillera versperrt. Auf der Ostseite dehnt das Thal sich etwa drei englische Meilen aus, und nach Norden bleibt es vielleicht sechs

Meilen weit offen. Das ganze Thal ist fruchtbar, aber das beste Grasland liegt am nordöstlichen Ende. Die Ufer des Flusses, an welchen keine Bäume stehen, sind an manchen Stellen hoch und bestehen unter der an der Oberfläche liegenden Erde aus verschiedenem, schichtenweise gelagerten — blauem, weißem und rothem — Thon. Auf dem Grunde des Flusses, der auffallend frei von Steinen ist, kommen häufig dicke Thonlager vor, die sich fast dem Tuffstein nähern, der sich in der Paraná und anderen mit dem Rio de la Plata zusammenfließenden Gewässern findet, und an manchen Stellen gibt es Lager von schwarzem Sand, der wahrscheinlich Gold enthält; Fische kann man in allen Wirbeln oder Lachen fangen, und die Krebse sind sehr zahlreich und für die Fische der verlockendste Köder. Aus einigem von dem schönsten Thone gelang es mir eine Tabakspfeife zu machen, indem ich sie einfach in der Hand formte und dann in der Asche brannte; aber sie hielt nicht lange. Kurz nach unserer Ankunft hatte ein kleines Kind, während es mit Bolas spielte, die aus dem Fuße und den Sehnen eines Straußes hergestellt waren, sich verletzt; in Folge dessen wurden Stuten geschlachtet, was uns sehr gelegen kam, weil wir nicht auf die Jagd zu gehen brauchten, sondern unsere Pferde ruhen lassen konnten, die jetzt einiger Ruhetage in hohem Grade bedurften; da es jedoch eine gute Rennbahn gab, so erlaubten wir uns, nur um die Pferde in Uebung zu erhalten, häufig ein Wettrennen. Nachdem wir hier ungefähr eine Woche gelegen hatten, während welcher die Frauen fleißig an der Herstellung von Mänteln arbeiteten — die im nächsten Kapitel beschrieben werden sollen — trafen die ersten Indianer ein und die Jagd fing wieder an, wurde jedoch nur ausgeübt, wenn es unbedingt nothwendig war. Einige der Neuangekommenen begaben sich nach dem Districte, wo die wilden Rinder waren, und erlegten wirklich einen Bullen; doch kam dabei — wie das vorige Mal — wieder ein Unfall vor. Der Bulle wurde mit meinem Lazo gefangen, und ich hatte daher Antheil am Fleische; was ich davon erhielt, wurde unter die Leute vertheilt, die sich in unserm Toldo befanden; es war jedoch sehr zähe und schmeckte etwas widerlich. Vielleicht konnte der Gaumen, der sich so lange an Guanaco-, Strauß- und Pferdefleisch gewöhnt hatte, an Fleisch von göberer Art keinen Geschmack finden. Aber die Haut war unschätzbar zur Herstellung von Maneos und anderem Pferdegeschirr. Am 7. Januar kam ein Bote von Casimiro an, der mich um eine Nachricht bitten und sagen ließ, er sei ungefähr drei Märsche entfernt und

wolle einige Zeit dort bleiben, damit seine Pferde sich erholten u. s. w. Nachdem ich mich mit Orkeke und Jackechan berathen hatte, ließen wir ihm durch einen Boten zurücksagen, „da in der Umgegend von Teckel das Wild jetzt selten sei und Alle sich mehr oder weniger sehnten vorwärts zu kommen, so thäte er besser, wenn er sich beeilte und zu uns stieße, sonst würden wir unsern Marsch fortsetzen auf Las Manzanas zu." Diese Botschaft hatte die erwünschte Wirkung, denn am 11. Januar stellte er sich mit mehreren andern Toldos ein; nur einige waren mit Crimè, der sollte unwohl sein, zurückgeblieben.

Bei Casimiro's Ankunft quartierte ich mich um und zog, da er jetzt einen guten Toldo besaß, in seine Residenz, wie wir es bei dem Antritt der Reise verabredet hatten. Ich verließ Orkeke ungern, und der alte Mann fühlte sich sehr gekränkt; ein Revolver, den ich ihm zum Geschenk gab, beunruhigte ihn nur um so mehr; er sagte, er könne mir Nichts dagegen anbieten; als ich ihn jedoch versicherte, daß ich, wenn ich ihm ein Geschenk gäbe, nicht ein Gegengeschenk erwartete, wie es bei den Indianern üblich ist, schien er sich zu trösten. Es fand die gewöhnliche Versammlung der Häuptlinge statt, in welcher alle vorher getroffenen Vereinbarungen genehmigt wurden, und wir blieben bis zum 20. Januar in Teckel sitzen. Da ich jetzt mit der Lebensweise und den Gebräuchen der Tehuelchen schon gut bekannt geworden war und als zu ihnen gehörend betrachtet wurde — auch wirklich Ansehen und Einfluß unter ihnen gewonnen hatte — so dürfte es hier am Platze sein, einmal Halt zu machen und der Schilderung der Sitten und Gebräuche der Tsonecas, wie die Tehuelchen oder Patagonier sich selbst nennen, ein Kapitel zu widmen.


Teckel
Yattn
Weekel
Gogomenykaik
Wooded Ranges
Bewaldete Berge
Gisk
Hoshel
Grosse freie Ebenen
Chirik
Henno
STILLER OCEAN
Cordillera
Muthmasslicher Lauf des Flusses Sengel
Abwechselnd Hügel und Thäler
Capel?
Applekaik
Tebwecken
Yowlel
Yasaik
R. Sengel
Einer Stadt ähnliche Felsen
REISEROUTE
vom 8. Oct. bis 29. Decbr. 1870
und
Muthmasslicher Lauf des
SENGELFLUSSES.

Nach Kap. N.

Fünftes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Tehuelchen.

Patagonische Riesen. — Ein weiter Spaziergang. — Kraft und gute Laune. — Schöner Haarwuchs. — Coquetterie der Tehuelchinnen. — Kleidung der Männer und Frauen. — Schmucksachen und Schönheitsmittel. — Toilette und Bad. — Waffen und Geräthe. — Alte Bolas und Pfeile. — Sättel und Zäume. — Silberschmiede. — Die Verfertigung der Mäntel. — Frauenarbeit. — Kost und Kochkunst. — Tabakrauchen. — Kartenspiel. — Ballspiel. — Ceremonien bei der Geburt. — Kindheit. — Ehe. — Leichengebräuche. — Religion. — Dämonen und Doctoren. — Hexerei und Vorzeichen. — Heilkunde. — Bevölkerung und Politik. — Etikette. — Charakter der Tehuelchen. — Natürliche Liebe. — Rath für Reisende.

Die erste Frage, die neugierige englische Freunde in Betreff der Patagonier stellten, bezog sich immer auf ihre traditionelle Körpergröße. Sind sie Riesen oder nicht? Ob die Vorfahren der Tehuelchen — auf die allein, beiläufig gesagt, der Name Patagonier eigentlich paßt — länger waren als das jetzige Geschlecht, ist ungewiß; doch erzählt man in Punta Arena und Santa Cruz, daß man in Tehuelche-Gräbern riesenhafte Gerippe gefunden habe. Bei den Tehuelchen, die sich unter der Horde befanden, mit der ich reiste, war die durchschnittliche Höhe des männlichen Geschlechts eher über als unter 5 Fuß 10 Zoll [1]). Bei dem Messen ließ sich selbstverständlich kein anderes Mittel anwenden, als die Vergleichung mit meiner eigenen Höhe; aber das eben erwähnte, damals sogleich aufgezeichnete Ergebniß stimmt mit demjenigen überein, zu welchem Mr. Cunningham selbstständig kam. Zwei Andere, die von Mr. Clarke genau ge-

[1]) Siehe den zweiten Anhang.

messen wurden, waren je 6 Fuß 4 Zoll hoch. Nachdem wir uns den nördlichen Tehuelchen angeschlossen hatten, fand ich, wenn auch die südlichen in der Regel die Längsten waren, doch keinen Grund, an dem angegebenen Durchschnitt etwas zu ändern, da kleinere Männer, die man unter ihnen traf, nicht reine Tehuelchen, sondern Mischlinge von Tehuelchen und Pampas-Indianern waren. Besonders auffallend ist bei Allen die außerordentliche Muskel-Entwickelung an den Armen und der Brust, und in der Regel sind sie am ganzen Körper gut proportionirt. Dies muß besonders erwähnt werden, da Andere behauptet haben, die Beine seien weniger entwickelt und minder kräftig als die Arme. Selbst Mr. Cunningham sagt, daß dies der Fall sei, aber ich kann ihm durchaus nicht beistimmen. Außerdem, daß sich mir häufig Gelegenheit bot, die jungen Leute genau zu betrachten, wenn sie Ball spielten, wobei sie große Kraft und Gewandtheit zeigten, oder wenn sie, was fast täglich geschah, das Bad genossen und schwammen oder untertauchten, beurtheilte ich den muskulösen Umfang ihrer Beine nach den Stiefeln, die ich anprobirte, und die mir fast in allen Fällen viel zu weit waren, obgleich andererseits die Füße häufig kleiner waren als die meinigen. Auch die Höhe ihrer Spannen ist bemerkenswerth, wovon ich nur ein einziges Beispiel anführen will. Ich hatte an einen Tehuelchen ein Paar vortreffliche hohe Stiefeln, die von den Herren Thomas gefertigt waren, gegen irgend einen nothwendigen Gegenstand vertauscht, aber der Handel ging wieder zurück, weil er einen so hoch gewölbten Spann hatte, daß er den Fuß nicht in den Stiefel brachte.

Wie die Tehuelchen laufen können, davon lernte ich besonders ein Beispiel kennen. Man wird sich erinnern, daß bei meiner Ankunft in Santa Cruz der Schooner in der Mündung des Flusses lag und auf günstigen Wind wartete. Zwei Tehuelchen, Namens Tchang und Getchkook, hatten sich eingeschifft, um nach Rio Negro zu fahren; bei der langen Verzögerung wurde jedoch ihre Geduld erschöpft; sie baten daher, man möge sie an's Land bringen, und gingen zu Fuße nach der Ansiedelung zurück — ein Strecke von mehr als vierzig englischen Meilen, die sie in ungefähr zwölf Stunden machten, ohne Etwas zu essen. Ich sah sie bei ihrer Ankunft; die Reise schien sie keineswegs angegriffen zu haben, und sie bemerkten nur, es sei „ein weiter Spaziergang" gewesen.

Auch der Nahrung können sie sich außerordentlich lange enthalten. Als die Unruhen und Kämpfe stattfanden, aßen sie selten

Etwas; auch wenn sie als „Chasquis" oder Boten reisen, gehen sie oft zwei und selbst drei Tage lang, ohne Etwas zu genießen. Bei unserm Ausflug in die Cordillera blieben wir über achtundvierzig Stunden ohne Nahrung, wilde Früchte ausgenommen. Mir that der Hunger Anfangs wehe, aber meinen Gefährten schien er gar nicht schwer zu fallen. Wie ein chilischer Deserteur einmal bemerkte, konnten jene freilich gehen, ohne zu essen; „aber wir," sagte er, „können es nicht — wir haben nicht so viel Fett." Die Kraft ihrer Arme ist sehr groß, und es ist wahrhaft erstaunlich, wie weit sie die Strauß-Bola werfen können; ich habe Crimè und einige Andere einen Strauß damit fangen sehen, der über siebenzig Meter entfernt war. Als ich mit Hinchel in der Cordillera Holz fällte, hatten ein chilischer Deserteur und ich einen Baum durchgehauen und versuchten ihn dann mit einem Lazo, den wir am Gipfel befestigt hatten, niederzuziehen; aber seine Aeste verwickelten sich mit einem andern Baume, und wir konnten ihn nicht rütteln. Hinchel sah unsere Verlegenheit, kam herbei und brachte ihn mit einem gut gerichteten starken Zuge von den Aesten los und zur Erde nieder.

Auch Mr. Clarke sagte mir, als er das Fieber gehabt und wegen des Lärmes, den die betrunkenen Indianer machten, aus dem Almacen nach dem auf der Insel stehenden unteren Hause habe geschafft werden müssen, habe Wáki sich auf's Pferd gesetzt, ihn in die Arme genommen und sei hinabgeritten, ohne daß dem Anschein nach die Last ihm beschwerlich gefallen sei.

Ihr Gesichtsausdruck ist selbstverständlich sehr veränderlich, gewöhnlich aber sind sie heiter und bei guter Laune; wenn sie jedoch in den Ansiedelungen sind, zeigen sie ein gesetztes und sogar düsteres Benehmen. Wáki und Cayuke, zwei Freunde von mir, machten, wie ich mich besonders erinnere, immer ein lächelndes Gesicht. Bei ihrem Lachen, mit dem sie allezeit gleich bei der Hand sind, zeigen sie ohne Ausnahme gute Zähne, die sie durch Kauen von „Maki", eines Gummi, das aus dem Weihrauch-Busche ausschwitzt und von den Frauen und Kindern sorgfältig gesammelt wird, weiß und rein erhalten. Das Maki hat einen ziemlich angenehmen Geschmack und ist ein ganz vortreffliches Zahnmittel, das dem Odonto und Floriline würdig an die Seite treten kann; es wird auch blos als solches benutzt, nicht, wie Mr. Guinnard [1]) sagt, deshalb gebraucht, weil sie

[1]) Three Years' Slavery, p. 233.

so gefräßig sind, daß sie immer Etwas kauen müssen. Ihre Augen sind glänzend und intelligent, und die Nasen — wenn sie auch selbstverständlich verschiedene Typen zeigen — sind in der Regel Adlernasen und wohlgeformt. Die breiten Nüstern, die man sich bei echten wilden Stämmen gewöhnlich vorstellt, haben sie nicht. Den eigenthümlichen Vorsprung über den Augenbrauen haben alle Beobachter wahrgenommen, und zurücktretende Stirnen kommen, obgleich man sie bemerkt, nur ausnahmsweise vor. Die dichten Haarmassen und die augenscheinliche Gefahr, die auch den eifrigsten Kraniologen von dem Versuch, ihre Köpfe zu messen, abschrecken würde, muß als genügende Entschuldigung gelten, daß ich nicht sagen kann, ob sie zu den Dolichocephalen oder zu den Brachycephalen gehören; ich muß überhaupt gestehen, daß dieser Punkt meine Aufmerksamkeit nicht besonders auf sich zog; um jedoch die Anthropologen wenigstens theilweise zu beruhigen und zu trösten, sei bemerkt, daß sowohl die Chilier als ich die Hüte einiger Tehuelchen, besonders Orkeke's und Hinchel's, und diese dagegen die unserigen aufsetzten, und daß dieselben stets paßten. Die Hautfarbe der Männer ist röthlich-braun, das heißt, wenn sie von Schminke gereinigt sind und, wie bei einem restaurirten alten Gemälde, die ursprüngliche Farbe wieder hergestellt worden ist; Fitzroy vergleicht die Farbe mit der einer devonischen Kuh, aber sie ist nicht ganz so dunkel, um diesen Vergleich zu rechtfertigen.

Die spärlichen Barthaare, die sie von Natur haben, und selbst die Augenbrauen werden sorgfältig vermittelst einer silbernen Haarzange ausgerupft, und ich wurde oft gedrängt, mich ebenfalls von meinem Barte zu trennen und dieser schmerzlichen Operation zu unterziehen, aber ich machte natürlich Einwendungen dagegen und erfüllte das Anliegen nicht. Die Köpfe der Männer sind mit dichten, wallend herabhängenden Massen langen Haares bedeckt, das sie sehr gut pflegen und wenigstens täglich einmal durch ihre Weiber oder andere weibliche Verwandte sorgfältig ausbürsten lassen. Graues Haar schienen sehr Wenige zu haben, doch gab es einige Ausnahmen; das Haar eines sehr alten Mannes zum Beispiel war schneeweiß und bildete deshalb mit seinem lohfarbenen Gesichte einen seltsamen Contrast.

Die Frauen haben, soweit ich urtheilen konnte, eine durchschnittliche Höhe von ungefähr 5 Fuß 6 Zoll. Sie haben sehr kräftige Arme, gehen aber selten weiter, als nöthig ist, um den Bedarf an

Holz und Wasser zu holen; ihre Reisen werden alle zu Pferde gemacht. Ihr Haar, das keine große Länge hat, ja kaum so lang wie das der Männer und sehr grob ist, wird in zwei geflochtenen Zöpfen getragen, die an Galatagen auf künstliche Weise verlängert werden, wahrscheinlich mit Pferdehaar, das mit blauen Glasperlen verwebt ist, während man die Enden mit silbernen Gehängen schmückt. Diese Sitte beschränkt sich jedoch, wie ich glaube, auf die unverheiratheten Damen.

Da ich langes Haar liebe, so gefiel mir, als ich mich den Indianern eben erst anschloß, Tchang's Tochter sehr wegen ihres schönen Haarwuchses; sie trug zwei gewaltig lange, schön geschmückte Zöpfe, von denen ich natürlich glaubte, sie wären von ihrem eigenen Haar. Als ich ihr aber am folgenden Morgen zufällig begegnete, während sie mit Wasser nach dem Toldo zurückging, sah ich, daß ich mich sehr getäuscht hatte; sie hatte ihr falsches Haar abgenommen, und ihre natürlichen Locken waren nichts weniger als lang. Die jungen Frauen sehen oft sehr gut aus; sie haben, wenn sie nicht durch Schminke entstellt sind, gesunde rothe Wangen. In ihrem Benehmen sind sie bescheiden, doch sind sie sehr coquett, und die Liebelei verstehen sie so gut, als hätten sie dieselbe in der civilisirteren Gesellschaft gelernt. Die schöne Wittwe, die den Engländer beinahe geangelt hätte, konnte in Nothfällen ebenso zierlich um Hülfe rufen, wie eine junge Dame, wenn sie sich stellt, als könne sie nicht über eine Zaunsteige kommen. So hörte ich zum Beispiel, als ich auf Orkeke's Bitte durch einen Fluß — der in der Mitte tiefer wurde, einen schlammigen Grund und ein schroffes Ufer hatte, auf dem wir landen mußten — voranritt, in kläglichem Tone rufen: „Muster, helfen Sie mir! mein Pferd ist zu klein.“ Witterungseinflüsse, Strapazen und Arbeit machen sie nicht so früh alt, als man erwarten könnte; sind sie aber einmal alt, so werden sie zum Entsetzen häßlich, und die greulichsten Hexen, die ein Doré sich denken konnte, würden von einem Kleeblatt alter Tehuelchinnen noch übertroffen werden.

Die Kleidung der Männer besteht aus einer Chiripa, das heißt, aus einem Unterkleide um die Lenden herum; sie wird aus einem Poncho, einem Stück Tuch oder auch aus einem Guanaco-Mantel gemacht; der Stoff mag aber sein, welcher er will, dieses Kleidungsstück ist unerläßlich nothwendig und wird mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit getragen, denn sie halten viel auf Anstand. Alle anderen Kleidungsstücke vertritt der weite und warme Fellmantel, der, mit

dem Pelz nach innen und der bemalten Seite nach außen getragen, den Träger bei dem nassesten Wetter eine beträchtliche Zeit lang trocken erhält. Bei der Jagd wird er oft nicht umgenommen; wird er aber beim Reiten getragen, so wird er mit einem Gürtel von Haut oder Leder, wenn man dieses bekommen kann, an der Taille befestigt. Im Lager wird der Gürtel nicht benutzt und das Kleidungsstück locker getragen, etwas ähnlich wie die herkömmliche Meuchelmörderfigur der Bühne den Mantel trägt. Wenn sie am Heerde sitzen, und selbst wenn sie umherspazieren, wird der mit Pelz gefütterte Theil des Mantels in der Regel über den Mund heraufgehalten — denn die Tehuelchen behaupten, der kalte Wind mache das Zahnfleisch wund; diese Gewohnheit trägt mit dazu bei, daß ihre durch die Kehle gesprochene, zu allen Zeiten etwas unverständliche Sprache für den Anfänger noch schwerer zu verstehen ist.

Ihre Potro- oder Wickelstiefeln (Abbildung 5) werden aus der Haut der Kniekehle des Pferdes und gelegentlich auch aus der Haut des Beines eines großen Puma gemacht. Die Haut wird bis an das Knie heraufgezogen und um den Fuß herum befestigt; so wird sie einen oder zwei Tage getragen, bis der Stiefel die Gestalt des Fußes angenommen hat; dann wird das Leder an den Zehen abgeschnitten und zusammengenäht, damit der Stiefel paßt. Ist die Sohle durchgelaufen, oder ist sehr nasses oder Schnee-Wetter, so werden außerdem noch Ueberschuhe von Haut getragen, und die Fußtapfen, die dadurch entstehen, sind allerdings groß genug, um auf den Gedanken zu führen, daß sie von Riesenfüßen stammen, und erklären es zum Theil, daß die spanischen Entdecker diesen Indianern den Namen „Patagon" oder Großfüße gaben. Im Lager werden die Stiefeln aus ökonomischen Gründen selten angezogen, obgleich beim Aufstehen, sobald es Tag ist, barfuß in das gefrorene Gras zu treten selbst für einen Tehuelchen unangenehm ist. Würden aber die Stiefeln zum Gehen benutzt, so würde das dazu verwendete Material sich bald abtragen. Beim Reiten werden sie entweder mit buntfarbigen gewebten Bändern oder, was für Häuptlinge unerläßlich ist, mit Riemen von Haut befestigt, die massive silberne Schnallen haben.

Die gewöhnliche Kopfbedeckung der Männer ist zwar blos ein farbiges Band, um das Haar zusammenzuhalten, doch werden zuweilen, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, auch Hüte getragen, wenn man sie sich verschaffen kann. Der alte Orkeke trug häufig

einen breitrandigen Filzhut, den, wenn er von der Jagd zurückkehrte, seine aufmerksame Gemahlin sorgfältig aufhob.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem ähnlichen Mantel, wie die Männer ihn tragen, nur wird er vorn am Halse mit einer großen silbernen Nadel, die eine breite Scheibe hat (einer Art Broche), oder auch mit einem Nagel oder Dorn zusammengesteckt, je nachdem die Trägerin reich oder arm ist; unter dem Mantel befindet sich ein weites sackartiges Kleidungstück von Calico oder anderem Stoffe, das von den Schultern bis zu den Knöcheln reicht. Auf der Reise wird der Mantel an der Taille durch einen breiten, mit blauen Glasperlen und silbernen oder messingenen Buckeln geschmückten Gürtel zusammengehalten. Die Stiefeln, welche die Frauen tragen, sind den oben beschriebenen ähnlich, nur wird bei Herstellung derselben das Haar an der Haut gelassen, während es bei den Männerstiefeln sorgfältig entfernt wird.

Die Kinder werden ebenfalls in kleine Mäntel gekleidet, häufiger aber läßt man sie bis zum Alter von sechs oder acht Jahren nackt umherspringen; ihre Stiefelchen werden aus dem, in der Hand weich gemachten, Felle von den Vorderbeinen des Guanaco verfertigt. Die kleinen Kinder sträubten sich in der Regel stark und wirksam dagegen, dieses Kleidungsstück zu tragen, und sprangen, die Witterung mochte noch so streng sein, lieber barfuß umher. Die Wiegen für die ganz kleinen Kinder werden aus Streifen von Holzflechtwerk, die man mit Hautriemen durchflicht, hergestellt, mit einer Decke versehen, um Sonne und Regen abzuhalten, und der Gestalt nach so eingerichtet, daß sie während des Marsches auf dem Sattelzeuge der Mutter stehen können. Sind die Eltern reich, so werden sie mit Glöckchen, mit Messing- oder sogar mit Silberplatten geschmückt.

Die Frauen lieben den Schmuck sehr; sie tragen gewaltig große Ohrgehänge von viereckiger Gestalt, die an kleinen, durch das Ohrläppchen gehenden Ringen hängen, und Halsbänder von silbernen oder blauen Perlen. Auch die Männer tragen diese Halsbänder und schmücken ihre Gürtel, Pfeifen, Messer, Scheiden und ihr Pferdegeschirr mit Silber. Wer die Mittel hat, erlaubt sich auch silberne Sporen und Steigbügel. Ihre meisten Schmucksachen, die Glasperlen ausgenommen, werden im Lande verfertigt, und zwar aus Dollarstücken geschmiedet, die sie in den Ansiedelungen beim Handel bekommen.

Beide Geschlechter beschmieren sich das Gesicht und gelegentlich

auch den Leib mit Schminke. Als Grund dafür, daß sie dieses Schönheitsmittel gebrauchen, geben die Indianer an, es schütze gegen die Wirkung der Winde, und ich habe durch eigene Erfahrung gefunden, daß es ein vollkommenes Vorbeugungsmittel gegen Excoriation oder Aufspringen der Haut ist. Ebenso wirksam erwies es sich gegen die Sonne, die in Henno so brannte, daß mein Gesicht sich vollständig abschälte, bis ich mich wieder bemalte — was ich eingestellt hatte, weil ich den neuen Ankömmlingen nicht als ein edler Wilder erscheinen wollte. Die Schminke für das Gesicht besteht aus einem Gemisch entweder von rothem Ocker oder von schwarzer Erde mit Fett, das man aus den Markknochen des auf der Jagd erlegten Wildes gewinnt. Diese Knochen werden von den Frauen alle sorgfältig gesammelt und, wenn eine günstige Gelegenheit sich bietet, zerstoßen und in den großen Töpfen gekocht; Fett und Gallerte werden sorgsam abgeschöpft und aufbewahrt. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie zum Beispiel bei einem Geburtstagsschmause, und zum Tanze schmücken sich die Männer auch noch mit weißer Farbe oder gepulvertem Gyps, den sie anfeuchten und auf die Hände schmieren, mit welchen sie dann weiße Abdrücke der fünf Finger auf Brust, Arme und Beine machen.

Die gewöhnliche Morgentoilette ist einfach. Nach einem im Flusse genommenen Bade, das, selbstverständlich wenn nicht die Umstände es verhindern, immer das Erste ist, was beide Geschlechter, jedoch gewissenhaft von einander getrennt und in der Regel vor Tage, thun, wird den Männern von ihren Weibern, Töchtern oder Geliebten das Haar gemacht; dabei tragen diese die größte Sorge, alle Haare, die etwa bei dem Bürsten ausgehen, zu verbrennen; denn sie glauben steif und fest, daß, wenn bösgesinnte Menschen ein Haar von ihnen bekommen, sie mit demselben Zauberei treiben können. Aus demselben Grunde werden, wenn sie sich die Nägel abschneiden, die Schnitzel sorgfältig den Flammen übergeben. Nachdem das Haar gebürstet ist, was vermittelst einer rohgeformten Bürste geschieht, schmücken die Frauen das Gesicht der Männer mit Farbe. Bei Trauer verwenden sie schwarze Farbe, und geht es zum Kampfe, so bringen sie zuweilen unter den Augen ein wenig weiße Farbe an, die, weil sie von der übrigen auffallend absticht, dem Gesichte einen wilden Ausdruck verleihen hilft. Die Frauen bemalen die Gesichter sich gegenseitig, oder wenn sie, was zuweilen vorkommt, ein Stück Spiegel besitzen, so bemalen sie sich auch selbst.

Beide Geschlechter tätowiren sich am Vorderarme, indem sie mit einer Ahle sich Stiche in die Haut machen und mit einem Stück trockenen Glases ein Gemisch von blauer Erde hineinbringen; die gewöhnlichen Muster bestehen aus einer Reihe Parallellinien und zuweilen einem einzelnen oder auch einem doppelten Dreieck, wo das obere auf der Spitze des untern steht. Ich ließ mir selbst von einer Schönen, die mich unterjocht hatte, eine einzige Linie tätowiren und gestehe, daß es etwas schmerzhaft war.

Die Indianer halten viel auf Reinlichkeit des Körpers, und waschen sich nicht blos des Morgens, sondern baden sich auch außerdem, wenn sie in der Nähe eines Flusses lagern, wo sie dann Stunden lang schwimmen und tauchen. Auch auf die Reinlichkeit ihrer Toldos und Utensilien sind sie mit ängstlicher Sorgfalt bedacht, und können sie Seife bekommen, so waschen sie Alles auf, was sie nur irgend haben. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln werden sie sehr viel von Ungeziefer geplagt, das in der Wolle ihrer Mäntel sich fest einnistet. Dies läßt sich vielleicht ihrer Lebensweise, und zwar ihrer Nahrung sowohl als den Stoffen zuschreiben, die sie zu ihrer Kleidung verwenden, und jeder Reisende, der sich bei den Indianern eine Zeit lang aufhalten will, muß dieser Strafe sich unterwerfen, an die er sich jedoch (ich spreche aus Erfahrung) bald gewöhnt.

Ihre Jagdmethode und die Art, das auf der Jagd erlangte Fleisch zu kochen, ist in einem frühern Kapitel ausführlich beschrieben worden. Unter den auf der beigegebenen Illustration dargestellten Gegenständen findet man (Abbildung 9. und 10.) die hauptsächlich bei der Verfolgung des Wildes angewandten Jagdwaffen, nämlich die mit zwei Kugeln versehenen, „Chumè" genannten Bolas zum Straußfang und die mit drei Kugeln versehenen, „Yachiko" genannten Bolas zur Guanacojagd, die jenen ähnlich sind, welche die Gauchos in den argentinischen Provinzen benutzen. Die Kugeln sind gewöhnlich von Stein, zuweilen werden aber auch Kugeln von Weißmetall oder Kupfer angewandt, die man sich in den Ansiedelungen verschafft; sie brauchen nicht überzogen zu werden und kommen seit einigen Jahren immer mehr in die Mode; auch Kugeln von Eisen oder Eisenerz, das die Tehuelchen selbst gewinnen und in die erforderliche Gestalt schmieden, sind gemein; diese werden zu der runden Schlagkugel oder den Schlagkugeln, wenn deren zwei sind, benutzt; die eiförmige Handkugel aber, die man in der Hand hält, und die nothwendigerweise wenigstens um ein Drittel leichter als die

andere sein muß, wird in der Regel aus der weichen Punktlava gemacht, die in so vielen Districten in großer Menge vorhanden ist. Die zähe, leichte Schnur, an der man die Kugel um den Kopf herum schwingt, wird, wie schon früher beschrieben wurde, in der Regel aus Strauß- oder Guanaco-Sehnen hergestellt, die vierfach geflochten werden; ihre Länge soll zwischen sieben und acht Fuß sein. Will man ein Stück Wild fangen, so thut man immer am besten, wenn man die Bolas wirft, während man genau in gerader Linie mit ihm galoppirt, da man den Guanacos und Straußen stets nach dem Halse zielt; dem Vierfüßler die Hinterbeine zu verwickeln, ist unnütz; doch werden Rindern und Pferden die Bolas stets um die Hinterbeine herumgeworfen. Ein Wurf nach einem Vogel oder Vierfüßler, der Seitensprünge macht oder querüber rennt, geht fast sicher fehl; selbstverständlich kommen Fehlwürfe häufig vor, denn die Entfernung, auf die zu Pferde im vollen Galopp geworfen wird, beträgt oft siebenzig Meter, und die Kugeln schwirren mit ihrem eigenthümlichen Tone durch die Luft, um vielleicht nur in einen verworrenen Busch zu fallen. Dann wird der Vortheil, den das hellglänzende Material gewährt, einleuchtend, denn der Reiter hält nicht an, sondern galoppirt weiter, wirft wieder mit anderen Bolas und kehrt erst später zurück, um die niedergefallenen Waffen aufzulesen, die auf der mit Kiesel bestreuten, mit Gras bewachsenen oder mit Gestrüpp bedeckten Oberfläche oft sehr schwer zu finden sind. Ich warf in der Regel, um die Stelle zu bezeichnen, ein Taschentuch oder sonst Etwas hin, was man leicht sah; aber die Metallbolas werden, weil man sie leicht sieht, so sehr vorgezogen, daß ein Paar ein Pferd werth sind. Außer den Bolas wird bei der Jagd auf Rinder und Pferde und zuweilen auch für die Pumas ein Lazo benutzt; doch ist die gewöhnliche Methode, die letzteren zu erlegen, die, daß man sie erst durch einen Schlag auf den Kopf betäubt. Die Kriegswaffen der Tehuelchen bestehen in Flinte oder Revolver, Degen oder Dolch, einer langen schweren Lanze, die von den Indianern nur benutzt wird, wenn sie vom Pferde abgestiegen sind, und ganz anders ist als die leichte Lanze der Araucanischen und Pampa-Reiter, und in der einzelnen Kugel oder **Bola perdida**, so genannt, weil sie, wenn sie einmal geworfen ist, nicht wieder aufgehoben wird. Die letzterwähnte Waffe ist schnell hergestellt; man nimmt einen Stein mit scharfer Spitze, überzieht ihn mit Haut, die Spitze ausgenommen, die man ohne Ueberzug läßt, und befestigt daran eine Schnur von roher Haut, die ungefähr einen

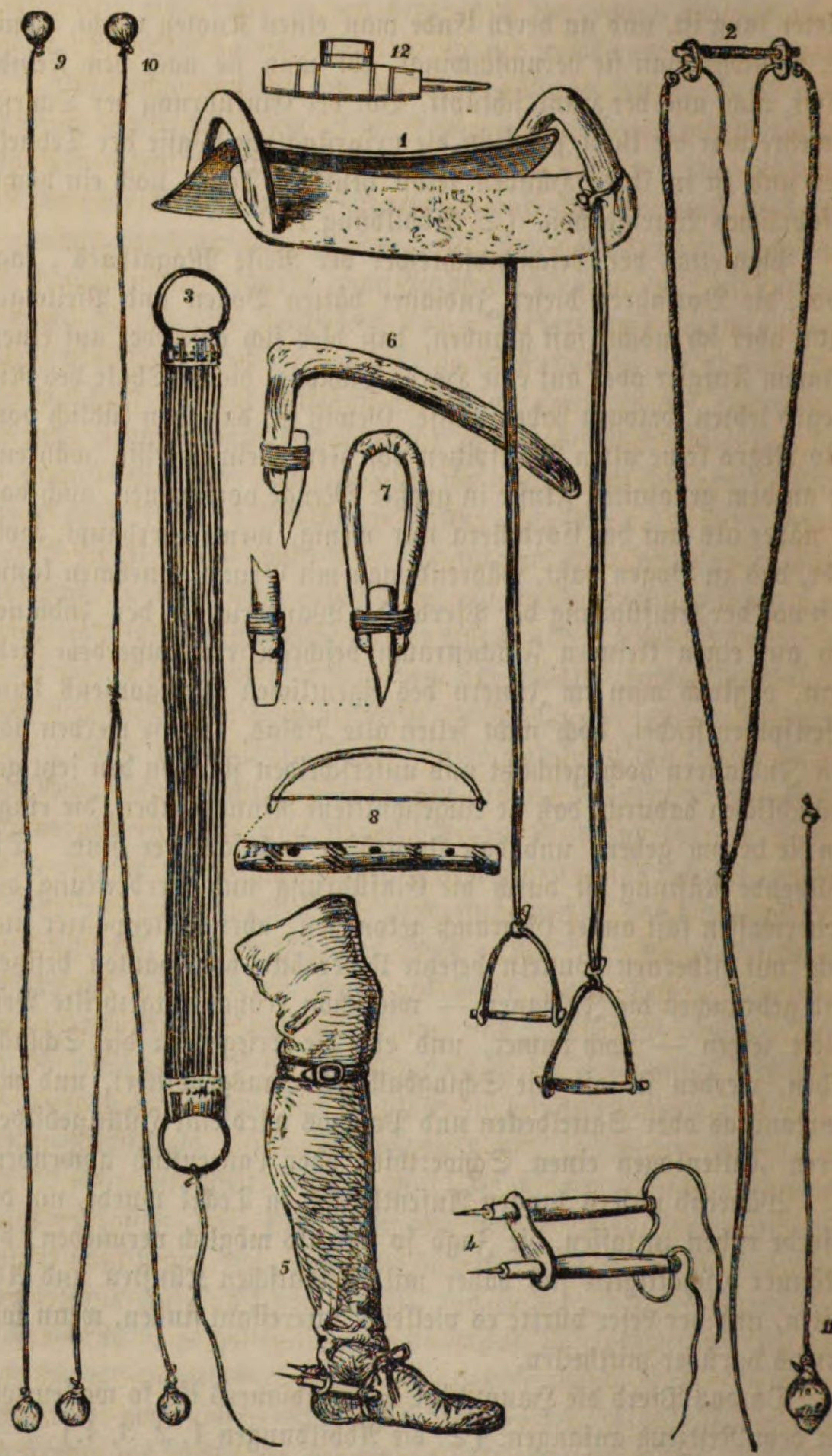
Meter lang ist, und an deren Ende man einen Knoten macht, damit sie, während man sie herumschwingt, ehe man sie nach dem Feinde wirft, nicht aus der Hand schlüpft. Vor der Einführung der Schießgewehre war die Bola perdida die ursprüngliche Waffe der Tehuelchen und ist in ihren Händen selbst heutiges Tages noch ein höchst gefährliches Wurfgeschoß. (S. Abbildung 11.)

Pigafetta, der Geschichtsschreiber der Reise Magalhäes', sagt zwar, die Vorfahren dieser Indianer hätten Bogen und Pfeile gehabt, aber ich möchte fast glauben, daß dies sich entweder auf einen Stamm Fuegier oder auf eine Horde Pampas, die im Thale des Rio Negro lebten, bezogen haben müsse. Gewiß ist, daß man südlich vom Rio Negro keine alten Pfeilspitzen von Feuerstein antrifft, während sie an dem genannten Flusse in großer Menge vorkommen, auch daß es näher als auf der Cordillera nur wenig, wenn überhaupt, Holz gibt, das zu Bogen paßt, während man mit Grund annehmen kann, daß vor der Einführung der Pferde die Wanderungen der Indianer sich auf einen kleinern Flächenraum beschränkten; außerdem sieht man, obgleich man im Innern des eigentlichen Patagoniens keine Pfeilspitzen findet, doch nicht selten alte Bolas. Diese werden von den Indianern hoch geschätzt und unterscheiden sich von den jetzt gebräuchlichen dadurch, daß sie eingeschnittene Rinnen haben, die rings um sie herum gehen, und daß sie größer und schwerer sind. Die schützende Rüstung ist durch die Einführung und Verbreitung der Feuerwaffen fast außer Gebrauch gekommen; aber Kettenpanzer und dicht mit silbernen Buckeln besetzte Ueberröcke von Häuten besitzen und gebrauchen die Indianer — wie schon früher mitgetheilte Beispiele zeigen — noch immer, und ehe die Krieger in die Schlacht gehen, werden sie oft wie Schlagballspieler ausgepolstert, und mit Corconillas oder Satteldecken und Ponchos wird eine Hülle gebildet, deren Faltenlagen einen Schwerthieb oder Lanzenstich abwenden.

Während unsers langen Aufenthaltes in Teckel wurde, um die Pferde ruhen zu lassen, die Jagd so viel als möglich vermieden; die Männer beschäftigten sich daher mit indianischen Künsten und Arbeiten, und der Leser dürfte es vielleicht interessant finden, wenn wir Etwas darüber mittheilen.

Da das Pferd die Hauptstütze des Indianers ist, so wollen wir mit dem Reitzeug anfangen. (S. die Abbildungen 1, 2, 3, 4.)

Die Sättel werden auf folgende Weise hergestellt. Ein Stück Holz wird in zwei Stücke gespalten, und diese werden vermittelst



1. Sattel. 2. Zaum. 3. Sattelgurt. 4. Sporen. 5. Stiefel. 6. Beil. 7. Scharre. 8. Musikalisches Instrument. 9. Strauß-Bola. 10. Guanaco-Bola. 11. Bola perdida. 12. Tabakspfeife.

eines kleinen Handbeiles so lange behauen, bis sie die erforderliche Größe und Dicke haben, um die Seitenbretter oder Klappen zu bilden, die der Gestalt des Pferderückens geschickt angepaßt sind; in die beiden Bretter werden an jedem Ende Löcher gebohrt und die Sattelbäume, die, wie die Kniee zum Bootbau, aus winkeligen Baumästen gewählt und auf die erforderliche Größe gebracht werden, fest mit Haut angebunden. Darüber wird ihres wolligen Ueberzugs entkleidete und genau zu der richtigen Gestalt geschnittene frische Guanacohaut genäht, die, wenn sie trocknet, das Ganze fest verbinden und zusammenhalten soll. Casimiro war der geschickteste Arbeiter der Horde; er machte mir einen Sattel, den ich, geglättet oder mit Haut überzogen, ungefähr fünf Wochen lang benutzte, ohne den Rücken des Pferdes wund zu reiten. Unter den Sattel wird ein dicker Mandil oder Poncho gelegt und über den Sattel eine Corconilla oder Schabracke von Puma- oder Guanacojährlingsfell oder, was, wenn es zu bekommen ist, stets vorgezogen wird, ein schwarzes Schaffell gebreitet. Die Araucanier weben Corconillas von außerordentlich schöner Arbeit und prachtvoller blauer Farbe, die in den Ansiedelungen für einen Preis verkauft werden, der für das Stück so viel wie fünf Pfund Sterling (oder $33^1/_3$ Thaler) beträgt. Die Sattelgurte werden aus dreizehn oder vierzehn Bändern gedrehter Haut vom Halse des Guanaco gemacht und mit zwei Ringen versehen, die mit einem Lederriemen zusammengebunden werden. Die Steigbügel hängen an Hautstreifen von den in die vordersten Sattelbäume gebohrten Löchern herab. Sie werden in der Regel von einem Stück harten Holzes gemacht, das fest in einen Riemen von roher Haut gesteckt wird, oder auch zuweilen von dreieckig gebogenem Holze. Feine Herren prunken natürlich mit silbernen Steigbügeln, aber sie werden oft gar nicht benutzt. Wenn der Jagdkreis geschlossen wird, wird auch der Sattel abgenommen und die Pferde werden dann ungesattelt geritten; soll aber das Fleisch nach den Toldos zurückgeschafft werden, so wird er wieder aufgelegt. Zuweilen kommt es vor, daß ein Indianer seinen Sattel verspielt; dann muß er nothgedrungen ohne Sattel reiten; das scheint sie aber nie zu incommodiren. Die Zäume werden entweder aus geflochtener oder aus gedrehter Haut gemacht. Die gebräuchlichen Gebisse sind verschieden; das gewöhnlichere jedoch ist eine einfache Stange entweder von Holz oder von Eisen, an deren beiden Enden zwei Klappen von starker, fester Haut stecken; von diesen aus gehen zwei Riemen unter der

Kinnlade des Pferdes hin, die eine wirksame Kinnkette bilden; auch die Zügel werden an den Hautklappen befestigt. Die Stange wird oft weggelassen und dem Pferde ein einfacher Riemen in's Maul gelegt und durch das Stück Haut gezogen, das an den Zaum befestigt und unter der Kinnlade zusammengebunden wird. Ich benutzte dieses einfache Gebiß auf der ganzen Reise und hatte nie Grund, etwas daran auszusetzen. Die Sporen werden von zwei Stückchen harten Holzes gefertigt, in deren Enden man Nägel mit scharfgefeilter Spitze steckt; an die Stelle der eisernen Nägel versuchte ich einmal lange spitzige Knochenstifte zu setzen; aber sie mußten fortwährend geschärft werden und zerbrachen schnell. Die Sporen werden mit Riemen an die Füße befestigt. Kopfgestelle zum Bändigen der Pferde werden entweder von platter oder von geflochtener Haut gemacht und sind unten mit einem Ringe für den Maneador versehen.

Lazos werden von gedrehter oder von geflochtener Haut hergestellt, ähnlich wie die bei den Gauchos gebräuchlichen. Die einzigen anderen erwähnenswerthen Gegenstände, die noch zum Pferdegeschirr gehören, sind die „Manèos", von den Indianern „Caligi" genannt, Riemen, die man den Pferden an die Beine legt, damit sie stehen lernen, wenn der Reiter abgesessen ist; aber die Pferde lernen bald warten, bis der Reiter wiederkommt. Als ich nach meiner Rückkehr einmal die Jagd schilderte, fragte ein Freund, der jagt, begierig: „Aber wer hielt denn Ihr Pferd?" Die gut zugerittenen Jagdpferde der Tehuelchen halten sich selbst, und ist man so unglücklich, ein nicht gehörig zugerittenes Roß zu reiten, so nützt es Nichts, wenn ein Knabe oder Mann diesen Dienst leisten will. Unsere Bereiter könnten von den „Wilden" noch viel lernen.

Ein anderer allgemeiner Gewerbezweig ist die Verfertigung von Pfeifenköpfen, die, wie man an der Abbildung (12) sieht, eine eigenthümliche Gestalt haben. Sie werden entweder von Holz oder von Stein gemacht, mit einem silbernen oder metallenen Rohr versehen und häufig mit Silber verziert. Sie von Tabakssaft frei zu halten, gibt man sich die größte Mühe, indem man sie fortwährend mit einer Straußfeder reinigt.

Zuweilen werden flache hölzerne Schüsseln gemacht, um Fleisch oder Fett hineinzuthun; auch Löffel von Holz oder Horn habe ich verfertigen sehen, aber diese Gegenstände sind selten. In Casimiro's Toldo war ein Löffel von Horn zu finden; er hatte einige Aehnlichkeit mit einem Schuhanzieher.

Unter den Männern gibt es viele geschickte Silberarbeiter. Die Arbeiten werden aus Dollars gemacht, die sie in den Ansiedelungen bekommen, und die sie heiß schlagen, bis sie so streckbar werden, daß man sie in die erforderlichen Gestalten ausschmieden und zu Schnallen, Stiefelbändern, Platten, Perlen oder Buckeln zur Verzierung der Gürtel oder Rüstung verarbeiten kann. Die letztgenannten „Näpfchen" oder Buckeln werden in der Regel in einer angemessenen Höhlung ausgemodelt, die in einen Stein gearbeitet ist; dann werden sie an den Rändern mit einem Pfriemen durchstochen und mit Sehne an die Häute angenäht. Die Amboße und Hämmer zur Bearbeitung des Silbers sind in der Regel von Stein; Feuersteine jedoch werden von den Männer nur zum Feuermachen benutzt.

Auch sehr geschickte Eisenarbeiter sind die Tehuelchen; sie verfertigen aus jedem Stück Metall, das sie durch Diebstahl, Handel in den Colonien oder von Wracken an der Küste sich verschaffen, ein Messer oder selbst ein Beil. Ein Messer, das ich in der spätern Zeit meiner Reise häufig benutzte, hatte Hinchel mir aus dem einen Blatte einer alten Scheere geschmiedet.

Ihre Werkzeuge zur Bearbeitung von Silber, Eisen, Holz u. s. w. bestehen in Feilen, die unter dem bezeichnenden Namen „Khikerikikh" bekannt sind, oder auch vielleicht in einer Raspel, einer gelegentlich erhaltenen Säge, einer Axt, dem unvermeidlichen kleinen Beile (Abbildung 6.), einer Scheere oder einem alten Meißel. Viele derselben haben sie von gescheiterten Schiffen an der Küste, andere durch Tauschhandel in den Ansiedelungen bekommen.

Die wichtigste Beschäftigung der Frauen im Lager war die Verfertigung der Fellmäntel, die eine ausführliche Beschreibung verdient.

Die Felle werden zuerst in der Sonne getrocknet, wobei man sie mit Dornen des Algarrobabaumes fest niedersteckt. Wenn sie trocken sind, werden sie in die Höhe genommen und mit Stücken Feuerstein, Achat, Obsidian, oder zuweilen auch Glas geschabt, die in einen von Natur gebogenen Ast befestigt sind, so daß derselbe einen Griff bildet. (Abbildung 7.) Dann werden sie mit Fett und zu Brei gekneteter Leber eingeschmiert, hierauf in der Hand weich gemacht, bis sie ganz biegsam sind, und dann auf die Erde gelegt und mit einem kleinen, sehr scharfen Messer in Stücke zerschnitten, die, damit die Naht fest wird, schwalbenschwanzartig sind, so daß eins in das andere paßt; diese Stücke werden nebst einer entsprechenden Quantität Nähnadeln

und Zwirn unter vier oder sechs Frauen vertheilt. Die Nähnadeln bestehen in Pfriemen, die man aus scharf gespitzten Nägeln macht, und der Zwirn in getrockneten Sehnen von dem Rücken des erwachsenen Guanaco. Ein ganzer Mantel wird nie auf einmal zusammengenäht, sondern wenn die eine Hälfte fertig ist, wird sie ausgespannt, mit Pflöcken festgesteckt und auf folgende Weise gefärbt. Die Oberfläche wird ein wenig angefeuchtet, und jede Frau nimmt, wenn der Grund roth sein soll, einen Kuchen oder ein Stück rothen Ocker und trägt, während sie den Ocker immer feucht erhält, die Farbe mit großer Sorgfalt auf. Wenn der Grund fertig ist, wird das aus kleinen schwarzen Flecken und blauen und gelben Linien bestehende Muster mit der größten Genauigkeit gemalt, wobei die Frauen den ganzen Tag mit dem anhaltendsten Fleiße arbeiten. Ist das Färben vollendet, so läßt man diese Mantelhälfte eine Nacht trocknen und macht die andere Hälfte und die Flügel, die anstatt der Aermel dienen, vollständig fertig. Hierauf werden die sämmtlichen Theile zusammengefügt, und wenn der ganze Mantel fertig ist, bietet er an der Oberfläche einen ununterbrochenen Pelz dar. Das beliebteste Muster (wenn der Träger des Mantels nicht Trauer hat) ist ein rother Grund mit kleinen schwarzen Kreuzen und blauen und gelben Längslinien als Rändern, oder mit einem Zickzack von Weiß, Blau und Roth. Es ist erstaunlich, mit welch' unermüdlicher Thätigkeit die Frauen arbeiten und mit welcher Schnelligkeit sie nähen. Ist ein Mann verheirathet, so verfertigen selbstverständlich sein Weib oder seine Weiber ihm die Mäntel; ihre Freundinnen helfen ihnen, und sie helfen denselben ihrerseits wieder; ist er aber Junggesell, wie es unglücklicherweise bei mir der Fall war, so gibt er seine Felle einer schönen Dame, die, wie andere ehrenwerthe Leute es auch thun — auf Nutzantheil arbeitet, und der Jäger kommt bei dem Handel in der Regel schlecht weg; ich wenigstens habe diese Erfahrung gemacht, indem ich aus dreißig bis vierzig Fellen nur einen Mantel bekam, der ungefähr den dritten Theil davon enthielt. Außer den Guanacomänteln, die am meisten getragen werden, macht man auch Mäntel aus den Fellen der Füchse, Pumas, wilden Katzen, Meerschweinchen und Skunke. Die Pelze des Skunkes und der wilden Katze sind die werthvollsten, aber sie werden, wie die übrigen, in der Regel nur zum Tauschhandel bestimmt.

Außer dem Mäntelmachen weben die Frauen die oben erwähnten Kopfbänder aus Garn von aufgefasertem Zeug, das sie beim

Tauschhandel in den Ansiedelungen oder von ihren araucanischen Nachbarn bekommen. Sie arbeiten nach demselben Princip, nach welchem der Matrose eine Matte herstellt. Auch weben sie dann und wann Schärpen, die um die Taille getragen werden, und Stiefelbänder. Ebenso machen sie die kleineren Arbeiten am Silberschmuck; sie modeln oder biegen zum Beispiel die Buckeln, bohren die Löcher und heften sie an die Gürtel oder Rüstung, wie es gerade trifft. Ferner nähen sie die Häute zu den Decken der Toldos zusammen, was eine sehr mühsame Arbeit ist. Sie schaben und richten Roßhäute zur Ausstattung der Schlafplätze zu und malen sie in verschiedenen Mustern, machen die (oft ebenfalls mit Silber verzierten) Schilfpolster, die sie als Schutzkissen auf ihre hohen Sättel legen, kochen die Speise, zerschlagen die Markknochen und ziehen das Fett aus, sorgen für die Kinder, holen Holz, Wasser und verrichten, wie die Amerikaner sagen, alle „Chores“ oder kleinen häuslichen Arbeiten. Wie man sieht, sind sie fast immer ziemlich stark beschäftigt, und doch finden sie dann und wann Zeit zum Kartenspiel und zuweilen auch zum Zanken und Skandalklatsch.

Die Kinder ahmen in ihren Beschäftigungen gewöhnlich die Erwachsenen nach. Die Knaben spielen mit kleinen Bolas und fangen die Hunde mit kleinen Lazos, und die Mädchen bauen kleine Toldos und sitzen in denselben; zu diesem Zwecke tragen sie ungehindert Alles fort, was ihnen passend erscheint. Wenn ich mit auf die Jagd reiten wollte, mußte ich häufig erst diese Spiele stören, um mein Sattelzeug wiederzubekommen, das die Jugend sich zugeeignet hatte.

Die musikalischen Instrumente der Tehuelchen habe ich schon beschrieben. In Teckel erfreuten wir uns außer dem einheimischen Orchester (Abbildung 8.) und dessen harmonischen Klängen, an die man sich bereits gewöhnt hatte, auch noch eines Cornets, mit welchem Jackechan's Bruder oft unsere Abende belebte. Unter den Tehuelchen konnten Viele die gewöhnlichen Hornsignale blasen, die sie gehört hatten, wenn sie in Rio Negro oder in Punta Arena waren, und die Meisten von ihnen schienen ein gutes musikalisches Gehör zu haben. Ihre Gesänge jedoch klingen nicht melodisch und sind bloße Wiederholungen ganz sinn- und bedeutungsloser Worte. Casimiro sagte mir, früher hätten die alten Männer die Gewohnheit gehabt, die Sagen des Stammes und auch eine Art Gebet zu singen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Sitte abgekommen ist. Ich versuchte bei verschiedenen Gelegenheiten über ihre Vorfahren Auskunft zu er-

langen, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich. Als ich sie fragte, wie ihr Volk gereist sei, ehe Pferde in's Land kamen, konnten sie sich nicht vorstellen, daß dies je der Fall gewesen sei.

Was die Kochkunst und Kost der Tehuelchen betrifft, so ist zu dem, was wir bereits darüber mitgetheilt haben, nur noch wenig hinzuzufügen. Die Kost beschränkt sich nothwendigerweise fast ganz auf Fleisch, das sie jedoch nicht roh verschlingen, wie fortwährend behauptet wird. Fett wird viel verzehrt, frisches sowohl als aufbewahrtes; es ist dies ein nothwendiges Bedürfniß und, wie schon gesagt, dem Mangel an Mehlspeise zuzuschreiben. Doch essen sie allerlei wilde Früchte und Gemüse, wenn sie sich verschaffen lassen, gern, und außer den einheimischen knolligen Wurzeln und den überall auftretenden Löwenzahnpflanzen, welche die Mädchen für ihre Freunde und Verwandten sammeln, und die in rohem Zustande genossen werden, tauschen sie, wenn sie in den Ansiedelungen sind, ihre Waaren gegen Kartoffeln, Rüben und andere Küchengewächse um. Auch Zwieback und Mehl, das sie mit Wasser mischen und zu Klößchen formen, welche sie in der Asche backen, essen sie äußerst gern. Vor meinem Aufenthalte unter ihnen war Pfeffer, glaube ich, unbekannt; da ich aber einen kleinen Vorrath bei mir hatte, so veranlaßte ich den alten Orkeke und seine Dame, ihn zu versuchen, und sie und Andere gewannen ihm bald Geschmack ab. Zucker und alles Süße lieben sie ganz besonders. Salz ist bei ihnen eine sehr nothwendige Waare, und wenn sie an einer der vielen Salinas, die im Lande sich finden, vorüberziehen, so versehen sie sich wieder mit Vorrath. Falls sie jedoch an einem Orte lange verweilen oder in Gegenden reisen, wo Salinas selten sind, so geschieht es zuweilen, daß sie ohne Salz gehen müssen, und dies ist wahrscheinlich die Ursache einer Hautkrankheit, die zu Zeiten unter ihnen vorkommt. Wenn die Männer auf der Jagd sind, haben sie in der Regel Salz bei sich, theils um es unter das Blut zu mischen, das selten ohne Salz genossen wird, theils um das Guanaco- oder Straußfleisch einzusalzen.

Ich bin der Ansicht, daß in der Regel die Indianer weniger essen als civilisirte Menschen, geschweige denn, daß sie sehr gefräßig wären. Sie essen nie zu festgesetzten Zeiten, sondern wenn der Appetit sie mahnt, und in dieser Beziehung machte einmal ein Indianer gegen mich die Bemerkung: „Die Chilier essen zu regelmäßigen Stunden, das ist thöricht; wir essen nicht, wenn wir nicht hungrig

sind." Ich glaube, daß ich als einzelner Mensch gewöhnlich mehr Lebensmittel verzehrt habe als irgend ein Indianer, mit Ausnahme meines Freundes Cayuke, der allerdings ein großer Gourmand war. Er war auch ein starker Raucher, und so oft ich ihm begegnete, sagte er jedesmal die wenigen englischen Worte, die ich ihm beigebracht hatte: „Laden und zünden Sie die Pfeife an — rauchen Sie." Die gewöhnliche Art zu rauchen ist folgende. Der Raucher zündet seine Pfeife an, legt sich dann nieder, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, bläst eine Portion Rauch nach jeder der vier Himmelsgegenden, murmelt ein Gebet und verschluckt hierauf mehrere Mundvoll Tabaksrauch; dadurch entsteht Berauschung und theilweise Unempfindlichkeit, die vielleicht zwei Minuten dauert. Während dieser Zeit nehmen seine Genossen sich sehr in Acht, daß sie ihn auf keine Weise stören. Wenn der Rausch vorüber ist, steht er auf, trinkt einen Schluck Wasser und setzt seine Unterhaltung oder Beschäftigung fort. Ich habe zuweilen beobachtet, daß dieser Rausch von Convulsionen begleitet war, aber nur in seltenen Fällen. Den Tabak, den sie zum Rauchen benutzen (denn Tabakskauen kommt nie bei ihnen vor), erhalten sie gewöhnlich aus den Ansiedelungen; fehlt es aber daran, so verschafft man sich als Ersatzmittel ein Kraut von den Araucaniern. Dieses wird nie rein geraucht, sondern stets entweder mit klein gehacktem Holze oder, wenn sie zu bekommen sind, mit „Yerba"- (Paraguaythee-) Stengeln vermischt. Die von M. Guinnard erwähnte Vermischung mit Dünger ist bei den Tehuelchen unbekannt.

Die Frauen rauchen zuweilen, aber die Sitte ist nicht allgemein; sie beschränkt sich gewöhnlich auf die alten Damen. Die Männer rauchen meistens, aber es gibt Ausnahmen. Ganz erstaunt war ich jedoch, als ich El Sourdo mehr als einmal die Pfeife seinem Knaben — einem frühreifen dreijährigen Kinde — geben sah; der Bube paffte seine „Bacca" und es machte, wie es schien, ihm und seinem allzu zärtlichen Vater große Freude.

Die Hauptunterhaltungen unter den Indianern (denn die Jagd ist Geschäftssache, kein Vergnügen) bestehen in Pferderennen, Karten- und Würfelspiel, oder einem Spiel mit kleinen Steinen, und einem Ballspiel. Die Würfel werden von den Indianern selbst mit mathematischer Genauigkeit aus Knochen gemacht und mit der Hand geworfen. Das Pferderennen ist bereits geschildert worden. Die Karten, die sie benutzen, sind zuweilen die spanischen, die sie in den Ansiedelungen bekommen, sehr häufig aber werden sie von den In-

dianern selbst aus Haut hergestellt. Diese, wie die gewöhnlichen spanischen Karten, sind mit den spanischen Zahlwörtern bis sieben bezeichnet; die bunten Karten aber sind ganz anders; sie haben anstatt der Figuren oder Bilder Monogramme einheimischen Ursprungs, deren ursprüngliche Bedeutung, wenn sie überhaupt eine haben, sich nicht entdecken ließ. Das Aß jedoch ist in etwas ähnlicher Weise bezeichnet wie das unsrige. Die gewöhnlichen Spiele sind „Panturga", „Primero", „Siete" und „Yaik" oder Feuer, eine Art „Bettelmann". Die Spieler setzen sich in einen Kreis, und ein Poncho oder eine Satteldecke stellt den grünen Tisch vor; ihre Spielmarken bestehen in Stückchen Holz oder Gras, und ihr Markirungssystem ist sehr verwickelt. Ich spielte in der Regel — wenn ich mir diesen Luxus einmal erlaubte — in Gemeinschaft mit einem Andern, der das Markiren besorgte; da ich aber beständig Glück hatte, so nahm ich die Einladung zum Mitspielen nicht gern an. Werden Einsätze verloren, mag es ein Hengst, ein Trupp Stuten, ein Sattel, Lazo oder was sonst sein, so läßt der Gewinner sie einfach durch einen Freund abholen oder geht selbst hin und nimmt sie; alle Ehrenschulden werden gewissenhaft sofort bezahlt. Häufig werden hohe Einsätze verloren und gewonnen. Einmal hatte ich von einem Indianer, der einen stattlichen Trupp besaß, ein Pferd gehandelt, auch, um den Handel gewiß zu machen, Etwas auf die Hand gegeben, und war auf dem Thiere auf die Jagd geritten, um seine Ausdauer zu prüfen. Als ich zurückkehrte, kam mein Freund, der frühere Eigenthümer des Pferdes, der im Lager zurückgeblieben war und gespielt hatte, zu mir und bat mich inständigst, von dem Handel zurückzutreten, da er während meiner Abwesenheit fast alle seine Pferde und auch einige Gegenstände von der Mitgift seines Weibes verloren habe. Ich gab selbstverständlich den Handel auf und erhielt das, was ich darauf gegeben hatte, richtig zurück; er aber gewann später seine Pferde und Reichthümer wieder. Das Spiel mit kleinen Steinen ist dem bei Schulknaben beliebten und unter dem Namen „Knöchelspiel" bekannten ähnlich. Es wird gewöhnlich von den Knaben gespielt, aber die Erwachsenen nehmen nicht selten Theil daran. Die Frauen spielen Karten, und zwar unter sich; sie setzen ihre Mandils, ihre Häute und ihr Sattelzeug. Frau Orkeke spielte sehr gern, und einmal hatte sie, wie ich zu glauben Grund habe, einigen Tabak von ihrem Gatten verloren, schob aber die Schuld auf einen der Chilier, der nach ihrer Behauptung ihn gestohlen haben sollte. Der Mann verlor



Das „hübsche Haus“ und Tanz.

deshalb beinahe das Leben, und seine Thränen wie sein demüthiges Bitten und Flehen zeigten, in welchem Schrecken er sich befand, aber er kam diesmal glücklich davon. Es war sonderbar, daß auf mich kein Verdacht geworfen ward, obgleich ich wußte, wo der Tabak aufbewahrt wurde, was ich bei dem Deserteur bezweifle.

Das Ballspiel beschränkt sich auf die jungen Männer und wird folgendermaßen gespielt: Ein Lazo wird so auf die Erde gelegt, daß er einen Ring bildet, der gegen vier Meter im Durchmesser hat; die Spieler, gewöhnlich acht an Zahl, treten in den Kreis hinein, und zwar nackt, nur das Unterkleid um die Taille haben sie an. Jede Partei hat einen mit Federn gestopften Ball von Haut, ungefähr von der Größe eines Federballes oder auch größer als ein solcher; diesen Ball werfen sie unter dem Schenkel durch in die Höhe und schlagen ihn mit der Hand nach dem Balle der Gegner; jeder Treffer zählt einen Point. Die jungen Männer zeigen große Fertigkeit und Gewandtheit, und wenn ich auch nie an einer ihrer regelrechten Spielpartien theilnahm, so beobachtete ich sie doch häufig, wenn sie mit dem Spiele beschäftigt waren, bei welchem die prächtige Entwickelung ihrer Muskeln deutlich hervortrat.

Außer diesen Unterhaltungen schießen die Indianer, wenn sie viel Munition haben, dann und wann nach einem Ziele; da aber ihre Kugeln häufig mit Steinen rund gehämmert werden, so laufen dieselben vielfach irre, und auch die Gewehre sind zuweilen für den Schützen gefährlicher als für die Scheibe.

Der tägliche Lauf der Beschäftigungen und Unterhaltungen ändert sich zuweilen durch einen Kampf, oder auch in angenehmerer Weise durch den einen oder andern der festlichen Gebräuche, die — wie bei allen Völkern — die Hauptepochen des Tsoneca-Lebens, von der Wiege bis zum Grabe, bezeichnen. Bei der Geburt eines Kindes wird, wenn die Eltern reich sind, das heißt viele Stuten und Hengste und Silberschmuck besitzen, das Ereigniß sofort dem Doctor oder Zauberer des Stammes, sowie dem Cacique und den Verwandten angezeigt. Nachdem der Doctor sich an der Schläfe, am Vorderarme oder am Beine mit Ahlen blutig gestochen hat, gibt er den Befehl zur Errichtung eines Mandilzeltes oder hübschen Hauses, wie die Indianer es nennen; es werden Stuten geschlachtet, und dann folgt ein Schmaus und Tanz, Alles so, wie es im dritten Kapitel Seite 86 f. bei Gelegenheit der Festlichkeit, die im Thale des Rio Chico stattfand, geschildert worden ist. Das Kind wird kurz nach der Geburt mit

feuchtem Gyps überschmiert. Die Mütter können schon an demselben oder sicherlich am folgenden Tage zu Pferde reisen; das Kind wird in einer geflochtenen Wiege mitgenommen, und beide Eltern sorgen auf's zärtlichste für dasselbe.

Jedem Kinde werden in seiner frühesten Kindheit Pferde und Zubehör zugewiesen, die hinfort als das persönliche Eigenthum des Knaben oder Mädchens betrachtet werden, so, daß die Eltern sie nicht wieder zurücknehmen oder über sie verfügen können. Die Namengebung ist von keiner Feierlichkeit begleitet, auch gibt es, so weit ich sehen konnte, keine festgesetzte Zeit, zu der das Kind seinen Namen bekommt. Die gebräuchlichsten Namen werden, wie ich glaube, von Orten — und zwar vom Orte der Geburt — genommen. Familien- oder erbliche Namen sind unbekannt — seltene Fälle ausgenommen, die Nachahmungen des spanischen Gebrauchs zu sein schienen; aber Spitznamen sind allgemein, und Eltern sind häufig unter dem Namen eines Kindes bekannt, das sich ihre Stelle anmaßt.

Die Knaben lernen bald die Waffen gebrauchen, und Knaben und Mädchen reiten, fast ehe sie gehen können; bevor sie zehn bis zwölf Jahre alt sind, begleiten die Söhne selten den Vater auf die Jagd, und an Kämpfen nehmen sie erst theil, wenn sie ungefähr sechzehn Jahre zählen; aber ihr Eintritt in das Mannesalter wird durch keine festgesetzte Zeit und keine Feierlichkeit bezeichnet. Bei den Mädchen wird der Eintritt der Mannbarkeit gefeiert, wie Seite 85 beschrieben ist. Wenn sie das Alter von neun oder zehn Jahren erreicht haben, werden sie daran gewöhnt, in der Hauswirthschaft und bei den Manufacturarbeiten zu helfen, und sind sie ungefähr sechzehn Jahre, so sind sie zum Ehestand wählbar, wenn sie auch oft noch mehrere Jahre ledig bleiben. Die Ehen beruhen immer auf gegenseitiger Zuneigung, und wenn das Mädchen den Mann, der sich um ihre Hand bewirbt, nicht mag, so zwingen die Eltern sie niemals, sich in ihre Wünsche zu fügen, auch wenn die Partie eine vortheilhafte wäre.

Nachdem der Bräutigam sich der Einwilligung seines Mädchens versichert hat, pflegt er gewöhnlich entweder einen Bruder oder einen vertrauten Freund zu den Eltern zu senden und so und so viel Stuten oder Silberschmuck für die Braut zu bieten. Betrachten die Eltern die Partie als wünschenswerth, so begibt sich der Bräutigam, sobald die Umstände es gestatten, in seinen besten Kleidern, auf

seinem besten Pferde und — wenn er dergleichen besitzt — in Silberschmuck zu dem Toldo seiner Zukünftigen und überreicht die Gaben. Die Eltern der Braut erwiedern dieselben mit Gaben von gleichem Werthe, die jedoch im Fall einer Scheidung (die selten vorkommt) Eigenthum der Braut werden. Hierauf wird die Braut von dem Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und dem Gesange der Frauen nach seinem Toldo geführt. Dann werden gewöhnlich Stuten geschlachtet und auf der Stelle gegessen; dabei nimmt man sich sehr in Acht, daß von dem Fleische oder Abfalle die Hunde Nichts anrühren, da dies Unglück bringen soll. Kopf, Rückgrat, Schweif, nebst Herz und Leber werden als Opfer für den Gualichu oder bösen Geist auf einen benachbarten Hügel gebracht. Der Indianer darf so viel Weiber haben, als er ernähren kann, aber man findet selten einen Mann, der mehr als zwei hat; in der Regel haben sie nur ein Weib.

Bei dem Tode eines Tehuelchen werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Thiere getödtet, seine Ponchos, Schmucksachen, Bolas und Alles, was ihm sonst noch persönlich zugehört, auf einen Haufen gelegt und verbrannt, während die Wittwe und die anderen Frauen schrecklich jammern und klagen und auf die schwermüthigste Weise laut schreien. Das Fleisch der Pferde wird unter die beiderseitigen Verwandten vertheilt, und die Wittwe, die sich vorn das Haar kurz abschneidet und sich mit schwarzer Farbe bemalt, geht mit Sack und Pack in den Toldo ihrer Verwandten oder, wenn sie in der Horde keine hat, in den Toldo des Häuptlings.

Die Leiche wird in einen Mantel, Poncho oder, wenn der Verstorbene einen besaß, in einen Panzer eingenäht, von einigen Verwandten fortgeschafft und, mit dem Gesicht nach Osten, in sitzender Stellung begraben; über der Grabstätte wird ein Steinhügel errichtet, dessen Größe je nach dem Reichthum und Einfluß des Verstorbenen verschieden ist. Gräber der Art, wie Mr. Wood in seinem Werke sie beschreibt, habe ich nie gesehen; da aber meine Reisen sich hauptsächlich auf das Innere beschränkten, so können sie vielleicht in irgend einer Gegend an der Meeresküste vorhanden sein; auch eine Wiederausgrabung und anderweitige Beisetzung der Leiche ist mir nie bekannt geworden, und ich möchte fast zweifeln, daß bei den Tehuelchen dies vorkommt, da es bei ihnen Regel ist, den Namen des Verstorbenen nie zu erwähnen und auch jede Anspielung auf denselben zu vermeiden; nach ihrer Ansicht soll der Todte völlig vergessen

sein, wenn sie auch dem Grabmale eines ausgezeichneten Häuptlings oder Helden im Vorbeigehen noch einen Stein hinzufügen.

Bei dem Tode eines Kindes zeigen die Eltern aufrichtigen Schmerz. Das Pferd, auf dem es während des Marsches zu reisen pflegte, wird herbeigebracht, das Zeug, selbst bis zur Wiege, auf dasselbe gelegt und das völlig ausstaffirte Pferd mit Lazos erdrosselt, während man bei allen anderen Ceremonien, wo Pferde getödtet werden, dieselben mit Bolas auf den Kopf schlägt. Das Sattelzeug, die Wiege und Alles, was dem Kinde gehörte, wird verbrannt, wobei die Frauen schreien und singen. Die Eltern werfen überdies, um ihren Schmerz zu äußern, ihre eigenen Kostbarkeiten in's Feuer. Diese Sachen dürfen einige der Frauen, die schreien, als Vergütung für ihre Dienste herausraffen, aber sie gewinnen selten viel dabei. Als einmal das einzige Kind reicher Eltern starb, wurden außer dem Pferde, auf welchem es zu reisen pflegte, noch vierzehn Hengste und Stuten geschlachtet. Am Todestage zog gegen Abend, vor der Beerdigung der Leiche, eine auserlesene Schaar alter Frauen, schreiend und jammernd, in feierlichem Zuge immer um das Lager herum. Auch wurden den beraubten Eltern von den Häuptlingen und Verwandten Gaben zugesandt; es sollte dies ein wohlgemeinter Versuch sein, ihre Herzen von dem Verluste abzulenken.

Die Religion der Tehuelchen unterscheidet sich von der Religion der Pampas und Araucanier dadurch, daß von Sonnendienst keine Spur sich findet; doch wird der neue Mond begrüßt, wobei die ehrfurchtsvolle Geberde von einigen leise gemurmelten Worten begleitet wird, die ich niemals konnte zu hören bekommen. Sie glauben an einen großen und zwar guten Geist, der nach der von Casimiro an Ort und Stelle erzählten Tradition die Indianer und die Thiere schuf und sie vom „Gotteshügel" aus, wie er den indianischen Namen der Düne (Seite 99) erklärte, zerstreute. Ich bin durchaus nicht sicher, daß dies nicht eine verworrene Verbindung der Schöpfungsgeschichte, wie die Missionäre sie erzählten, mit seinen eigenen Vorstellungen war. Die Indianer pflegen sehr gern die Wunder, die ihnen erzählt werden, auf diese Weise zu verbinden oder selbst das eine Märchen, wie sie es betrachten, auf das andere zu pfropfen; aber daß sie an einen guten Geist glauben, daran ist kein Zweifel, wenn sie auch der Ansicht sind, daß er sich nicht viel um die Menschheit bekümmere. Götzenbilder oder sonstige Gegenstände der

Anbetung haben sie nicht, auch feiern sie — wenn man nach einjähriger Erfahrung urtheilen darf — keinen regelmäßig wiederkehrenden religiösen Festtag, an welchem sei es der gute oder der böse Geist verehrt wird. Wenn andere Reisende ein solches Fest erwähnen, so läßt sich dies nur so erklären, daß durch verworrene Mittheilungen araucanische Gebräuche den ganz verschiedenen Patagoniern zugeschrieben wurden. Was sie zu allen ihren religiösen Handlungen antreibt, ist der Glaube an die Existenz vieler bösen Geister oder Dämonen, die immer rührig und heimtückisch sind, und deren hauptsächlichster immer auf der Lauer steht, um Unheil anzustiften. Diesen Geist geneigt zu machen oder zu vertreiben, ist das Amt des Zauberers oder Doctors oder Medicinmannes, der die Heil- und Zauberkunst vereinigt, obgleich er auf keine von beiden ein ausschließliches Recht besitzt. Alle Opfer an Stuten und Hengsten, die nicht zu festgesetzten Zeiten gebracht werden, sondern wie die Gelegenheit es erfordert, zum Beispiel bei einer Geburt, einem Todesfalle u. s. w., haben den Zweck, den Gualichu günstig zu stimmen. Wenn ein Kind sich verletzt, scheint das Stutenschlachten ein Dankopfer, daß die Verletzung nicht schlimmer war, und zugleich ein Sühnopfer zu sein, um ferneren Schaden abzuwenden.

Im Lager stellt der Gualichu sich außerhalb der Rückseite des Toldo, wo er auf eine Gelegenheit wartet, die Insassen zu belästigen, und wird vermeintlich durch die Zauberformeln des Doctors in Ruhe erhalten. Der Doctor besitzt aber nicht nur die Macht, den Teufel zu bannen, sondern kann ihn auch mit leibhaftigen Augen sehen. Ich fragte einen der Doctoren, wie er aussähe, erhielt aber eine ausweichende Antwort; darauf sagte ich ihm, daß mein Teufel allerlei Gestalten annehme — zuweilen erscheine er als Guanaco, Strauß, Puma, Skunk oder Geier, was dem heilkundigen Manne viel Spaß machte. Dieser Hausteufel soll, so viel ich ermitteln konnte, in die verschiedenen Theile des menschlichen Leibes eindringen und Krankheit verursachen, zu deren Heilung man sich an den Doctor wendet. Die Behandlung ist sehr einfach; bei Kopfweh zum Beispiel nimmt der Doctor den Kopf des Patienten zwischen die Kniee und schreit ihm, während er eine kurze Beschwörungsceremonie verrichtet, laut in's Ohr, den Teufel auffordernd, herauszukommen. Als Mr. Clarke mit den Indianern südlich von Santa Cruz reiste, wurde er auf diese Art behandelt, während er an fieberhaftem Kopfweh litt, und er sagte, das Mittel habe ihm damals geholfen.

Außer diesem Guakichu gibt es noch viele andere, die in unterirdischen Wohnungen, unter gewissen Wäldern, Flüssen und eigenthümlich gestalteten Felsen hausen sollen. Ich wunderte mich sehr, als ich die Indianer die eben erwähnten Gegenstände grüßen sah, indem sie die Hand an den Kopf legten und eine Beschwörung murmelten, und glaubte lange Zeit, sie legten nur Bewunderung vor dem Werke des Schöpfers an den Tag; später jedoch erfuhr ich, daß sie dadurch die Geister jener Orte, die für die Geister verstorbener Mitglieder der medicinischen Facultät gehalten werden, für sich zu gewinnen suchten. Die Macht dieser Teufel beschränkt sich indeß auf die Districte, die an ihre Wohnungen stoßen.

Einmal wurde ein Pferd, das eben wettrennen sollte, von dem Eigenthümer vor Tage an einen nahen Hügel gebracht und von dem Zauberer eine geheime Ceremonie verrichtet. Vor dem Wettrennen kam der Eigenthümer (Wáki) zu mir und rieth mir, meine Einsätze auf sein Pferd zu setzen, da es zuverlässig gewinnen müsse, weil durch geheimnißvolle Beschwörungen ihm die Gunst des Localgualichu gesichert worden sei, und sonderbar! das Pferd, das durch sein äußeres Ansehen dem andern sehr nachstand, gewann und brachte dadurch den Zauberer und den Gualichu in Ruf.

Ich erinnere mich, daß, als ich einmal mit Hinchel ritt, wir einen Felsen sahen, der eine eigenthümliche Spitze hatte, und welchen Hinchel grüßte. Ich that dasselbe, worüber er sich sehr zu freuen schien. Als wir darauf an eine Salina kamen, wo wir gutes Salz fanden, das wir gerade nothwendig brauchten, erklärte er mir, daß der Geist des Ortes uns in dieser Richtung geführt habe. Bei den Zusammenkünften der Indianer werden, wie man meint, die Teufel dadurch vertrieben, daß die Reiter in vollem Galopp immer rund herum sprengen und ihre Gewehre abschießen.

Das Amt des Zauberers ist nicht erblich; ja, diejenigen, die ich getroffen habe, waren gar nicht verheirathet. Wenn ein Knabe oder Mädchen, wie wir es nennen, wunderlich ist, wie es bei Cayuke's Tochter, einem altklugen und überspannten Mädchen von dreizehn Jahren, der Fall war, so nimmt man an, daß er oder sie zum Zauberer oder zur Zauberin ausersehen sei; die Amtsverrichtungen jedoch, so weit sie die Leitung von Ceremonien betreffen, werden zuweilen auch von einem gewöhnlichen Mitgliede der Horde vollzogen. Die Handelsartikel des eigentlichen Zauberers bestehen in einigen Fetischen oder Zaubermitteln, die er in einem Säckchen hat, vor den

Augen des Volkes sorgfältig verbirgt und nur seinen Amtsgenossen zeigt. Außerdem scheinen die Zauberer wirklich auch Arzneikräuter und einfache Mittel zu kennen; doch beschränkt sich diese Kenntniß nicht auf sie allein. Von epileptischen Anfällen und wirklichen oder erheuchelten Convulsionen sind ihre berufsmäßigen Verrichtungen nie begleitet. Selbstverständlich erwartet man von ihnen, daß sie das Gelingen oder Mißlingen vou Unternehmungen und den Ausgang einer Krankheit vorhersagen, überhaupt die Zukunft prophezeien, und in dieser Hinsicht ist ihre Stellung eine gefährliche, da sie, wenn ihre Prophezeiungen nicht in Erfüllung gehen, häufig mit dem Tode bestraft werden; um aber diese Gefahr auszugleichen, werden sie allgemein ehrenvoll aufgenommen und gastfreundlich bewirthet, erhalten viele Geschenke und werden dadurch gewöhnlich reich. Man glaubt keineswegs, daß sie allein hexen können; jeder Mensch kann wegen des Verbrechens der Hexerei in Verdacht kommen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, wenn sie im Sterben liegen, ihren Tod Jemandem namentlich zur Last legen. Alle Lehren der Missionäre hinderten Casimiro nicht, nach dem Tode seiner Mutter oder einer seiner Weiber durch einen Bevollmächtigten eine Frau tödten zu lassen, die, wie die Verstorbene behauptete, sie behext hatte. Auf gewisse Zeichen und Vorbedeutungen wird abergläubisch geachtet; ein besonders gefürchtetes Omen ist das Geschrei des Ziegenmelkers, der an den Abhängen der Cordillera gemein ist; läßt er sich über einem Lager oder Toldo hören, so bedeutet es Krankheit oder Tod irgend eines Insassen. Sie verehren diesen Vogel hoch und lassen ihm durchaus Nichts zu Leide thun. Ein anderes Thier, das Zauberkräfte besitzen soll, ist eine platte, krötenähnliche Eidechse; man glaubt, sie mache auf geheimnißvolle Weise die Pferde lahm, und sie wird, wenn man sie trifft, immer getödtet. Ferner herrscht der Aberglaube, daß im Süden ein zweiköpfiges Guanaco existire, das, wenn es erscheine, ein Vorbote von Krankheit sei. Wie mein Berichterstatter sagte, rafften nach seinem letzten Erscheinen die Masern oder eine ähnliche Krankheit den zehnten Theil des südlichen Stammes weg; die Krankheit hatte sich durch den Verkehr mit Punta Arena verbreitet, wo sie damals herrschte. Jeder ungewöhnliche Gegenstand, mit dem sie nicht vertraut sind, wie zum Beispiel ein Compaß oder eine Taschenuhr, wird mit Argwohn betrachtet als von einem bösen Geiste bewohnt. Zuweilen meint man, diese Gegenstände brächten beim Spiele Glück, und trachtet eifrig nach ihnen. Einer meiner

Reisegefährten besaß eine Taschenuhr, die er in Punta Arena bekommen hatte, und bat mich, ehe er Karten spielte, oft, sie in Gang zu bringen; das Ticken wurde für die Stimme des verborgenen Gualichu gehalten. Auch nach meinem Compaß wurde fortwährend verlangt, aber das Vorrecht des zeitweiligen Besitzes beschränkte sich nothwendigerweise auf einige begünstigte Freunde. Ich erklärte, so gut als ich konnte, den Gebrauch dieses Instrumentes, und Viele von ihnen begriffen es; sie baten mich immer, die genaue Richtung verschiedener Punkte anzugeben, die sie kannten, und es machte ihnen große Freude, daß ihre Fragen in der Regel richtig beantwortet wurden. Ein Medaillon, das ich um den Hals trug, wurde ebenfalls als ein Talisman betrachtet, der denjenigen, welcher ihn trage, vor dem Tode sichere.

Bei all' diesem Aberglauben, Achten auf Vorzeichen und Glauben an Dämonen schenken sie keineswegs den Zauberern unbedingtes Vertrauen und blinde Ehrfurcht. Auch verlassen sie sich bei Krankheit nicht auf ihre Zauberformeln allein; Viele sind mit Arzneikräutern bekannt und wenden sie mit gutem Erfolg an. Außerdem daß sie gute Roßärzte sind, verstehen sie das Aderlassen und üben es nicht nur am Kranken aus, sondern lassen es auch, wie unsere Großväter, zu regelmäßigen Zeiten an sich selbst vornehmen, indem sie glauben, daß es heilsam sei. Casimiro behauptete, die vortreffliche Gesundheit der Tehuelchen, im Vergleich zu jener der Colonisten oder Christen, sei dieser Gewohnheit zuzuschreiben. Auch auf Gifte verstehen sie sich und wenden sie zuweilen an, nicht um ihre Waffen zu vergiften, sondern um einen Feind heimlich aus dem Wege zu räumen. Solche Fälle sind selten, aber in dem einen Falle, den ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, wurde ohne allen Zweifel der Tod dadurch herbeigeführt, daß man einen Potrostiefel, dessen Eigenthümer eine unbedeutende Wunde am Beine hatte, inwendig vergiftete.

Was die Tsoneca-Sprache betrifft, so werden etwaige Forscher auf das im ersten Anhange mitgetheilte Wörterverzeichniß verwiesen; aber ich muß auf's bestimmteste erklären, daß sie sowohl von der Pampa- als von der araucanischen Sprache ganz verschieden ist. Obgleich ich in der Tehuelche-Sprache mich unterhalten konnte, so verstand ich doch die Pampas durchaus nicht. Ich bemerke dies, weil in M. Guinnard's Werke Angaben vorkommen, nach welchen ich, wenn ich sie mit anderen, schon angedeuteten, inneren Beweisen zu-

sammennehme, zweifeln muß, daß der Verfasser sich jemals in den Händen der wirklichen Patagonier befand; die Leute, die ihn gefangen nahmen, und seine Herren waren Pampas oder Araucanos, deren Sitten er gut schildert.

Nach der „Stammrolle" der dienstfähigen Krieger zu der Zeit berechnet, als die Vereinigung aller der verschiedenen Horden, die während meiner Reise sich zu politischen Zwecken verbanden, mich in den Stand setzte, einen genauen Ueberschlag zu machen, beträgt, von den Pampas und Araucanos abgesehen, die Zahl der reinen, nördlichen und südlichen Tehuelchen in Patagonien an Männern, Frauen und Kindern nicht über 1500. Die außer den beiden großen Abtheilungen der Nördlichen und Südlichen so oft angegebenen Unterabtheilungen nach Stämmen bestehen nur in der Einbildung oder gründen sich auf die Namen zeitweiliger Anführer. Auch die Bezeichnung Clan (oder Geschlecht) paßt nicht recht für die nomadischen Horden, die durch Gewohnheit oder auch oft durch Zufall sich vereinigt haben. Die Bevölkerung nimmt stetig und sehr schnell ab, und verheerende Krankheiten nebst den schlimmen Wirkungen des Branntweins thun das Ihrige, um dieses Volk auszurotten.

Was ihre Organisation betrifft, so muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Tehuelchen in keinerlei Unterthanenverhältniß zu einem Obercacique, wie etwa Calficura oder sonst einem, stehen; doch können sie unter sich beschließen, einem einzigen Häuptlinge, wie zum Beispiel Casimiro, zu gehorchen. Auch sind sie, außer durch Wechselheirath oder freiwilliges Zusammentreten, weder mit den Pampas noch mit den Araucaniern politisch vereinigt. Sie sind von Natur zur Unabhängigkeit hingeneigt und huldigen gern rebellischen Ideen, wie derjenigen, daß „ein Mensch so gut wie der andere sei". In Cuastro's letzten Worten: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe — mir hat kein Cacique zu befehlen," liegt die herrschende Vorstellung über diesen Gegenstand genau ausgesprochen. Dessen ungeachtet stehen alle „Horden", sie mögen noch so klein sein, wenn sie reisen, unter dem Befehle eines Cacique oder „Gownok", der zuweilen auch mit dem zärtlicheren Titel „Yank" oder Vater bezeichnet wird; sein Einfluß beschränkt sich jedoch sehr häufig nur auf die Marsch- und Jagdordnung. Manche Häuptlinge sind erblich, aber dies ist nicht immer der Fall, und unter den nördlichen Indianern gibt es viele kleine Häuptlinge, welche aus Leuten bestehen, die, wenn sie in den Besitz einiger Stuten und Hengste gekommen sind, sich den Titel

Cacique beilegen. Sie beobachten unter sich eine strenge Etikette; der eine Häuptling darf der Sitte zufolge den Toldo des andern nicht betreten, wenn sie sich nicht vorher gegenseitig Geschenke gemacht haben. Eine andere merkwürdige Sitte ist die, daß ein Mann, wenn er mit seinem Schwiegervater spricht, nicht nach demselben hinsehen darf; dies beschränkt sich indeß nicht auf die Aristokratie, sondern findet sich auch bei dem gemeinen Volke. Wenn zwei Indianerhorden einander sich nähern und endlich so nahe sind, daß sie den Rauch der Jagdfeuer erkennen, so wird ein Signalfeuer angezündet und von jeder Seite ein Chasqui — von den Tehuelchen Coêto genannt — in der Regel irgend ein Verwandter der Häuptlinge, abgesandt. Wenn die beiden Chasquis sich treffen, begeben sie sich nach dem Lager des Mächtigsten, und wenn sie nahe kommen, sprengen noch mehr Reiter heraus und geleiten sie nach dem Toldo des Häuptlings. Bei der Ankunft sitzt der fremde Chasqui ab, für seine Pferde und sein Zeug wird gesorgt, und ihm wird mit großer Förmlichkeit ein Sitz angewiesen, wo er, zuweilen eine Stunde lang, geduldig bleibt und mit ernstem Gesicht alle Fragen beantwortet; dann richtet er die Botschaft aus, mit der er etwa betraut sein mag. Wenn er auch müde, matt und hungrig ist, er rührt sich nie, bis die Förmlichkeiten zu Ende sind; dann wird er mit der besten Nahrung versorgt, die sein Wirth besitzt, und ihm das bequemste Unterkommen verschafft, das derselbe bieten kann.

Die Schilderung des Lebens in den Toldos, wie es wirklich ist, wird hoffentlich den Leser in den Stand gesetzt haben, sich von dem Charakter der Tehuelchen eine günstigere Vorstellung zu machen, als man — die Herren Missionäre Hunziker und Schmid ausgenommen — gewöhnlich von ihnen hat. Die Bezeichnungen grausame Wilde, Räuber der Wüste u. s. w. verdienen sie sicherlich nicht. Sie sind freundliche, gutgelaunte, plötzlichen Antrieben folgende Naturkinder, die sich leicht für oder gegen Etwas sehr einnehmen lassen, feste Freunde oder ebenso erklärte Feinde werden. Gegen Fremde, besonders aber gegen Leute spanischer Abstammung odet, wie sie dieselben nennen, Christianos, sind sie natürlich mißtrauisch. Auch ist dies kein Wunder, wenn man bedenkt, welche Behandlung, welch' hinterlistige Grausamkeit und spitzbübische Räuberei sie bald von Seiten der Eindringlinge, bald von den Colonisten erfahren haben.

Im südlichen Theile des Landes sind sie in Folge ihres häufigen Verkehres mit Seehundsfängern an der Küste gegen Engländer

günstig gesinnt. Auf die nördlichen Tehuelchen, die zu einem solchen Verkehr keine Gelegenheit haben, erstreckt sich diese Bemerkung selbstverständlich nicht.

Ich bin bei den Geschäften, die ich mit ihnen hatte, immer mit Ehrlichkeit und Rücksicht behandelt worden, und für meine wenigen Sachen wurde — wenn sie auch gemäß der Gegenseitigkeit, mit der sie gegen einander handeln, zuweilen geborgt wurden — die größte Sorge getragen; so bat mich ein Indianer häufig, meine Waffen ansehen zu dürfen, und gab sie, nachdem er sie betrachtet hatte, mir sorgfältig wieder. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen verlor ich nur zwei Gegenstände: der erste, ein Feuerstein und Stahl, wurde, wie ich zu glauben Grund habe, von einem der Chilier gestohlen; der zweite, ein Paar Straußkugeln, wurde aus dem Toldo entwendet. Wenn aber auch die Indianer unter einander ehrlich genug sind, so machen sie sich doch kein Gewissen daraus, Jeden zu bestehlen, der nicht zu ihrer Horde gehört. So nehmen sie zum Beispiel, wenn sie des Handels wegen in die Colonien kommen, ein verirrtes Pferd ohne Weiteres mit, und in Santa Cruz mausten Graviel und Andere fortwährend eiserne Nägel und sonstige Kleinigkeiten. In Bezug auf ihre Wahrheitsliebe habe ich folgende Erfahrung gemacht. Wenn es sich um unbedeutende Sachen handelt, lügen sie fast immer und erfinden Geschichten blos Spaßes halber; so kam, während wir in Teckel waren, Frau Orkeke zu mir und brachte die Nachricht, Casimiro's Weib sei todt. Ich bemerkte darauf: „Gott sei's gedankt!“ was mit hellem Gelächter aufgenommen und durch die Mittheilung erwiedert wurde, daß sie so lebendig sei wie je, und daß sie nur böse Augen habe. Aehnliche Beispiele, wo die Indianer Lügen erdichteten, könnte ich noch viele anführen. Den alten Orkeke ertappte ich nie auf einer directen Lüge, und wenn er mir über Etwas Aufschluß gab, fügte er immer hinzu: „Ich lüge nicht.“ Handelte es sich aber um eine Sache von Wichtigkeit, wie zum Beispiel die Gewährleistung für die Sicherheit eines Menschen, so sprachen sie die Wahrheit, so lange man ihnen Treu' und Glauben hielt. Als ich einige Zeit unter ihnen war und sie sich überzeugt hatten, daß ich es stets vermied, nur irgend von der Wahrheit abzuweichen, hörten sie selbst in unbedeutenden Sachen auf, mich zu belügen. Daraus kann man sehen, daß sie nicht den hinterlistigen Charakter haben, den manche unwissende Leute in ihren Büchern ihnen zuschreiben. Auch sind sie nicht aus Gewohnheit grausam,

selbst gegen Sklaven oder Gefangene. Die chilischen Deserteure erhielten immer gute Wohnung und Nahrung und bekamen zum Reiten Pferde geliehen, und nur ihre unheilbar schlechte Gesinnung und ihre beständigen Complotte brachten ein Schicksal über sie, das man wahrhaftig kaum für unverdient halten konnte, da hingegen die wenigen Guten von ihnen sich hohe Gunst erwarben.

Ich für meinen Theil fühlte mich unter den Tehuelchen, so lange als sie Nichts zu trinken oder keine Kämpfe hatten, weit sicherer als später in Rio Negro. Wenn sie betrunken sind, werden ihre Leidenschaften selbstverständlich zügellos; sie erinnern sich alter Fehden und kämpfen zuweilen blos um des Kampfes willen. Um dies zu beobachten, braucht man jedoch nicht bis nach Patagonien zu gehen.

Vielleicht der schönste Zug in ihrem Charakter ist die Liebe zu ihren Weibern und Kindern; eheliche Zwistigkeiten sind selten und Weiberschlagen ist unbekannt, und der tiefe Schmerz, mit welchem der Verlust eines Weibes betrauert wird, ist sicherlich nicht „civilisirt", denn der Wittwer vernichtet sein ganzes Vermögen und verbrennt Alles, was er besitzt; so war Paliki vor dem Tode seines Weibes ein reicher Indianer; als ich ihn aber kennen lernte, war er arm und nachlässig; er hatte sein ganzes Hab und Gut vernichtet und in der Verzweiflung über seinen Verlust sich dem Spiele und Trunke ergeben. Selbst Casimiro sagte, sein Sohn Sam — bei dem ich wahrhaftig nicht vermuthet hätte, daß er uneigennützige Liebe zu irgend einem menschlichen Wesen trage — habe nach dem Tode seines Weibes sich zu Grunde gerichtet und mache seitdem sich Nichts mehr aus dem Leben.

Den Kindern läßt man Alles zu; sie reiten die besten Pferde und werden wegen schlechten Betragens nie zurecht gewiesen. Ich wunderte mich immer, daß die Jünglinge und jungen Männer in Folge des Mangels an Erziehung nicht halsstarriger und eigensinniger wurden. Leute, die keine eigenen Kinder haben, nehmen zuweilen ein Hündchen an Kindesstatt an; diesem wenden sie ihre ganze Liebe zu und geben ihm Pferde und andere werthvolle Sachen, die, falls der Besitzer stirbt, vernichtet werden.

Es ist mir immer aufgefallen, daß die Missionäre bei ihren Bemühungen, diesen Naturkindern Lesen und Schreiben beizubringen, keinen Erfolg gehabt haben; denn sie sind von Natur sehr intelligent (selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen). Als

Beweis für ihre Schnelligkeit im Nachahmen sei erwähnt, daß ich Hinchel's Sohn mit sehr geringer Mühe in ganz kurzer Zeit den Namen seines Vaters und diejenigen zweier anderen Indianer schreiben lehrte. Auch pflegte ich zur Unterhaltung der Kinder mit einem Stück Holzkohle Schiffe auf ein Brett zu zeichnen, und sie zeichneten sie sogleich nach. Hinchel selbst zeichnete, indem er ein Stück von dem Laufe des Rio Negro erklären wollte, eine rohe Karte auf das Brett, auf der die Krümmungen des Flusses dargestellt waren; sie war, wie ich später fand, vollkommen richtig.

In ihren heimathlichen Wildnissen habe ich unter den Indianern wenig Unsittlichkeit bemerkt; in den Ansiedelungen jedoch werden sie, wenn sie durch Trunkenheit gesunken sind, ohne Zweifel schlechter und in ihren Begriffen locker. Man muß es aber rühmen, daß in späterer Zeit, wenn die Indianer die Ansiedelungen am Rio Negro betraten, die jungen Frauen und Mädchen größtentheils mit den Toldos in Valchita, außerhalb der Travesia, gelassen wurden, damit sie den Versuchungen fern blieben. Jetzt wachsen viele Tehuelche-Jünglinge auf, die vor dem Branntwein den größten Abscheu haben, und hoffentlich wird mit der Zeit diese Enthaltsamkeit sich unter ihnen weiter verbreiten, denn sie selbst besitzen keine berauschenden Getränke; der Rum wird von den Christen eingeführt, und sie sind recht gut im Stande, die schlechten Wirkungen desselben zu beurtheilen.

Ein kurzer Rath für den künftigen Reisenden mag diese unvollkommene Skizze schließen. Zeige nie Mißtrauen gegen die Indianer; sei für Dein Hab und Gut ebenso unbesorgt und mit demselben ebenso freigebig, wie sie unter einander sind. Verlange nie, daß man Etwas für Dich mache; fange und sattle Dein Pferd immer selbst. Thue nicht, als wärst Du besser als sie, denn sie begreifen es nicht — es sei denn, daß Du Deine Ueberlegenheit irgendwie deutlich beweisen kannst. Da Du wahrscheinlich nicht mit einem Weibe oder mit Geräth belastet bist, so sei bei Flußübergängen oder sonstigen Schwierigkeiten immer der Erste; dann werden sie Dich allmälig achten lernen. Mit einem Worte, je nachdem Du sie behandelst, werden sie Dich behandeln.

Sechstes Kapitel.

Von Teckel nach Geylum.

Casimiro's Haushalt. — Carge-kaik. — Quintuhual's Sohn. — Woolkein. — Rebhühner. — Zusammenkunft mit den Araucaniern. — Der Cacique Quintuhual. — Esgel-kaik. — Araucanische Schönheiten. — Gelegenheit nach der Colonie Chupat. — Diplaik. — Calficura's Kriegserklärung. — Die Tehuelchen lernen fischen. — Meine indianischen Verwandten. — Waldstreifereien. — Ein indianisches Paradies. — Der obere Chupat — Cuschamon. — Das Verlieren der Pferde. — Amtsverrichtungen. — Botschaft von Las Manzanas. — Das Branntweinsegnen. — Casimiro berauscht. — Foyel's Lager. — Großes Parlemento. — Foyel's Absichten. — Gatschen-kaik. — Ankunft in Geylum.

Am 21. Januar wurde der Befehl zu marschiren gegeben, und die ganzen vereinigten Truppen der Tehuelchen, zweihundert Mann stark, nebst der gewöhnlichen Anzahl Frauen und Kinder, rüsteten sich zum Vorrücken, um sich den Araucanos anzuschließen. Zehn Toldos, die Crimè's Horde bildeten, blieben zurück, weil dieser Caciquillo noch immer krank war; er ließ jedoch sagen, er werde hinter uns folgen.

Die Pferde waren alle in vortrefflichem Zustande, und es machte mir großes Vergnügen, den gewaltig langen Zug abreiten zu sehen. Unser Familienkreis in Casimiro's Toldo umfaßte, außer dem Häuptlinge und seinem Weibe, seinen Söhnen und seinem Töchterchen Chinguk, einen alten Schwager, Kai, mit dem Spitznamen Chileno, dessen Weib und Sohn Macho und eine alte taubstumme Frau von höchst abstoßendem Aeußeren. Der einzige gute Zug in Casimiro's Charakter war seine Menschenliebe. Er war stets bereit,

allen Verlassenen oder Schwachen eine Zufluchtsstätte zu bieten, und in seinem Toldo fehlte nie irgend ein solches hülfloses Wesen, dessen er sich erbarmt hatte. Meine ehrenvolle Stelle als Secretär und Oberschiedsrichter, im Range der Nächste nach dem Cacique, söhnte mich kaum damit aus, daß ich die behagliche Ordnung in Frau Orkeke's Hauswesen gegen die unbehagliche Würde in meinem jetzigen Quartier vertauscht hatte. Auch der Chilier Meña, der durch seine guten Eigenschaften es weiter gebracht hatte als seine Landsleute, theilte dieses Quartier. Die Zahl der Chilier hatte sich bis auf vier vermindert; Arica war in der Nähe von Teckel auf der Jagd verschwunden; er war ohne Zweifel in Folge seines zänkischen Wesens von irgend Jemandem, den er gekränkt oder beleidigt hatte, getödtet worden.

Der Weg, den wir zogen, führte nordwärts durch ein Thal; wir jagten auf beiden Seiten des letztern und kamen am Nachmittag in einem Lager Namens Carge-kaik oder vier Hügel an. Die Landschaft bot nichts Bemerkenswerthes; die Hügelwände waren auf beiden Seiten mit Gestrüpp bedeckt, und die Gipfel bestanden aus Felsenmassen und an manchen Stellen aus losem Geröll, zwischen welchem viele Armadille in der Sonne lagen und sich wärmten. Diese Thiere lassen sich, da sie sehr langsam sind, leicht fangen; sind sie aber einmal in ihre Höhle, so sind sie schwer herauszubringen, weil sie sich mit großer Hartnäckigkeit am Boden festhalten. Sie schmecken sehr gut und werden gewöhnlich in ihrem Panzer auf dem Feuer gekocht; zu diesem Zwecke werden die Eingeweide u. s. w. herausgenommen und der hohle Raum mit heiß gemachten Steinen ausgefüllt. Wenn sie in ihrem besten Zustande sind, hat ein Mensch an einem einzigen Schenkel genug, da das an demselben befindliche Fett, das gelb aussieht, ungefähr einen Zoll dick ist. Aus den Panzern machen die Frauen Arbeitskörbe, in welchen sie, wenn sie nähen, ihre Pfriemen, Sehnen u. s. w. haben, oder die auch, wenn sie malen, als Farbenkästchen für die verschiedenen Farben dienen.

Den Tag nach unserer Ankunft wurden Tankelow und noch ein anderer Indianer als Boten an die Horde araucanischer Indianer oder Manzaneros abgesandt, die, wie man annahm, einige Märsche von uns entfernt lagerte. In jener Nacht wurde ein Kind geboren, dessen Eltern reiche Leute waren; es fand daher ein großes Stutenschlachten statt, das Mandilzelt wurde errichtet und ein Schmaus und Tanz angekündigt.

Mittlerweile kehrten gegen vier Uhr Nachmittags die Chasquis zurück und brachten einen araucanischen Indianer mit, der mitten in einem Haufen Neugieriger, die Alle ihn gern sehen wollten, während er sich in seinem Benehmen immer ernsthaft und dumm verhielt, in gehöriger Form nach unserm Toldo escortirt wurde. Nachdem die üblichen ceremoniösen Förmlichkeiten vorüber waren, setzte er sich nieder und legte vermittelst eines Dolmetschers dar, daß er ein Sohn Quintuhual's sei, eines Häuptlings, der sich gegenwärtig ungefähr vier Märsche weiter nach Norden aufhalte. Sein Vater habe die höfliche Botschaft, die Casimiro gesendet, mit großer Freude empfangen, und gleiches Vergnügen werde es ihm machen, die Tehuelchen zu bewillkommnen; doch habe er den Wunsch angedeutet, erst Casimiro allein zu treffen. Hierin war der letztere Monarch offenbar anderer Ansicht, denn es schien keine guten Absichten zu verrathen; er antwortete jedoch ausweichend, und damit war das Gespräch zu Ende.

Dieser Indianer war ungefähr von mittlerer Höhe. Gekleidet war er in farbige Ponchos und um den Kopf trug er ein seidenes Tuch. Er hatte regelmäßige Gesichtszüge, rastlos funkelnde schwarze Augen und ungefähr dieselbe Hautfarbe wie die Gauchos am Rio de la Plata. Das Haar trug er kurz geschnitten, und dieses wie sein reinliches Aeußere überhaupt bildete zu den wallenden Locken und den mit Farbe beschmierten Körpern der Tehuelchen einen starken Contrast.

Indem ich ihm meine Schlafstelle überließ, machten wir ihn bald heimisch, und nachdem er Etwas genossen hatte, gingen wir zusammen hin, um den Tänzern zuzusehen, die um das vor dem Mandilzelt angemachte Feuer herum wacker ausschritten. Hier gesellte sich Jackechan zu uns, und da er die araucanische Sprache verstand, so konnten wir uns unterhalten. Gleich darauf betheiligte ich mich auf besonderes Ersuchen am Tanze und zwar mit Golwin (dem Weißen) und noch zwei anderen Indianern, wobei ich zur großen Freude der Indianer zum ersten Male im vollen Straußfeder-Costüm, mit Glockengurt und richtig bemalt auftrat. Meine Leistung im Tanze rief allgemeinen Beifall hervor, und schließlich begaben sich Alle zur nächtlichen Ruhe; ich selbst nahm mein Sattelzeug und schlief unter einem in der Nähe des Toldo stehenden Busche.

Nach einem köstlichen Frühstück von gebratenen Fischen, die Meña höchst kunstgerecht zubereitet hatte, machten wir uns wieder

marschfertig, der Chasqui nahm für jetzt Abschied von uns, und um neun Uhr Vormittags war der ganze Zug der Frauen und Kinder zu Pferde in Bewegung und der Kreis zur Jagd gebildet.

Wir überschritten mehrere seichte Gewässer, an deren Ufern Zwerchbuchen standen, und die sich entweder in Lagunen oder in den Teckelfluß ergossen, dessen Lauf nordöstlich von unserer Linie lag, und der Zug der Frauen berührte bei dem Marsche dann und wann das Thal. Von den Hügeln, die diese Gewässer trennten, bestand die südliche Seite aus allmäligen, mit grobem Gras bedeckten Abhängen, während die nördlichen Gegenabhänge steil und mit losen Felsblöcken und Steinen bedeckt waren. Orkeke hatte mir auf den früheren Märschen oft gesagt, das Land der Araucanos wäre sehr steinig, und es gäbe dort sehr viele Armadille, aber wenig anderes Wild; an diesem Tage nun sah man Guanacos selten, Strauße aber viele und Armadille in Ueberfluß.

Nachdem wir mehrere Rücken und enge Thäler überschritten hatten, zogen wir endlich quer über eine hügelige Ebene, die, wie gewöhnlich, mit Gestrüpp bedeckt und mit Feuerstein-, Achat- und anderem Kies bestreut war, und lagerten uns für die Nacht an einem Platze, Namens „Woolkein"; er lag neben einem Wasserbette, das jetzt beinahe trocken war; nur in tiefen Löchern stand noch Wasser. Den Cañon oder das Thal des Teckelflußes hatten wir einige Meilen weiter östlich verlassen, und zwar an einem Punkte, wo es eine scharfe Krümmung nach Osten zu machen schien.

Nach Westen sah man die gegen zwanzig Meilen entfernten Berge der Cordillera, während in Süden die schroffen Felsenhügel standen, über die wir schon gezogen waren, und in Norden eine Kette ziemlich spitziger Hügel sich zeigte, die sich nach Westen hinzog und an ihrem westlichen Ende nach den unten an der Cordillera liegenden Ebenen abzufallen schien. Am nächsten Morgen waren wir, ehe noch der Reif von der Weide weg war, wieder unterwegs, und nachdem wir einen Felsenhang von vielleicht fünfzig Fuß hinabgeritten waren, erreichten wir eine zweite Ebene, die überall voll Steine lag, welche das Galoppiren sehr erschwerten; dessenungeachtet wurde eine große Heerde Guanacos eingeschlossen und viele erlegt; Strauße dagegen schienen sehr selten zu sein. Zu meiner großen Ueberraschung stiegen, während ich einige Guanacos verfolgte, dicht an den Füßen meines Pferdes zwei große Rebhühner auf, flogen eine kurze Strecke und setzten sich dann wieder. In der Umgegend von Santa Cruz waren

mir Rebhühner beschrieben worden, aber ich hatte nie eines gesehen; dies waren die ersten, die ich in Patagonien traf.

Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir aus dem steinigen Striche auf eine Ebene heraus, die mit Sand und Gestrüpp bedeckt war. Nachdem wir uns an einem Flüßchen erquickt, zogen wir westwärts, so daß wir die Cordillera gerade vor uns hatten, bis wir uns um eine hohe Klippe wandten, die aus den begrasten Abhängen, mit welchen die Hügel allmälig in die Ebene übergingen, vorsprang. Jenseits derselben betraten wir, uns wieder gen Norden wendend, eine flache Ebene, an deren anderem Ende wir mit großer Zufriedenheit den Rauch bemerkten, der von den Toldos der araucanischen Indianer als Antwort auf den unsrigen aufstieg. Jn Südwesten konnte man wegen der dort am Rande des Thales vorspringenden hohen Klippe die bewaldeten Berge nicht deutlich sehen; zwischen den Hügeln jedoch, welche das Thal einschlossen, das wir bis hierher schon durchritten hatten, traten dieselben hervor. Auf der Ostseite stand eine Hügelkette, kahl und öde, nur hier und da rupfte ein einzelnes Guanaco in einsamer Majestät die Spitzen des verkümmerten Grases ab. Vor uns, gerade nach Norden, lag eine große Lagune, in welcher viele Schwäne und Flamingos umherwateten und schwammen. Jenseits derselben sah man die Toldos der Araucanier, zehn an Zahl.

Nahe am obern Ende der Lagune machten wir unter dem Schutze einiger dichten Büsche Halt, um unsere Truppen zu sammeln, unsere besten Ponchos und unsern Silberschmuck anzulegen und die Pferde zu wechseln, und zogen dann langsam weiter, bis wir uns noch ungefähr eine Viertelmeile von den Toldos befanden. Zu unserm großen Erstaunen zeigte sich Niemand, um uns zu empfangen; endlich jedoch stellte eine Frau sich ein und theilte uns mit, daß die Männer alle auf der Jagd seien, daß man aber nach ihnen geschickt habe, und daß sie bald kommen würden.

Unsere Frauen stellten mittlerweile die Toldos auf einem grünen, mit einem Teppich von Erdbeerpflanzen bedeckten Rasenplatze nahe an einem kleinen fließenden Wasser auf, das unser Lager von dem der Araucanos trennte. Wir saßen Alle ab und ruhten nach der langen Reise, bei der wir, von der vorhergehenden Station an, volle vierzig englische Meilen zurückgelegt hatten, aus, und in etwa einer halben Stunde erschienen die Araucanos, wie Dämonen galoppirend. Da ihre Frauen vorher frische Pferde herbeigebracht hatten, so waren

sie fast in kürzerer Zeit, als erforderlich ist, um es niederzuschreiben, im Sattel und, Lanzen in der Hand, in vortrefflicher Linie aufgestellt, darauf wartend, daß wir die Bewillkommnungsceremonie durchmachten. In etwa fünf Minuten hatten wir uns gerichtet und das gewöhnliche Galoppiren, Jauchzen und ceremoniöse Begrüßen überstanden. Mir fiel besonders die kühne, biedere Haltung der jungen Männer dieser Horde auf; in buntfarbige Ponchos gekleidet, unter welchen sie reinliche leinene kurze Hosen und weiße Flanellwesten trugen, machten sie einen höchst civilisirten Eindruck. Vor allen Uebrigen, die im Ganzen nur siebenundzwanzig Mann zählten, zeichneten sich vier Brüder aus; es waren ganz besonders schöne, kräftige Männer, mit blühender Gesichtsfarbe, die in der Ferne, wo man die Farbe ihrer Augen nicht erkennen konnte, fast wie Europäer aussahen. Als ich dies gegen El Sourdo äußerte, der während der Begrüßungsfeierlichkeit mir zur Rechten ritt, erwiederte er mit leiser Stimme: „Arge Teufel, diese Indianer; vielleicht Krieg.“ Daß er an so Etwas denken konnte, während wir wenigstens zehnmal so viel waren als sie, beweist hinlänglich, in welchem Rufe die araucanische Tapferkeit steht.

Es ging jedoch Alles ruhig vorüber, und auf den folgenden Tag wurde eine Rathsversammlung festgesetzt.

Als wir nach den Toldos zurückkehrten, sahen wir, wie einige Araucanier von etwas Waldung her, die an den Ufern des nach Norden fließenden Baches stand, eine Heerde Schafe und Andere eine Heerde Rinder herbeibrachten. Auf der Ostseite des Thales grasten gegen vier- bis fünfhundert Hengste und Stuten auf der grünen Weide, und Hinchel zeigte mir mit großer Freude die Hengste und Stuten — ungefähr hundert Stück — die seinem ältesten Sohne gehörten, der eine Araucanierin geheirathet hatte und sich bei ihnen aufhielt, und der stolze Vater versicherte, an Nahrung werde es uns nicht fehlen, da er auch Rinder und Schafe besäße.

Casimiro sagte mir, vor vielen Jahren habe er, während er nordwärts reiste, diese nämlichen Indianer zu Fuße getroffen. Sie pflegten, wie er mir weiter mittheilte, mit großen Hunden zu jagen, die sie ausdrücklich der Jagd wegen hielten, das Fleisch gleichmäßig zu theilen und auf den Schultern nach den Toldos zurückzutragen. Auch mit ihrem Wirthschaftsgeräth beluden sie, wenn sie auf dem Marsche waren, sich selbst, hingen dabei Schläuche voll Fett in den Bäumen auf und ließen sie zu künftigem Gebrauch zurück. Er gab

ihnen ein Paar Stuten, von welchen ihre jetzigen Pferde zum Theil abstammen. Diese Erzählung muß man jedoch mit Vorsicht aufnehmen, wenn es auch leicht möglich ist, daß ihnen in irgend einem Kampfe ihre Pferde abgenommen wurden, und daß sie später, als unter dem Cacique Lenketrou alle Indianer sich vereinigten, um in die Ansiedelungen einzufallen, einen Antheil von der Beute erhielten und seitdem durch Handel die Zahl ihrer Pferde vermehrt haben.

An dem Tage, der auf unsere Ankunft folgte, wurde eine Rathsversammlung gehalten und fand ein Austausch von Geschenken statt. Hier machte ich die Bekanntschaft des alten Häuptlings Quintuhual und beschenkte ihn mit einem Dolche. Er war ein kurzer, schwerfällig gebauter Mann, mit ernstem, ja feierlichem Gesichtsausdruck; aber er hatte einen schlechten Ruf, weil er sich leicht berauschte und ohne Weiteres zum Messer oder zum Revolver griff — ja, im Rausche Alles niederstieß, was ihm in den Weg kam. Er war selbstverständlich ein Verwandter — man sagte, ein Neffe — Casimiro's; dessenungeachtet empfing er mich Anfangs mit großem Argwohn, und als auf seine Fragen, was ich sei und warum ich gekommen, ihm mitgetheilt wurde, daß ich im Dienste der Cacique von England stände, die den Indianern wohl wolle, daß ich aber diese Gegenden nur zu meinem Vergnügen besucht hätte, erwiederte er, er sei kein Knabe, dem man leicht Etwas aufbinden könne; nachdem er jedoch geheime Erkundigungen eingezogen hatte, schlug er bald einen andern Ton an; er bewies mir dann die größte Höflichkeit und wurde nie müde, über England und die Engländer Fragen zu stellen.

Hier wurden uns die Briefe, die wir vor einiger Zeit abgeschickt und von denen wir geglaubt hatten, sie würden nunmehr in Patagones angekommen sein, wieder zurückgegeben. Sie waren bis zu Foyel's [1]) Leuten befördert worden, weil aber diejenigen, die ich nach England sandte, auf blaßrothes Briefpapier geschrieben waren, so wurden sie wieder zurückgeschickt, da die Indianer der Ansicht waren, die Farbe des Papiers bedeute Krieg.

Quintuhual hatte einen Valdivier oder Chiloten Namens Juan Antonio bei sich, der den Dolmetscher machte. Dieser kleine Mann, der ursprünglich von seinem, irgendwo in der Umgegend von Porto Montt liegenden „Pago", wie er es nannte, mit Branntwein zu den Indianern gekommen war, um mit ihnen Handel zu treiben, hatte

[1]) Auch Poyel genannt.

sich entschlossen, bei ihnen zu bleiben, da er meinte, er sei besser daran, wenn er als armer Mann mit den Indianern in den Pampas lebe, als wenn er in derselben Lage sich in den Ansiedelungen aufhalte. Er sprach selbstverständlich die araucanische Sprache, die in Valdivia allgemein üblich ist, war aber auch mit der spanischen vertraut. Wenn er nicht zu Pferde saß, wär er ein jämmerliches kleines Exemplar von einem Manne, und wenn er auch von Quintuhual geduldet wurde, so wurde er doch, wie die Spanier es nennen, als ein „Infeliz" oder unglücklicher Mensch betrachtet.

Die Rathsversammlung löste sich nach einer Weile auf, wurde aber, da Crimè mit den zehn erwarteten Toldos ankam, am folgenden Tage fortgesetzt, und Quintuhual willigte schließlich ein, seine Horde mit den Tehuelchen zu vereinigen und unter Casimiro's Banner nach Las Manzanas zu ziehen.

Der Chilote Juan Antonio stattete uns am Abend einen Besuch ab und theilte uns mit, daß die Toldos an diesem Orte, der Esgelkaik genannt werde, mehrere Monate gestanden hätten; die Männer seien nicht hier gewesen, sondern hätten erst die Jagd auf die jungen Guanacos abgehalten und darauf in der Cordillera Rinder eingefangen und gezähmt.

Nach seiner Schilderung waren diese Indianer große Meister im Lazowerfen und galoppirten, wenn sie die Rinder verfolgten, auf ganz erstaunliche Weise durch die Wälder; um einen Bullen zu fangen und zu sichern, war nur ein einziger Mann nöthig, und wenn er ihn hatte, galoppirte er weiter und fing noch einen. Da ging es freilich anders als bei uns, wo sieben Mann nicht im Stande waren, mit dem Lazo ein einziges Thier zu fangen.

Er sagte ferner, bei Foyel's Indianern, die sich einige Märsche weiter nach Norden befänden, hätten sich die letzten zwei Jahre acht Valdivier aufgehalten und mit dem Rinderfang beschäftigt, und da es ihnen bis jetzt gelungen sei eine Heerde von achtzig Stück zusammenzubringen, so gedächten sie binnen Kurzem nach Valdivia zurückzukehren.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft besuchte ich die Toldos unserer neuen Verbündeten, und während ich mit einem der vornehmsten Indianer, Namens Malakou, der ein wenig Spanisch reden konnte, sprach, wurde ich gefragt, ob ich Feuerwaffen repariren könne, und ein Paar uralte Exemplare von Pistolen mit Feuersteinschlössern und von Blunderbüchsen, deren Schlösser mit hölzernen

Reifen befestigt waren, wurden hervorgeholt. In einer halben Stunde hatte ich sie wieder zurecht gemacht. Die Eigenthümer waren sehr erfreut darüber und boten mir Tabak u. s. w. an; diesen wies ich jedoch zurück und nahm statt dessen eine Haut, um mir einen kleinen Lazo zu machen.

Nachdem ich von meinen neuen Freunden, nicht für immer, sondern auf Wiedersehen Abschied genommen hatte, wurde ich, während ich wieder zurückspazierte, in einen Toldo gerufen, wo vier Frauen saßen und Mäntel nähten. Eine derselben, die zum Pampa-Stamme zu gehören schien, alt und häßlich, sprach Spanisch und sagte, sie sei früher mit dem Cacique Chingoli in Rio Negro gewesen. Sie führte für die Anderen, drei schlanke, lose Mädchen, Töchter eines Bruders Quintuhual's, welcher Capitanejo der Horde war, das Wort. Die Letzteren hatten sich mit buntfarbigen Ponchos geputzt und um ihr schönes glänzendes Haar, das in zwei lange Zöpfe geflochten war und ihre helle, frische Gesichtsfarbe reizend hervorhob, seidene Tücher gebunden. Die erste Frage, die sie an mich stellten, war, woher ich käme. Als ich antwortete: „Von der Richtung, in welcher die Sonne aufgeht,“ fragten sie, ob es dort nicht sehr heiß sei. Dann fragten sie weiter, ob ich schon einmal oben im Himmel gewesen sei; ob ich nicht einmal todt gewesen und wieder lebendig geworden, oder ob nicht Casimiro todt gewesen und wiedergekommen sei, und nach verschiedenen anderen Dingen derselben Art.

Nachdem ich ihre Neugierde, so gut als ich konnte, befriedigt und eine Pfeife geraucht hatte, erhielt ich durch Juan Antonio die Botschaft, daß Quintuhual mich in seinem Toldo zu sehen wünsche. Ich begab mich dahin, erhielt auf einem Poncho einen Sitz angewiesen und sprach eine halbe Stunde mit dem alten Häuptling; am Ende des Gesprächs machte er mir ein Geschenk mit iner „Jurga“ oder, wie die Tehuelchen es nennen, einem „Lechu“, einer Art wollener Bettdecke, die ihre Frauen machen, dem Poncho ähnlich, nur daß sie nicht aus zwei Theilen mit einer Oeffnung, durch welche der Kopf geht, sondern aus einem ganzen Stück besteht. Sie war ganz neu; seine Töchter waren eben erst damit fertig geworden.

Nach einem guten Mittagsmahle begaben wir uns zu dem Pferderennen, um zuzuschauen; es galt einen großen Wettstreit zwischen den beiden Stämmen. Die Rennbahn war ungefähr vier englische Meilen lang, und das Wettrennen endete mit dem Siege der

Tehuelchen. Jede der beiden Parteien hatte hoch auf ihre Lieblingsthiere gewettet, und da bei dieser Gelegenheit die Damen am Wetten einen hervorragenden Antheil nahmen, so herrschte bei den Tehuelchen große Freude, weil sie von den schönen Araucanierinnen viele werthvolle Mandils und Lechus gewonnen hatten. Am Abend fand ein großartiger Schmaus mit Mandilzelt und Tanz statt.

In der Nähe dieses Ortes wuchsen viele wilde Kartoffeln; die Frauen brachen daher gewöhnlich früh am Morgen auf und kamen gegen Abend mit beladenen Pferden wieder. Die Knollen waren die größten, die ich gesehen hatte, und glichen an Geschmack genau der Batate. Sie wurden gewöhnlich in einem Topfe gekocht, aber eine Erdscholle darüber gelegt, damit der Dampf darin blieb.

Wir blieben acht Tage in Esgel-kaik, unterhielten uns dort mit Pferderennen, besuchten die Araucanos und verbrachten überhaupt die Zeit sehr angenehm; die einzige Unannehmlichkeit war Crimè's Krankheit, mit dem es allmälig schlimmer wurde.

Den Tag vor unserer Abreise gaben Jackechan und El Sourdo zu verstehen, daß sie, da sie eine Störung befürchteten und einem Kampfe gern ausweichen möchten, uns nicht nach Las Manzanas begleiten würden, sondern in der Richtung von Chupat zu ziehen und einen Boten nach der wallisischen Colonie zu senden gedächten, um sich anmelden zu lassen. Ich ergriff daher sofort die Gelegenheit, einen Brief an Mr. Lewis Jones abzuschicken, in welchem ich ihn um eine bestimmte Sendung Yerba, Tabak und Zucker ersuchte.

Am 5. Februar wurde das ganze Lager abgebrochen; Jackechan und zwei Toldos zogen nach Nordosten, und die Uebrigen, die jetzt einen gewaltig großen Zug bildeten, marschirten fast gerade nördlich. Ehe Jackechan abzog, schickte er eine seiner Weiber und seinen jüngsten Sohn, der außerordentlich an mir hing, in unsern Toldo, damit der Vater der Frau, Kai Chileno, unterwegs sich ihrer annehmen sollte. El Sourdo hatte mich dringend gebeten, mit ihrer kleinen Horde zu gehen, und eine Zeit lang war ich wirklich schwankend, hielt es aber doch für das Beste, mich an Casimiro zu halten und Cheoeque sowie dem vielgerühmten Manzanas, wo die Indianer Früchte in Hülle und Fülle und Trank vollauf zu finden hofften, einen Besuch abzustatten.

Nachdem wir Esgel verlassen hatten, änderte sich der Charakter des Landes. Wir zogen nicht mehr über Pampas mit ihrer traurigen Einförmigkeit, sondern reisten durch ebene Thäler von zwei bis drei

englische Meilen Breite, die von Bächen, an welchen verkümmerte Bäume standen, durchflossen wurden und reich an Wild waren. Die allgemeine Richtung der die Thäler trennenden Hügel — die runde Dünen und dann und wann zerrissene und vom Wasser ausgespülte Klippen bildeten — war von Ost nach West; es schien, als wären sie als Ausläufer von der Cordillera entsendet, von der jedoch ihre westlichen Füße durch ein, sich oft zu einer Gebirgsschlucht verengendes Thal getrennt waren, in welchem ein Wasser nach Norden hinabfloß.

Gegen Abend wurde an einem Bache, wo es für die Pferde hinlängliche Weide gab, Halt gemacht, und es war reizend, den langen Zug der Frauen in der Ferne wie eine Schaar Ameisen sich die Hügel herabschlängeln zu sehen; die Araucanier trieben ihre Rinder und Stuten von unserer Horde getrennt, und ihre Schafe bildeten unter der Aufsicht einiger jungen Burschen in langsamen Märschen den Nachtrab.

Am folgenden Morgen wurde frühzeitig das Lager abgebrochen, und nachdem wir einen gerade über demselben stehenden Hügel, der mit üppigem, hohem Grase bewachsen war, überschritten hatten, begaben wir uns den nördlichen Abhang hinunter auf eine wilde, unfruchtbar aussehende Ebene, an deren Nordseite, nahe an einer niedrigen Hügelkette, einige Bäume und eine silberfarbene Linie den Lauf eines Flusses bezeichneten, der von der Cordillera kam; die Berge der letztern stiegen zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß empor, waren beinahe bis zu den Gipfeln bewaldet, und auf ihren Kämmen glitzerten dann und wann Flecke Schnee, die der Gewalt der Sommerhitze Trotz geboten hatten. Wir ritten quer über die Ebene, auf welcher einzelne Berberis- und andere Büsche standen und zur Abwechselung hier und da kleine Rücken mit spitzen Hügeln sich hinzogen, und schlossen an den Ufern des Flusses, einige Meilen von der Cordillera entfernt, den Jagdkreis. Hier zündeten wir, in verschiedenen Partieen, die üblichen Feuer an und genossen gemüthlich das Jagdmahl, nach welchem wir uns zu den Toldos begaben. Die Araucanier hatten die ihrigen auf dem südlichen Ufer des Flusses in einigen Baumgruppen aufgeschlagen, während jene der Tehuelchen auf dem nördlichen Ufer lagen, so daß der Fluß die beiden Dörfer trennte. Von unserm Lager nach Westen folgte auf die unfruchtbare Ebene eine Grasfläche, die bis zu dem etwa zwei englische Meilen entfernten Fuße der Berge sich erstreckte; aber weiter

den Fluß hinauf, der sich nach Norden zog, schien die Ebene ihren unfruchtbaren und steinigen Anblick wieder zu bekommen und hier und da eine ausgetrocknete Lagune zu enthalten, bis sie den Abhang des Gebirges erreichte und abgesonderte Baumgürtel den Anfang des Waldes bildeten. Auf der südlichen Seite des Flusses stand das Weidefutter nicht gerade in Ueberfluß; so viel jedoch, als die Pferde, Rinder und Schafe unserer Verbündeten fraßen, war vorhanden.

Nachdem, wie gewöhnlich, die Pferde besorgt waren, badeten sich die Meisten von uns im Flusse, der zwar nicht sehr tief war, aber hier und da zum Baden geeignete Lachen hatte; das Wasser war jedoch eiskalt. Den Tag nach unserer Ankunft in diesem Lager fand in den araucanischen Toldos ein Geburtstagsschmaus statt, zu welchem die Meisten von uns eingeladen wurden. Es wurde das übliche Zelt errichtet und am Abend ein Tanz gehalten, und Schmaus und Tanz dauerte zwei Tage und Nächte. Als die Vergnügen zu Ende waren, kam von Foyel ein Bote und sagte, Calficura, der Häuptling der an den Salinas nördlich vom Rio Negro, in der Nähe von Bahia Blanca gelagerten Indianer wolle eben mit Buenos Ayres Krieg führen; der angebliche Grund sei die Ermordung eines seiner Verwandten durch die Christen; er bitte deshalb die Araucanier und Tehuelchen, sich ihm bei diesem Einfall anzuschließen. Seine Botschaft lautete wörtlich folgendermaßen: „Mein Pferd steht bereit, ich habe den Fuß im Steigbügel, meine Lanze in der Hand; ich will Krieg führen gegen diese Christen, deren Falschheit wir endlich satt bekommen."

Es wurde ein Parlemento einberufen und die Häuptlinge beriethen sich einige Zeit, beschlossen aber zuletzt, sich nicht in die Sache mischen zu wollen; es wurde daher eine Botschaft des Inhalts gesandt, er könne machen, was er wolle, sie aber möchten gern Frieden halten.

In Diplaik blieben wir einige Tage. Es wurden während derselben mehrere Wettrennen gehalten, die diesmal zu Gunsten der Araucanier ausfielen, welche ihren Nachbarn viele Hengste und Stuten abgewannen.

In die internationalen Vergnügungen kam Abwechselung durch einen Hahnenkampf zwischen Orkeke's Vogel und einem zweiten, der einem Araucanier gehörte. Ich wurde ersucht, die Sporen schärfen zu helfen, und meine Freunde waren ganz erstaunt darüber, daß ich entrüstet mich weigerte, mich mit so Etwas zu befassen. Der arau=

canische Hahnbesitzer hatte auch eine Henne, die während des Marsches auf einigen Eiern saß und ihre in sechs Hühnchen bestehende Brut glücklich in die Höhe brachte; Henne, Nest und Alles wurde behutsam zu Pferde transportirt und Mutter Henne schien im Sattel genau so zu Hause zu sein, wie irgend eine indianische Mutter mit ihrem Säugling, den sie in der Wiege hinter sich hat.

In den ausgetrockneten Lagunen auf der Westseite des Thales waren häufig die Frauen und zuweilen auch die Männer mit dem Ausgraben einer eßbaren Wurzel beschäftigt, die dort in großer Menge wuchs. Das Blatt der Pflanze ist sehr klein und die Wurzel, die sich ungefähr einen Fuß unter der Oberfläche findet, ist von 1 bis 3 Zoll lang. Sie ist ganz weiß und etwa einen Viertelzoll im Durchmesser; im rohen Zustande ist ihr Geschmack demjenigen der Kastanie ähnlich, aber etwas süßer. Die Indianer kochen sie und trinken das Wasser, das sehr süß schmeckt. Während der letzten zwei Tage unsers Aufenthaltes lebten wir, da Fleisch nicht zu bekommen war, ganz von dieser Nahrung und von Fischen, die wir im Flusse fingen. Einige Tehuelchen wurden hier zum ersten Male dazu gebracht, die Fische zu kosten, an welchen Casimiro, Meña und ich uns erquickten, und Manche von ihnen gewannen ihnen großen Geschmack ab; sie borgten meine Angelschnuren und Haken und saßen bald am Ufer, geduldig wartend, daß einer anbiß. Sie fingen mehrere und kehrten gegen Abend mit meinen Schnuren zurück, brachten uns auch einen Theil der Fische mit, obgleich wir es nicht verlangten. Da ich viele Haken hatte, so machten diese scharfsinnigen Wilden sich bald Schnuren aus gedrehten Straußsehnen und mögen, nach Allem was ich weiß, gegenwärtig wohl mit dem Fischfange beschäftigt sein. Die Thatsache, daß vor dieser Zeit kein Tehuelche die Fische, die ich fing, anrührte und schon bei dem Gedanken daran großen Ekel äußerte, verdient ausdrücklich erwähnt zu werden, da man behauptet hat, daß sie an der Küste Seefische fangen und essen; dies konnten nur Leute sagen, die von ihrer wirklichen Lebensweise nichts wußten [1]).

Am 12. Februar marschirten wir; die Ursache, weshalb wir noch zwei Tage länger aufgehalten wurden, war die fortdauernde Krankheit Crimè's, der sich jedoch endlich entschloß, einen Versuch zu machen und mitzuziehen, wenn er auch blos im Stande war auf dem Pferde zu sitzen. Die Frauen folgten mehr oder weniger dem Thale

---

[1]) Vergl. Guinnard, 'Three Years' Slavery', p. 73.

des Flusses, während die Jäger über die Hügel setzten, die auf der Ostseite meistentheils frei von Fels und Steinen waren und auf denen es viele Strauße gab. Während der Reise stieß ich plötzlich auf zwei wilde Katzen, von welchen die eine mein Hund angriff und tödtete und die andere meinen Bolas zum Opfer fiel. Sie gehörten zu der Art, die in den Provinzen von La Plata und besonders auf den Inseln der Paraná gemein ist. Gegen Abend trafen wir wieder ein kleines Wasser, das in den Hauptstrom floß und auf dessen Ebene wir später hinabritten, wo wir die Toldos, buchstäblich „sub tegmine fagi", bereits aufgeschlagen fanden. Während dieses Tagerittes bereiteten wir, da wir zufällig in demselben Theile des Jagdkreises waren wie die Araucanier, unser Mittagessen in deren Gesellschaft und ritten auch zusammen heim. Unterwegs sagte Quintuhual's ältester Sohn, mit dem ich schon in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, er möchte mich gern zum Bruder haben. Wir gaben uns demgemäß die Hände und erklärten, während wir zusammen ritten, feierlich, daß wir wie Brüder leben und stets den Pflichten, welche die Verwandtschaft uns auferlege, eingedenk sein, und wenn die Noth es erfordere, einander beistehen wollten, in welchem Theile der Welt wir uns auch befinden möchten. Mehr konnte man nicht verlangen, und den Leser mag es vielleicht interessiren, zu wissen, daß meine Schwestern und Basen die hübschen Mädchen waren, die in Esgel so neugierige Fragen aufgeworfen, und mit welchen ich, obgleich wir gegenseitig unsere Sprache nicht verstanden, doch durch Lachen die Bekanntschaft immer fortgesetzt hatte, dadurch im Herzen meiner Tehuelche-Freunde bedeutende Eifersucht erweckend. Die herrlich warme Witterung, die — es war ein Wunder! — während unsers Verweilens in Lilly-haik, wie diese Station hieß, fortdauerte, machte unsern dortigen Aufenthalt höchst genußreich, und wir schwelgten in den einfachen Freuden, die der Wald bot; zuweilen gingen drei oder vier von uns fort, über den Bach hinüber, begaben sich dann über eine Ebene, welche die Pferde und Rinder inne hatten, und suchten in den Ravinen der nahen Berge nach Erdbeeren, oder kletterten auf die hohen Bäume und sammelten den gelben, unschmackhaften Schwamm, der an den Aesten hing, oder legten sich in die wilden Veilchen und genossen das dolce far niente. Diese indianischen Naturkinder zeigten, daß sie den Müßiggang, der zu dem Früchte- und Blumen-Sammeln und zu dem Umherstreifen in den Wäldern gehört, ebenso gut zu schätzen wußten wie die Schulkinder bei einem

Ausfluge an einem schulfreien Tage. Einmal begaben sich Casimiro und einige Andere hinaus, um Holz zur Herstellung von Sätteln zu suchen; wir fällten mehrere schöne Bäume, wählten von dem Holze passende Stücke aus und hieben sie ab. Es war mit stumpfen Aexten eine saure Arbeit, aber die Indianer sind, wenn sie einmal Etwas anfangen, unermüdlich. Nachdem ich mit der Axt das Meinige gethan hatte, wanderte ich mit einem Gefährten fort in den dichteren Wald hinein, um Schwämme zur Herstellung von Feuerschwamm zu suchen. Davon fanden wir nur wenig, aber der Durst veranlaßte uns bald, uns nach Wasser umzusehen, und wir entdeckten ein köstliches eiskaltes Flüßchen, das mit Johannisbeerbüschen umgeben war, die reife Früchte trugen. Hier blieben wir kurze Zeit, auf dem bemoosten Rasen liegend und rauchend und Johannisbeeren pflückend, bis ein Jauchzen in der Ferne uns mahnte, daß unsere Gefährten zurückgingen. Auf dem Heimwege tödteten wir eine der platten, krötenähnlichen Eidechsen, welche die Indianer als mit dem Teufel in Verbindung stehend betrachten; auch fingen wir einen jungen Skunk, den Casimiro gern für die Kinder behalten wollte, auf mein Bitten aber laufen und die Freuden der Freiheit genießen ließ. „Denken Sie sich einen zahmen Skunk!“ mag wohl mancher Leser ausrufen; aber in Hinchel's Toldo gab es zwei Skunke, die, völlig zahm und so spielerisch wie junge Kätzchen, überall umhersprangen; von ihren anstößigen Eigenschaften machten sie nie Gebrauch, und wenn sie sich zuweilen ein Paar Stunden lang verloren, so entstand von Seiten der Kinder ein schreckliches Geschrei, bis sie wieder gefunden wurden.

Die Hügelabhänge waren ein Garten voll Calceolarien oder Pantoffelblumen, Alyssum oder Steinkraut, winzig kleiner wilder Geranien oder Storchschnabel und anderer Blumen, die ich nicht kannte. Unter ihnen waren zwei prachtvolle Schlingpflanzen; die eine mit prächtigen violetten, trompetenförmigen Blüthen, glich einem Weinstock, und die andere entfaltete schöne kreisrunde, orangefarbene Blumen mit schwarzen Linien, die wie die Speichen eines Rades strahlenförmig vom Mittelpunkte ausgingen. Ich sah mich vergebens nach Samen um, aber es gab keine reifen; ich begnügte mich daher, eine Blüthe abzupflücken, die später mit noch anderen gesammelten Pflanzen verloren ging.

Ein unangenehmer Vorfall gab mir hier Gelegenheit zu der Beobachtung, daß die Araucanier jeden unglücklichen „Christiano“, den sie entweder stehlen oder kaufen können, gern zum Sklaven

machen und mißhandeln. Einer der Chilier hörte, nachdem er mehr als einmal von einem Tehuelche-Toldo nach dem andern gezogen war, auf die trügerischen Versprechungen eines Araucaniers und verließ seine alten Beschützer vielmehr als Herren. Er fand bald, daß er eine bequeme Stelle gegen wirkliche Sklaverei vertauscht hatte. Eines Tages bat er mich, ich möchte mich in's Mittel schlagen, um ihn vor der Grausamkeit seines Herrn zu schützen, der ihm mit der Peitsche zusetzte, damit er fortfahren sollte, Holz zu fällen, womit er eben beschäftigt war. Er beklagte sich, daß er den ganzen Tag arbeiten solle, spärlich zu essen bekomme und außerhalb des Toldo schlafen müsse; unter den Patagoniern habe er ein ganz anderes Leben gehabt; da habe er immer Nahrung, Obdach und ein Pferd zum Reiten bekommen. Auf meine Verwendung nahm ihn Quintuhual in seinen Dienst, um ihn zu schützen, denn ein Tehuelche nahm ihn nicht wieder auf; doch soll er später von seinem ehemaligen Herrn zur Strafe für sein Fortlaufen getödtet worden sein.

Während unsers Aufenthaltes spielten Einige von uns hoch Karten; Casimiro und Hinchel arbeiteten sehr emsig an der Herstellung von Sätteln, und wenn sie fertig waren, hatten sie ebenso große Eile, sie zu verspielen. Auch eine Hochzeit fand hier statt und brachte Abwechselung in unser Leben, und ein anderer kleiner Vorfall, eine Ehescheidung durch gegenseitige Einwilligung des Mannes und Weibes, eines Araucaniers und einer Tehuelchin, gab den alten Damen Stoff zum Klatschen; doch wurde bald darauf eine Versöhnung herbeigeführt.

Am 16. Februar verließen wir Lilly-haik und nahmen Abschied von dem lieblichen Flusse und den Freuden des Waldes, die dieses Paradies, wie der Ort mit seinen blumenreichen schattigen Plätzen uns vorkam, gewährte. Als wir den nördlichen Abhang des das Thal begrenzenden hohen Landes hinaufzogen, machte ich Halt, um es zum Abschied noch einmal anzuschauen, und ein schönerer Anblick hat sich meinem Auge noch nirgends geboten. Während das Thal eine Krümmung nach Westen machte, verengte es sich, und an seinem obern Ende kam durch eine riesenhafte Kluft, deren senkrechte Wände mehrere hundert Fuß hoch waren, das Wasser des Flusses aus seiner Gebirgswiege hervor. Die Dunkelheit dieser Schlucht war so stark, daß selbst indianische Augen sie nicht zu durchdringen vermochten, und der Fluß schien aus unbekannter Finsterniß an das Sonnenlicht hervorzutreten. Oben stiegen auf beiden Seiten die jähen

Felsenklippen allmälig zu hohen Bergen empor, die in einen reichen Mantel des dunkelgrünen cedergleichen Laubes der Buchenwälder gekleidet waren, und zwischen ihren Gipfeln konnte man die blendenden Spitzen weit entfernter höherer, mit ewigem Schnee gekrönter Berge sehen.

Dieser reizenden Scenerie den Rücken wendend, setzten wir über eine merkwürdige Reihe kahler und steiniger Terrassen oder Bänke von seltsam unregelmäßiger Bildung; die Terrassen liefen in verschiedenen Richtungen und stellten keine parallelen Linien dar, die eine gleichförmige Wirkung des Wassers angedeutet hätten; die regelmäßigen Abhänge und ebenen oberen Flächen glichen einer Reihe riesenhafter Stufen. Endlich stiegen wir auf eine Ebene hinab, die an einen Fluß stieß, den alle Indianer einstimmig für den Hauptarm des Chupat erklärten. Auf der Südseite waren die Ufer mit einer Art Pampagras bewachsen, während auf der Nordseite einige Bäume standen, in deren Nähe die Toldos aufgeschlagen wurden.

Der Fluß war gegen vierzig Meter breit und ließ sich an den meisten Stellen leicht durchwaten; es gab jedoch auch tiefe Strecken, wo ein Pferd schwimmen mußte. Der vorderste Theil der Jäger setzte zuerst über, und Einige, die entweder die Furthen nicht kannten oder sich nicht um dieselben bekümmerten, genossen ein Bad, indem sie neben ihren Pferden herschwammen. Abends war unsere ganze Horde, Frauen und Gepäck, angelangt. An diesem Orte, der Chupatcush genannt wurde, mußten wir wegen der fortdauernden Krankheit des Cacique Crimè einige Tage Halt machen. Wir jagten in der ganzen umliegenden Gegend, die keine besonders merkwürdigen Züge bot. Stromabwärts, oder richtiger gesagt, nach Osten hin, kam erst eine mit kurzem, in Büscheln stehendem Grase bedeckte und dazwischen mit einzelnen Sträuchern bewachsene Hügelkette von der gewöhnlichen Beschaffenheit, durch die der Fluß in einer Reihe Schluchten hindurchbrach, und dann begann eine große Ebene, die sich auf jeder Seite vielleicht neun englische Meilen erstreckte; sie war spärlich mit Gras bewachsen, außer nach den Ufern des Flusses hin, wo das Weidefutter üppig stand.

Nach einer späteren Vergleichung der von den wallisischen Ansiedlern in Bezug auf seinen untern Lauf gemachten Beobachtungen mit meinen eigenen und unterstützt durch Berichte der Indianer kann ich behaupten, daß der Chupatfluß sich in seinem ganzen Laufe dadurch charakterisirt, daß enge, schluchtenartige Ein=

schnitte mit ähnlichen weiten Ebenen, die alle zum Anbau sich eignen, abwechseln. Außer dem Sengel, der ohne Zweifel einer seiner Hauptzuflüsse ist, waren auch noch andere auf unserer Reise vorkommende Ströme als Nebenflüsse des Chupat beschrieben worden, und der Richtung ihres Laufes nach schien es, daß ihre Wasser, falls sie das Meer erreichen, sich in den Chupat ergießen müssen; aber es ist dann schwer zu begreifen, wie der Chupat, wenn er das ganze Wasser eines so großen Gebietes aufnimmt, nach der Schilderung sowohl der Indianer als der Ansiedler in der Nähe der Mündung so kleine Dimensionen haben kann. Es ist daher wahrscheinlich, daß einige, wenn nicht die meisten der kleineren Flüsse sich in den centralen Districten in Lagunen oder Sümpfen verlieren, und der Leser muß sich gefälligst erinnern, daß der Lauf dieser Flüsse, wie ich ihn auf der Karte angedeutet habe, nicht in allen Fällen nach meiner eigenen Beobachtung, sondern theils nach der Beschreibung der Indianer, theils nach einer schon vorhandenen Karte, die wahrscheinlich nach ähnlichen Angaben zusammengestellt wurde, verzeichnet worden ist.

Nach Westen kommen in Zwischenräumen Ebenen vor, dem Anschein nach bis zu der Stelle, wo der Fluß aus den Schluchten des hohen Gebirges der Anden hervorbricht, gegen zwölf englische Meilen von unserm Lager. An diesem Punkte fließt der Strom von Norden her, und wie die Indianer mir sagten, hat er seine Quelle in einem großen See, höchst wahrscheinlich im Nahuel-huapi. Das Weidefutter war in der unmittelbaren Nähe des Lagers spärlich, dem Anschein nach kürzlich weggebrannt worden, aber der Boden war fettes angeschwemmtes Land. Bei der Jagd war das Auffallendste, was ich beobachtete, die große Menge Armadille; ein einziger Jäger brachte häufig zwei oder drei. Auch Fische gab es im Flusse sehr viele, und sie waren im Durchschnitt größer als jene, die wir vorher gefangen hatten.

Am 18. Februar wurde nach Norden, nicht weit entfernt, Rauch bemerkt, und gegen Abend kam ein Chasqui an und brachte ein Paar Flaschen Branntwein für Quintuhual mit, sowie die Nachricht, daß bei Foyel's Leuten Alles gut gehe, und am 21. marschirten wir wieder über ein hohes, durch viele unregelmäßige Ravinen zerrissenes Plateau, das dem Anschein nach von einer Ueberschwemmung betroffen worden war. Hohe vereinzelte Felsenklippen standen empor, als ob das Wasser um sie herumgespült, das dazwischen liegende Erdreich weggerissen und nur ihre ausgewaschenen

Gestalten hätte stehen lassen, die ebenso deutlich die unvertilgbaren Zeichen der Fluthen bewahrten, wie die zerrissenen, zersprengten und versengten Felsen in den südlichen Districten die Spuren vulkanischer Feuer an sich trugen. Zuletzt kam eine mehr ununterbrochene Ebene und endete in einem abschüssigen Hange von 300 bis 400 Fuß Tiefe; die Wand des Spaltes war mit Gras und Sträuchern bewachsen und dazwischen mit zerstreutem Geröll bedeckt. Hier zogen wir hinunter und lagerten uns nahe am Fuße des Hanges, wo an der Seite eine schöne Quelle ausströmte. Der Grund des Cañons, der beinahe eine halbe englische Meile breit war, enthielt ein Wasserbett, das zu dieser Jahreszeit trocken war, bis auf einige Lachen mit zum Trinken untauglichem, stillstehendem Wasser.

Von diesem Orte aus, der Cuschamon genannt wurde, sollten an Foyel und auch an Cheoeque, den Häuptling von Las Manzanas, Boten gesendet und unser nahe bevorstehendes Eintreffen ihm vorläufig angezeigt werden; ich schrieb daher nach unserer Ankunft im Lager auf Casimiro's Geheiß an besagten Häuptling einen Brief, der in gut abgerundeten Sätzen und mit vielem, an Complimenten reichem Wortschwall die Thatsache und die Gründe darlegte, daß wir alle Indianer vereinigt hätten und sie zum Anschluß einlüden.

Nachdem am folgenden Morgen der Brief den versammelten Caciquen vorgelesen und erklärt worden war, erschienen die zwei Boten (Söhne von Caciquen) mit je zwei Pferden und traten, nachdem sie noch einige mündliche Befehle erhalten hatten, unter dem Geheul einiger alten Frauen und einem Cornet-Signal ihre Reise an. Wir Uebrigen, die wir aufgesessen waren, um der Sache ein größeres Gepränge und mehr Feierlichkeit zu verleihen, begaben uns auf die Jagd; Einige folgten in östlicher Richtung der Ravine, die durch hohe Pampas ging und in eine Ebene auslief, welche eine durch die Wasser des Baches gespeiste Lagune enthielt, während Andere die oben liegenden hohen Pampas umkreisten. Hinchel, den ich diesmal begleitete, machte mich auf mehrere kleine Löcher aufmerksam, an deren Ausmündung sich Häufchen Erde und Schutt befanden; er behauptete, es seien die Aufenthaltsorte von Schlangen, aber außen waren keine zu sehen. Er beschrieb die Schlangen als der Farbe nach dunkel, gegen 2 Fuß 6 Zoll lang und völlig unschädlich, und fügte hinzu, sie würden zu essen taugen; dies Alles wurde später von Casimiro bestätigt.

Zu den Beschwerden des Pampalebens gehört die, daß man

dann und wann seine Pferde verliert, wie es bei mir in Cuschamon der Fall war; ich mußte einen ganzen Tag suchen, da sie zusammen mit einem Trupp Stuten weit oben im Thale, das sich hier in zwei Arme theilte und in bewässerte grasreiche, sich bis zur Cordillera erstreckende Ebenen auslief, umherstreiften. Da es beide Thäler hinauf Pferdespuren gab, so nahm ich nach dem gewöhnlichen Gesetz der Contrarietät zuerst das falsche und mußte einen langen Galopp umsonst machen. Es ist stets mühsam, gegen zweitausend Pferde durchsuchen zu müssen, die alle ungezeichnet sind, und von welchen viele dieselbe Farbe haben und vielleicht jenen, die dem verlegenen Sucher gehören, ähnlich sehen. Der Indianer jedoch erkennt mit seinem natürlichen Scharfblick seine eigenen Pferde in großer Entfernung unter hundert anderen. Es ist bereits gesagt worden, daß bei diesem umherschweifenden Leben Jeder seine Pferde selbst besorgen muß, denn die Indianer begreifen es nicht, warum ein anderer Mensch es für ihn thun soll, es sei denn, daß er ein Sohn oder Verwandter wäre, und wenn sie sich zum Marsche vorbereiten, wird unter allen Umständen erwartet, daß Jeder seine Pferde selbst findet und herbeibringt.

Während unsers Aufenthaltes in diesem Lager (der bis zum 28. Februar dauerte) traten die kalten Winde wieder ein, und einmal fiel Schnee, aber nicht viel; wir waren daher Alle sehr froh, daß wir endlich den Befehl zum Marschiren erhielten, und zogen in der freudigen Erwartung fort, bald den Chasquis mit Nachrichten von den anderen Indianern zu begegnen. Jetzt waren die jungen Guanacos zu beträchtlicher Größe herangewachsen und machten bei der Jagd Einem länger zu schaffen, aber ihre Felle waren zu Mänteln unbrauchbar, weil der Pelz schon mehr von der dichten wolligen Beschaffenheit erlangt hatte, die der Pelz des ausgewachsenen Thieres hat.

Der nächste Halt wurde an einem Orte Namens Telck gemacht; es war ein Thal von beträchtlicher Breite, an dessen einem Rande ich auf die Höhle eines patagonischen Hasen oder Halbkaninchens aufmerksam gemacht wurde; der Besitzer der Höhle war jedoch nicht zu sehen. Hier kam ein Bote von Foyel an mit einer Antwort auf unsern Brief; sie war von einem valdivischen Indianer, Namens Antonio Guaitu verfaßt, der von den Missionären erzogen worden war und bei dem Häuptlinge das Amt eines Sekretärs bekleidete. Die Caciquen bildeten einen Kreis, in welchem mein Platz neben dem Präsidenten, Casimiro, war; dann wurden die Chasquis vorge-

stellt und überreichten mir feierlich den Brief, der in ganz eigenthümlichem Spanisch geschrieben war; nachdem ich ihn einigermaßen für mich studirt hatte, war ich im Stande ihn zu entziffern und der aufmerksamen Versammlung zu erklären. Er enthielt viele Aeußerungen des Wohlwollens und der Hoffnung auf eine baldige Zusammenkunft und schloß mit der Entschuldigung, daß er, weil er sein nördlich vom Rio Limay gelegenes Land nur verlassen habe und in diese Gegenden herabgekommen sei, um Jagd auf die jungen Guanacos zu machen, zu seinem Bedauern so wenig Krieger in seinem Gefolge habe, mit welchen er „den großen Häuptling des Südens", nämlich Casimiro, bewillkommnen könne. Die Häuptlinge waren alle, ohne daß ich mich rühmen will, sowohl mit meiner Haltung bei dieser amtlichen Verrichtung sehr zufrieden, als auch erfreut über den freundschaftlichen Inhalt der Depesche; einer der araucanischen Caciquen gab mir mit vielen Complimenten die Versicherung, daß, wenn ich reiten wollte, seine Pferde mir immer zur Verfügung ständen. Hierauf begaben sich Alle zu einem Schießen oder vielmehr zu einer Uebung auf Pistolen, bei welcher die Leistungen entschieden mäßig und das Ziel der sicherste Platz war.

Von da brachen wir am 3. März auf, zogen immer nordwärts über die unfruchtbaren ebenen Pampas, auf welchen kaum ein Strauch stand, während in Westen die maueraähnliche Cordillera sich erhob und nach Osten Hügelketten die Aussicht begrenzten, und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags auf einer marschigen Ebene an. Dort stieg, als wir eben Halt machten, um ein Feuer anzuzünden, plötzlich auf der gegenüberliegenden Seite eine Rauchwolke auf und deutete die nahe bevorstehende Ankunft der nach Las Manzanas gesandten Chasquis an. Es wurden sofort ein halbes Dutzend von uns abgeschickt, um zu sehen, ob die Vermuthung sich bestätige; wir verschoben daher unser Mittagessen auf eine künftige Gelegenheit und sprengten wettrennend über das Thal hinüber, denn die Indianer glaubten steif und fest, die Boten brächten Branntwein mit und Jeder wollte gern zuerst trinken. Endlich entdeckten wir sie, und als sie uns ebenfalls bemerkten, hielten sie an einem kleinen Hügelchen und saßen ab; dort schlossen wir uns ihnen bald an, während Casimiro, wie es sich für einen so großen Mann geziemte, ruhig und gesetzt folgte. In Betreff des Branntweins hatten die Indianer sich getäuscht; die Boten hatten weiter nichts mitgebracht als einige Aepfel, von welchen eine Anzahl an uns vertheilt wurde; sie waren sehr saftig und er=

quickend und kamen jedem europäischen Apfel gleich. Die einzige Antwort auf unsern Brief war eine mündliche Botschaft des Inhalts, daß wir in Las Manzanas willkommen sein würden, und daß Cheoeque eine Streitmacht sammeln wolle, um uns entgegenzukommen; sein ganzes Volk sei gegenwärtig im Gebirge und bringe die Aepfel- und Piñonen-Ernte ein; auch habe er gesagt, er habe kürzlich Nachricht von Patagones erhalten, indem ein gewisser Mariano Linares, Bruder des Oberhäuptlings der in jener Ansiedelung lebenden zahmen Indianer, gegenwärtig in Las Manzanas zum Besuch sei. Casimiro war etwas aufgebracht darüber, daß er keine schriftliche Antwort erhielt; als ich ihn aber aufmerksam machte, daß ja möglicherweise Cheoeque keinen Sekretär in seinem Gefolge haben könne, beruhigte sich der Häuptling einigermaßen, obgleich seine Würde etwas verletzt war und er immer wieder auf die Sache zurückkam.

Auf dem Wege nach den Toldos, die inzwischen, während wir die Nachricht vernahmen, Aepfel brieten u. s. w., waren aufgeschlagen worden, machte Casimiro mich auf den Schauplatz eines frühern Kampfes aufmerksam, in welchem ein Häuptling und mehrere Indianer gefallen waren. Es war ein zum Lager sehr wünschenswerther Platz, wurde aber wegen dieser Ereignisse vorsichtig gemieden, und anstatt desselben nahm unsere Horde eine feuchte und selbst kothige Stelle an den Ufern eines kleinen Flusses ein, der sich in einer weiter östlich liegenden großen Marsch verlor, während die Araucanier sich einen bessern Platz ein wenig weiter oben im Thale ausgesucht hatten. Am folgenden Tage jagten wir auf einigen Hügeln in der Nähe des Gebirges und erlegten eine große Menge Strauße; kaum Einer kam ohne eine tüchtige Masse Fleisch heim.

Am 5. März zeigten sich früh am Morgen, während die Meisten von uns ihre Pferde besorgten und Andere zu Hause saßen und rauchten, in der Ferne einige Männer mit mehreren Pferden, deren eines beladen zu sein schien. In einem Augenblicke waren viele Indianer fort, den neuen Ankömmlingen entgegen, und Einer kam eilig zurück, um uns mitzutheilen, daß es Manzanero-Indianer seien, die Branntwein zum Verkauf brächten. Sie begaben sich nach Quintuhual's Toldo, da Einer von ihnen ein Verwandter des Häuptlings war, saßen dort ab und luden von ihrem Pferde zwei mit Rum gefüllte Schaffelle ab. Groß war die Freude, die unter den Indianern herrschte, und groß die Menschenmenge, die sich bald um Quintuhual's Toldo sammelte, aber behutsam sich in ehrerbietiger Ent-

fernung hielt. Es wurde sogleich nach Casimiro und mir geschickt, und beim Hinüberreiten wurden wir eingeladen, als Vorsitzende die Festlichkeit zu eröffnen. Als wir in Gesellschaft mehrerer anderer Caciquen abgesessen waren, wurden vier Lanzen in die Erde gesteckt (auf deren einer ein weißer Fetzen oder Poncho angebracht war), und die Häuptlinge nahmen jeder einen Hornlöffel oder ein Pfännchen, in welchem ganz wenig Rum war, und zogen um die Lanzen herum, wobei sie eine Beschwörungsformel murmelten und ein wenig Rum auf die Erde, sowie auch, während sie vorbeigingen, auf die Lanzen sprengten. Diese Ceremonie wurde zweimal wiederholt. Eine auserlesene Schaar alter Frauen sang und schrie dazu, um den bösen Geist verscheuchen zu helfen. Hierauf reichte mein Bruder, welcher der Festordner zu sein schien, Pfännchen mit Grog herum, und in kurzer Zeit waren Alle fröhlich gestimmt. Nachdem ich ein Paar Gläser genossen hatte, zog ich mit Orkeke und Hinchel, die Beide nicht gern viel trinken wollten, mich zurück, weil möglicherweise eine Ruhestörung eintreten konnte. Die übrige Gesellschaft fing dann an Getränk zu kaufen, da die erst unentgeltliche Ueberlassung aufhörte, und es dauerte nicht lange, so waren Viele in einem vorgerückten Zustande der Berauschung, unter ihnen unser Oberhäuptling. Der Kaufpreis war für zwei Flaschen abscheulichen valdivischen Rums ein Mantel, oder ein noch ungebändigtes Hengstfüllen; es war, wie die Tehuelchen zugaben, ein ganz übertriebener Preis; da aber die Händler es ihnen frei stellten, entweder nicht zu trinken oder zu bezahlen, so war der Rum bald vergriffen und die Kaufleute besaßen gegen achtzehn neue Mäntel und eine gehörige Anzahl Stuten- und Hengstfüllen. Die schlauen Indianer stahlen jedoch während der folgenden Nacht einen Theil der Mäntel zurück, und in Betreff der Pferde drehten sie den Araukaniern eine Nase, indem sie vorgaben, sie könnten sie nicht einfangen. Bis gegen drei Uhr Nachmittags ging Alles ruhig ab; dann fand ein Kampf statt, aber die Kämpfenden wurden entwaffnet. Von da bis acht Uhr Abends waren Quintuhual, Orkeke und viele der Leute, die sich nüchtern gehalten hatten, mit der Unterdrückung von Ruhestörungen beschäftigt; Casimiro war so schlimm wie jeder Andere und schickte nach seinem Gewehr, um irgend einen vermeintlichen Feind zu erschießen; ich fing es glücklicherweise auf, verstopfte die Pistons und versteckte es hinter dem Toldo. Schlafen konnte man wenig, bis gegen Morgen, wo die Betrunkenen an allen Ecken und Enden

lagen, um ihren Rausch auszuschlafen. Am folgenden Morgen erwachte Casimiro mit argem Kopfweh und schlechter Laune und fing an über Etwas zu sprechen, was ihm am vorhergehenden Tage gesagt worden war, wobei ich ihm auseinandersetzte, daß er gar keine Scham mehr haben müsse, sich so zu betrinken, und daß die Indianer einen Häuptling, welcher der Erste gewesen sei, ein böses Beispiel zu geben, indem er eine Ruhestörung hätte hervorrufen wollen, durchaus nicht achten könnten; ganz anders habe Quintuhual gehandelt, der nüchtern geblieben sei und für seine Leute gesorgt habe, wie es einem Häuptling gezieme; so hätte er (Casimiro) es auch machen sollen. Dies brachte den alten Monarchen in Zorn; er antwortete höchst unhöflich und zwar dermaßen, daß ich, um Skandal zu vermeiden, ihn seinem kranken Kopfe überließ und mich aus dem Toldo entfernte, bis er in besserer Stimmung sein werde.

Kurz nach dieser kleinen Episode brachen wir das Lager ab und marschirten einige Meilen nach Norden. Ich war dadurch, daß ein Pferd fehlte, aufgehalten worden und ritt daher nicht mit der Jagdgesellschaft ab, sondern holte die Leute ein, die mit dem Rum gekommen waren und eben mit ihren noch übrigen Mänteln, Pferden, Füllen u. s. w. zurückkehrten; sie schimpften laut auf die Tehuelchen als eine Bande schuftiger Spitzbuben. Unter ihnen war ein valdivischer Knabe, der fließend Spanisch sprach und mich einlud, ihn nach Los Llanos zu begleiten, wohin er jetzt zurückzukehren gedachte. Er sagte, in sieben oder acht Tagen hoffe er den Ort zu erreichen, und von da bis zum Hafen von Valdivia sei es nur anderthalb Tagereisen. Als wir im nächsten Lager anlangten, nahm ich von diesen Leuten, die weiter nach Norden reisten, Abschied; sie wollten ihr Eigenthum nicht gern wieder in der Nähe unsers Lagers haben, weil sie nicht trauten.

Da wir nur Halt gemacht hatten, um zu übernachten, so setzten wir, kurz nachdem es Tag geworden war, unsere Reise fort; wir ritten einen etwas steilen Abhang nach dem voll scharfer Steine liegenden und hier und da von Felsenrücken durchkreuzten hohen Plateau hinauf. — Strauße und Guanacos gab es in Menge, und wenn auch bei ihrer Verfolgung fast mit Sicherheit das Pferd lahm wurde, so wurden doch viele erlegt. Bei dieser Jagd kam ein männliches Guanaco von den auf der Westseite des Kreises befindlichen Indianern auf mich zu gerannt, und als ich fort galoppirte, um es aufzufangen, machte es eine Wendung und eilte einen Felsenrücken hinab. Ich

war eben im Begriff, die Bolas zu werfen, da ich nahe genug war; da stolperte es plötzlich, stürzte und blieb, auf den Kopf gefallen und betäubt, unten an der Felsenklippe liegen, wo ich es mit dem Messer bald abthat.

Diese kahlen Pampas endeten plötzlich in einer Reihe Felsenklippen, die an manchen Stellen allmälig, aber doch steil abfielen, an anderen einen senkrechten Absturz von 200 Fuß Höhe darstellten; unten lag eine große Ebene, die von einem Bache durchflossen und auf der Süd-, Ost- und theilweise auch auf der Westseite von diesen Klippen eingeschlossen wurde, während die nördliche und nordwestliche Grenze Hügel mit sanft ansteigenden Hängen bildeten. Ungefähr in der Mitte dieser Ebene waren, dicht neben dem Bache, Foyel's Toldos zu erkennen, nach welchen die Frauen, die in einer östlich gelegenen Ravine hinabgezogen waren, ihren Weg nahmen, während man eine Strecke nach Nordosten auf den oberen Ebenen die Jagdfeuer sah, welche die Eigenthümer der Toldos angemacht hatten. Wir kamen zeitig genug an, da aber die Jagdgesellschaft erst spät zurückkehrte, so sahen wir jenen Abend von Foyel's Leuten Nichts; doch wurden zwischen den Häuptlingen Briefe gewechselt, worin sie einander zu der Zusammenkunft Glück wünschten und den nächsten Tag zu der Bewillkommnungs-Ceremonie festsetzten.

Am folgenden Morgen brach jedoch der Tag mit einem wüthenden Südweststurme an, der von vorübergehenden Schnee- und Graupelböen begleitet und so beißend kalt und jämmerlich war, daß Foyel ein Billet des Inhalts schickte, „da es heute etwas kalt sei", so werde es vielleicht besser sein, die Ceremonie zu verschieben, bis schöneres Wetter werde, weil nach derselben ein Parlemento werde gehalten werden müssen, um allgemeine Angelegenheiten zu berathen. Casimiro antwortete durch mich, er sei derselben Meinung, werde sich aber die Ehre machen, ihm einen persönlichen Besuch abzustatten. Gleich darauf begaben wir uns in den Sturm hinaus, nahmen die Geschenke und die nöthige Anzahl Frauen zum Schreien und gingen nach Foyel's Toldo, wo wir die Gaben überreichten, während die Frauen dabei melodisch heulten. Dann folgte eine kurze Unterredung zwischen den beiden Caciquen, von welchen jedoch, wohlbemerkt, keiner die Sprache des andern verstand. Nach dem Schlusse dieses Ceremoniels, das während eines Schneewetters, bei dem man fast blind wurde, außerhalb des Toldo stattfand, gingen wir wieder nach Hause; kurz darauf klärte sich der Himmel ein

wenig auf und man sah Foyel's Leute von entfernten Stellen des Thales her Rinder und Schafe herbeibringen, die man dorthin getrieben hatte, um vor dem Sturme Schutz zu finden. Einige liefen in der Richtung nach uns zu und wurden dicht an den Toldo getrieben, auf welchem stolz die Flagge von Buenos-Ayres wehte, um die Wohnung des Häuptlings zu bezeichnen. Dann kam Foyel und hielt mit Casimiro eine Unterredung; er beschenkte ihn mit Rindern, die von einigen valdivischen Indianern und einem blondhaarigen Manne, der christliche Kleider trug, aber ziemlich wild aussah, mit dem Lazo gefangen wurden. Ich dachte erst, der Blondhaarige sei entweder ein Schotte oder ein Engländer; als er sich aber, während er eine der Kühe abthat, mir näherte, fragte ich ihn in spanischer Sprache, woher er komme, und ob er nicht ein Engländer sei; er antwortete, er sei aus Chili, habe aber beinahe sein ganzes Leben in Valdivia zugebracht und dort Rinder gezähmt, und sei die letzten zwei Jahre mit den Valdiviern in der Cordillera gewesen, wo er Rinder gefangen und sein Hauptquartier in Foyel's Lager aufgeschlagen habe. Sein Name war Ventura Delgado, und er hatte im vorhergehenden Jahre mit dem Sekretär Antonio Guaitu, der für Foyel ein Gesuch um Rationen mitnahm, Patagones besucht. Da wir Beide jetzt keine Zeit hatten, so machten wir ab, daß wir uns später am Tage treffen und mit einander sprechen wollten. Am Vormittage wurde viel gespeist, und um dem Menschengedränge, sowie auch der Marter zu entgehen, fortwährend irgend eine sinnlose Botschaft von Casimiro an Foyel schreiben zu müssen, die ungefähr jede halbe Stunde schriftliche Botschaften zu wechseln pflegten, obgleich die Toldos nicht über zweihundert Meter von einander entfernt waren, verließ ich des Häuptlings Quartier, um einen Spaziergang zu machen. Während ich im Lager umherstreifte und nach dem Toldo suchte, in welchem mein neuer valdivischer Bekannter abgestiegen war, wurde ich in einen andern gerufen, wo Casimiro's Tante, die zu unserm Familienkreise gehörte und meine „Rauchgenossin" war, am Feuer saß und Grog trank; sie lud mich ein, ihr zu helfen, und da ich durchaus nicht abgeneigt war, so setzte ich mich nieder und wir stießen zusammen zwei- bis dreimal an, worauf der Eigenthümer des Toldo, ein Pampa-Indianer und Schwager Foyel's, kam. Er war ein verständiger, schön aussehender Mann, und da er früher eine beträchtliche Zeit lang in den Ansiedelungen gewesen war, so sprach er fließend Spanisch; er war sehr höflich und geleitete mich nach Foyel's

Toldo, wo ich den Nachmittag mit Antonio Guaitu und Ventura Delgado, dem Valdivier, verbrachte.

Am 8. März gab Casimiro, da der Tag schön und zur Bewillkommnungs-Ceremonie geeignet war, in früher Stunde Befehl, daß Alle aufsitzen und sich bereit halten sollten, die nöthigen Evolutionen durchzumachen. Ungefähr eine Stunde nach Erlassung des Befehls saßen die meisten Patagonier zu Pferde und waren bereit; es begaben sich daher Alle nach der Stelle des Thales, wo die vereinigten araucanischen Indianer unter Quintuhual und Foyel, Lanzen in der Hand, bereits in Linie aufgestellt waren und auf unsern buntscheckigen Haufen warteten, der wegen seiner lockeren Begriffe von regelrechter Aufstellung den Häuptlingen viel Mühe machte; kaum hatten die Caciquen und Adjutanten den einen Theil der Linie einigermaßen in Ordnung gebracht, so lösten am andern Ende die Leute sich auf, stellten sich in Haufen zusammen und unterhielten sich oder rauchten. Foyel schickte Casimiro mehrere Botschaften, daß er seine Linie richtig formirt halten solle, und endlich wurden die Tehuelchen einigermaßen in Ordnung gebracht und die Ceremonie begann. Nachdem sie beendet war, wurde ein großes Parlemento gehalten, das bis zum Nachmittag dauerte; die früheren Beschlüsse wurden alle bestätigt, nämlich, Casimiro sollte als Häuptling des Südens anerkannt werden und seine Gewalt sich über alle Indianer südlich vom Rio Limay erstrecken; mit seinen Leuten sollte er für die Sicherheit von Patagones bürgen und die unter dem Häuptling Calficura stehenden Pampa-Indianer von Las Salinas in Schach halten, im Fall jener Häuptling, was unwahrscheinlich sei, den Rio Limay zu überschreiten versuche, um Einfälle in die Ansiedelungen zu machen; zweitens sollten wir, Alle vereinigt, nach Las Manzanas marschiren, um Cheoeque zu besuchen und ihm den Vorschlag zu machen, daß er mit seinen Truppen für die Sicherheit des nördlichen Ufers des Flusses einstehe, was ein wirksames Mittel sein werde, Calficura im Zaume zu halten und Patagones zu schützen. Nach dem Parlemento besuchte ich Foyel und wurde von ihm mit aller möglichen Freundschaft und Auszeichnung empfangen. Im Laufe der Unterredung bat er mich, ihm meinen Compaß zu zeigen, dem sein Ruf vorausgegangen war. Ich nahm ihn sofort vom Halse, wo ich ihn zu tragen pflegte, und versuchte ihm seinen Gebrauch zu erklären. Obgleich er ihn Anfangs mit etwas abergläubischer Scheu betrachtete, begriff doch Foyel, anders als die übrigen Indianer, bald seine Anwendung;

doch deutete auch er an, daß er wohl nicht blos zu brauchen sei, um des Nachts den Weg zu finden, sondern vielleicht auch beim Spiele Glück bringe. Ich bat ihn daher, ihn anzunehmen, was er nach einigem Bedenken mit augenscheinlicher Freude that; er wickelte ihn sorgfältig ein und übergab ihn seiner Tochter zur Aufbewahrung.

Dann fing er ein Gespräch über die Indianer und ihre Beziehungen zu den Weißen an. Er sagte, er sei für einen freundschaftlichen Verkehr sowohl mit den Valdiviern auf der Westseite als mit den Argentinern an den östlichen Küsten. Ich führe hier einige seiner eigenen Worte an: „Gott hat uns diese Ebenen und Hügel gegeben, um darin zu wohnen; er hat uns mit den Guanacos versorgt, um aus den Fellen derselben unsere Toldos herzustellen, und aus den Häuten der jungen machen wir Mäntel, um uns damit zu kleiden; auch den Strauß und das Armadill hat er uns zur Nahrung verliehen. Unsere Berührung mit den Christen hat uns Yerba, Zucker, Zwieback, Mehl und andere feine Lebensmittel kosten lassen, die wir früher nicht kannten, die uns aber jetzt fast unentbehrlich geworden sind. Führen wir mit den Spaniern Krieg, so haben wir für unsere Felle, Ponchos, Federn u. s. w. keinen Markt; es ist daher zu unserm eigenen Vortheil, wenn wir mit ihnen auf gutem Fuße stehen; überdies gibt es hier vollauf Platz für uns Alle.“ Dann sagte er weiter, er wolle versuchen, einen Weg nach Valdivia zu finden, auf dem er Las Manzanas und die Picunchen, einen Indianerstamm, der gegen alle Ausländer sei, vermeide, und wo möglich wolle er sich Familien valdivischer Indianer verschaffen und einige der in der Nähe des Rio Limay liegenden Thäler anzubauen versuchen.

Ich wußte damals noch nichts von Mr. Cox's Reise vom Nahuel-huapi-See hinab, sonst hätte ich ihn sogleich von jenem Mittel zum Verkehr mit den auf der Westseite liegenden Ansiedelungen unterrichten können; doch zweifle ich, daß Frauen und Kinder, die Wirthschaftssachen und Ackerbaugeräthe bei sich haben, diesen Weg benutzen können. Nachdem wir noch ein wenig mit einander gesprochen und ich die allgemeine Einladung erhalten hatte, ihn zu besuchen, so oft ich Lust hätte, nebst der gastfreundschaftlichen Versicherung, daß, wenn ich hungrig sei, es immer Nahrung für mich geben werde, begab ich mich wieder nach Casimiro's Toldo, während Foyel fortging, um Karten zu spielen, und, um Glück zu haben, meinen Compaß mit-

nahm, und merkwürdig genug! er gewann den Tehuelchen mehrere Pferde, silberne Steigbügel und andere werthvolle Sachen ab.

Am folgenden Tage fand ein Wettrennen statt. Die Tehuelchen schafften ihr Pferd erst auf den Gipfel eines nahen Hügels, wo der Doctor irgend eine Zauberei vornahm, damit es sicher gewinnen sollte; dies geschah auch, obgleich es dem Anschein nach dem andern Pferde, das mit ihm rannte, nachstand. Auf dieser Ebene, von den Indianern Gatschen-kaik oder die Felsen-Hügel genannt, mußten wir wegen Crimè's Krankheit bis zum 21. März gelagert bleiben. Den größeren Theil dieser Zeit litten ich und mehrere Andere an Neuralgie und Geschwüren im Munde; es rührte, wie ich glaube, von dem schlechten Wasser her, das wir zu trinken hatten, vielleicht auch von dem Mangel an Salz, das sehr rar geworden war.

Bei Spiel, Jagd und anderen Vergnügungen, bei welchen das Glück sich immer von einer Seite zur andern wandte, fand zwischen den Stämmen fortwährend eine freundschaftliche Rivalität statt. Einen Tag um den andern besuchte ich den armen Crimè, dessen Seufzer man des Nachts, von dem Gesange irgend einer alten Hexe begleitet, hören konnte. Der Kranke fragte mich immer, wie lange er noch leben werde. Anfangs suchte ich ihm einzureden, daß er wieder gesund werde, nach einiger Zeit aber gab ich ihm, da er wirklich schnell abnahm, zu verstehen, daß er, wenn er Glück habe, noch einen Monat leben könne. Ich erbot mich, sein Bein zu öffnen und zu versuchen, ob ich ihn heilen könne; er ließ es aber nicht zu; er sagte, wenn er bei der Operation stürbe, würde es dem Doctor schlecht gehen; das war allerdings wahr, und ich gab daher meine Absicht, eine chirurgische Operation vorzunehmen, wieder auf.

Ehe wir das Lager abbrachen, kamen aus Cheoeque's Lager ein Valdivier und ein anderer Indianer an, brachten aber nicht viel Neues mit; sie sagten, die Manzaneros wären noch immer in den Thälern der Cordillera zerstreut und damit beschäftigt, die jährliche Aepfel- und Piñonen-Ernte einzubringen; der letzteren Früchte hatten wir schon von Foyel's Leuten, die mit ihren nahe am Rio Limay lebenden Verwandten einen lebendigen Verkehr unterhielten, viele bekommen.

Am 21. März verließen Alle das Thal und zogen einige Stunden weit durch eine Gegend voller Abwechselung. Auf der Marschlinie standen Klippen von gelbem und rothem Sandstein, die in den Schluchten unregelmäßig und malerisch hervorragten; nach Westen

aber sah man an die Ebenen schwarze basaltische Höhen anstoßen, während man bei der Jagd auf dem höher gelegenen Lande über die Oberflächen zerstreute Massen Eisenerzes und vulkanischen Gesteins traf. Wir blieben für die Nacht in einem Thale Namens Changi, zogen am nächsten Tage weiter und kamen gegen Mittag in einer großen Ebene an, die auf der Ostseite von Sandsteinklippen eingeschlossen war, und auf deren Nordseite ein eigenthümlicher spitziger Felsen, vielleicht 300 Fuß hoch, thurmartig emporstieg; er stand allein auf dem schrägen Abhange; von der Westseite betrachtet, sah er aus wie eine aus flötzartigen gelben, rothen und schwarzen Sandschichten bestehende Säule, und auf seinem Gipfel hatte ein Condor seinen Horst.

Die Ebene erstreckte sich mehrere englische Meilen weit nach Westen, wo sie wieder durch Felsenklippen abgeschlossen wurde, die aber von jenen nach Osten sich dadurch unterschieden, daß sie aus Basalt bestanden. In dieser Ebene, Geylum genannt und nach den Aussagen der Indianer einige Stunden östlich vom Nahuel-huapi-See gelegen, vom Rio Limay sechzig und von Las Manzanas fünfundsiebenzig englische Meilen entfernt, wurde beschlossen die Zeit zu verbringen, die erforderlich war, ehe Alle zusammen nach Cheoeque's Hauptquartier marschirten, vorher Chasquis abzusenden und unsere baldige Ankunft melden zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Las Manzanas.

Ein Dieb ertappt. — Fräulein Foyel. — Aufbruch nach Las Manzanas. — Erster Anblick der Aepfelhaine. — Vorzeichen von Krieg. — Inacayal's Tolderia. — Uebergang über den Rio Limay. — Mr. Cox's Schiffbruch. — Lenketrou's Einfall. — Eine unruhige Nacht. — Die Tapferkeit meiner Vettern. — Cheoeque der Große. — Ein berittenes Parlemento. — Aepfel und Piñonen. — Graviel's Wahnsinn. — Las Manzanas. — Cheoeque's Palast. — Die Zechgelage und Lustbarkeiten. — Fehden zwischen den Häuptlingen. — Die Picunchen und die nach Valdivia führenden Pässe. — Handel und Politik. — Calficura's Einfall in Bahia Blanca. — Friedensbeschlüsse. — Ein großartiges Bankett. — Cheoeque's Macht. — Araucanische Sitten und Gebräuche. — Abschiedsgeschenke. — Einladung, wiederzukommen. — Orkeke's Großmuth. — Rückkehr nach Geylum. — Ausbruch einer epidemischen Krankheit. — Mein kleiner Page. — Abreise von Geylum.

Den Tag nach unserer Ankunft in Geylum kamen Manzaneros oder Araucanier von Norden her mit selbstbereitetem Aepfelwein, den sie in Schaffellen hatten, Aepfeln und Piñonen, um damit zu handeln; es folgte daher, wie gewöhnlich, ein unmäßiges Leben. In der Nacht wurde ein Versuch gemacht, unsern Toldo zu plündern, und er wäre beinahe gelungen; eine der Frauen jedoch war wach und hörte, wie der Dieb hinten in die Schlafplätze zu gelangen suchte, wo einige kürzlich erst fertig gewordene Mäntel lagen. Sie machte zwei der Männer munter, und diese versuchten den Menschen, der eindringen wollte, zu fangen; er hörte jedoch, daß Lärm entstanden war, und machte sich eiligst davon, erhielt indeß einen Hieb mit dem Messer auf die Schulter, der tief eindrang und ihn kennzeichnete, und was noch schlimmer war, als er davonlief, wurde er erkannt.

Foyel lud mich ein, auf seine Kosten zu trinken, aber ich blieb in seinem Toldo blos so lange, als die Beobachtung der Etikette er=

forderte; dann ging ich fort, um Hinchel, der nicht trinken wollte, an seinem Heerde Gesellschaft zu leisten. Während wir mit einander plauderten, erzählte er, wie vor vielen Jahren dieser Ort der Schauplatz einer großen Schlacht zwischen den Tehuelchen uud Manzaneros gewesen sei, in welcher er, obgleich nur ein Knabe, von einer **Bola perdida** getroffen und niedergeschlagen und, während er auf der Erde lag, mit einer Lanze verwundet wurde; die Schlacht habe mit dem Siege der Tehuelchen geendet.

An dem Tage, der auf das Trinkgelag folgte, speiste ich, da das Fleisch rar war, zu Mittag in Foyel's Toldo ein wenig Maisschrot und zum Nachtisch Aepfel und Piñonen. Die Honneurs machte dabei seine Tochter, ein nettes Mädchen von achtzehn Jahren, mit langem, schwarzem Haar, das wie Seide war, und welches täglich zu machen ihrer Kammerjungfer — einem gefangenen jungen Tehuelche-Mädchen — besonders oblag. Diese junge Dame ließ sich nie herab, eine gemeine häusliche Arbeit zu verrichten, doch beschäftigte sie ihre zarten Finger dann und wann mit der Nadel; ihre Mitgift, die in ungefähr achtzig Stuten bestand, und der Einfluß ihres Vaters machten sie selbstverständlich zu einer höchst wünschenswerthen Partie; aber bis zu meiner Abreise hatte sie das Vorrecht einer Erbin gebraucht und alle Anträge abgewiesen. Jenen Abend war sie sehr verdrießlich; sie hatte einen neuen Mantel und mehrere andere Kostbarkeiten verloren, die ohne Zweifel die Tehuelchen gestohlen hatten. Ich versprach, durch Casimiro Nachforschungen anstellen zu lassen, und diese hatten zur Folge, daß das gestohlene Eigenthum wieder herausgegeben wurde; der Dieb war derselbe Mensch, der unsern Toldo zu plündern versucht hatte.

Kurz darauf wurden zwei Boten an Cheoeque abgesandt, die am 25. März mit der Nachricht zurückkehrten, daß besagter Häuptling bereit sein wolle, uns am 2. April zu empfangen, und „daß wir unsere Waffen mitbringen sollten", welch' letztere Botschaft etwas zweideutig war. Mir war die Wahl gelassen worden, die Botschaft unsers Häuptlings an Cheoeque zu überbringen; da aber eines meiner Pferde lahm war, so zog ich vor, späterhin mit der ganzen Masse zu gehen, wozu ich auch noch andere Gründe hatte. Es hatte daher Meña, der Chilier, die Ehre, an meiner Stelle die Depeschen zu überbringen, da er allein die von mir als Sekretär geschriebenen spanischen Briefe lesen konnte. Bei seiner Rückkehr wußte er nicht lebhaft genug zu schildern, wie höflich man in Las

Manzanas gegen ihn gewesen sei, und wie civilisirt überhaupt jene Indianer aussähen.

Wir verbrachten in Geylum, ehe wir aufbrachen, mehrere sehr unangenehme Tage und mußten viel Hunger leiden; in der Umgegend gab es wenig Wild, und das Wetter war kalt und naß, dann und wann fiel sogar Schnee. Zwei ganze Tage lang hatten Casimiro, Meña und ich, die gewöhnlich Tischgenossen waren, weiter nichts zu essen als ein Armadill und einige Fische, die ich in einer Lache des Flusses fing. In der Nähe des Säulenfelsens entdeckten wir, während wir jagten, eine Foyel's Indianern gehörende „Cache" [1]), in der Etwas in Häute eingewickelt und zusammengebunden lag; obgleich die Verlockung, den Inhalt zu untersuchen, groß war, so ließen wir das Packet doch ungeöffnet liegen, und ich gab Foyel leise zu verstehen, daß Andere wahrscheinlich nicht so gewissenhaft sein würden. Dies bestätigte das, was Casimiro von den hiesigen Indianern gesagt hatte, daß sie nämlich aus Vorsicht an verschiedenen Stellen, an die sie in nicht sehr ferner Zeit zurückzukehren hofften, Schläuche mit Fett und Lebensmitteln zurückließen.

An dem in der Rathsversammlung, die gleich nach der Rückkehr der Chasquis gehalten wurde, festgesetzten Tage brachen wir Alle, völlig gerüstet und ausstaffirt, auf und traten, die vereinigten Indianer zusammengenommen 250 Mann stark, ohne Toldos und Gepäck und in leichter Marschordnung mit einigen Reservepferden unsere Reise nach Las Manzanas an. Einige Pferde waren mit Decken zu Toldos, Mänteln u. s. w. beladen, welche die Frauen vortheilhaft an die Araucanier zu verkaufen hofften, und einige der Frauen begleiteten die Expedition, um ihr Handelsgeschäft zu leiten, während eine Wache von vielleicht vierzig Mann zurückblieb, um für die Frauen und Kinder, die auf unsere Rückkehr warten sollten, Nahrung zu schaffen.

Wir zogen über die mit verkümmerten Büschen bestandenen, aber kaum den Namen hohe Pampas verdienenden, allmälig abfallenden unregelmäßigen Ebenen, welche die Nordseite des Thales Geylum begrenzten, und nachdem wir zwischen zwei parallelen Felsenwänden, die eine Art natürlicher Gasse bildeten, hindurch waren, kamen wir auf eine Reihe grasreicher Ebenen heraus, die durch unfruchtbare, mit Gestrüpp bewachsene, felsige Hügel von einander getrennt waren. Wenn man die Gipfel dieser Hügel erreicht hatte, sah

---

[1]) Ein Loch in der Erde.

man auf der Westseite einige Stunden entfernt die bewaldete Cordillera. Gegen elf Uhr Vormittags begegneten wir, nachdem wir ungefähr vier Stunden auf dem Marsche gewesen waren, zwei Männern, die ein Packpferd mit zwei Schläuchen voll Grog für Foyel's Leute bei sich hatten. Sie waren bald von Tehuelchen umringt, die den Vorschlag machten, ihn auf der Stelle zu trinken, und sehr geneigt waren, sich selbst zuzulangen. Da aber hinterdrein von Foyel's Leuten ein Bote kam, so ließ man sie unbelästigt auf ihrem Wege nach Geylum weiterziehen, und wir setzten unsere Reise fort und bildeten einen Kreis, um zu jagen. Als wir die unteren Ebenen verließen und einige Hügel erstiegen, die von tiefen Schluchten zerrissen waren und allenthalben von spitzigen Felsen starrten, welche von ungewöhnlich großen, im Sonnenschein wie Glas glänzenden Glimmerplatten funkelten, wurde die Gegend zum Reiten ziemlich schlecht. Die genannten Hügel endeten mit steilen Felsenklippen, über welche die Strauße getrieben wurden; eine Anzahl Jäger hatten sich zuvor hinabbegeben, um sie unten zu erwarten. Es war ein sonderbarer Anblick, wenn die Strauße zehn bis fünfzig Fuß hoch, oft zwei oder drei zusammen, mit ausgebreiteten Flügeln hinunterfielen. Wenn sie unten ankamen, schienen sie in der Regel ein Paar Minuten lang betäubt zu sein, und wenn sie wieder auf den Beinen waren, fanden sie sich durch eine aus der unfehlbaren Hand irgend eines kräftigen Tehuelchen kommende Kugel verstrickt, liefen ein Paar Meter weit und fielen mit gebrochenen Beinen.

Als wir von diesen Klippen hinab waren, erstiegen wir eine Reihe mehr als 2000 Fuß hoher Hügel auf einem zum Reisen leidlich guten Pfade, und auf dem Gipfel angekommen, machten wir Halt, um auf den übrigen Zug zu warten. Von diesem Punkte aus bot sich eine prachtvolle Aussicht; gerade unter uns, scheinbar ganz nahe, in Wirklichkeit aber einige dreißig Meilen entfernt, lag eine dunkle Linie, die wie ein tiefer Durchstich aussah und das Thal des Rio Limay bezeichnete, das auf der Westseite durch hohe bewaldete Berge mit steil abstürzenden Wänden begrenzt wurde. Weit nach Nordwesten stand ein sehr hoher schneeumhüllter Berg, den die Strahlen der untergehenden Sonne mit rosenfarbigem Licht übergossen. Zwischen letzterem und der Linie des Flusses erhoben sich bewaldete Hügelreihen, die eigentlichen Aepfelhaine, von welchen wir so viel gehört hatten. Unten an diesen war wieder eine niedrige, spitzige Anhöhe, an deren Fuße, unseren Augen noch entzogen, das

Ziel unserer Reise, die Toldos Cheoeque's lagen. Wochenlang waren Las Manzanas und Cheoeque fast der einzige Gegenstand der Unterhaltung gewesen, und die allgemeine Aufregung, die schon beim Aufbruch stark gewesen war, erreichte beim Anblick unseres fernen Zieles ihren Höhepunkt. Als wir Halt machten, legten die Indianer sämmtlich ihre Hände an die Stirn, den fernen Fluß begrüßend und den Geist des Ortes einladend, unserm Unternehmen, dessen Ausgang sehr ungewiß war, günstig zu sein. Die Nacht vorher hatte Casimiro auf die Röthe der untergehenden Sonne aufmerksam gemacht und behauptet, daß sie Krieg bedeute; ohne jedoch diesem Vorzeichen, das für meine Augen in der That nicht wahrzunehmen war, Aufmerksamkeit zu schenken, mochte der vorgeblich zu Friedenszwecken stattfindende beispiellose und unerhörte Besuch von 250 Tehuelchen von Cheoeque doch möglicherweise anders verstanden werden; ja, später zeigte es sich sogar, daß er wirklich von unseren friedlichen Absichten keineswegs überzeugt war.

Als Alle sich gesammelt und vorbereitet hatten, den Berg hinabzuziehen, verlautete, daß Casimiro, der, seitdem die Jagd begonnen, gefehlt hatte, mit mehreren anderen Tehuelchen und Foyel's Indianern umgekehrt sei, um zu trinken. Das war sehr widerlich, und alle Anwesenden machten ihm einstimmig Vorwürfe, daß er, unter nicht besonders freundschaftlich gesinnten Menschen, ein solches Beispiel gab in dem Augenblicke, wo wir im Begriff waren, in einen Theil des Landes einzutreten, in das wir nur versuchsweise gingen.

Nach Einbruch der Nacht hielten wir in einem Thale neben einem kleinen reißenden Flusse, dessen Ufer eine kurze Strecke weit mit hohen Büscheln breitblättrigen Pampagrases bewachsen waren; mitten im Schutze dieses Grases bivouakirten wir, obgleich die Nacht kalt und frostig war. Brennholz war in Menge vorhanden und zwar Treibholz, das die Winter- oder Frühlingsfluthen mit herabgebracht hatten; wir schliefen daher bei lodernden Feuern und auf der vor dem Winde geschützten Seite des Pampagrases warm genug. Da jedoch das Weidefutter spärlich war, so mußten wir ein scharfes Auge auf die Pferde haben. Ehe es Tag war, wurde nach einer kleinen Berathung der Oberbefehl Guenalto übertragen; dann brachen wir wieder auf. Nachdem wir eine kurze Strecke weit in einem sich windenden Thale hingezogen waren und einen steilen Abhang erklettert hatten, stiegen wir noch weiter einen Hügel von beträchtlicher Höhe hinauf und erreichten nun eine offnere Gegend, die auf

der Westseite durch die Cordillera begrenzt wurde. In einem der an den Bergen hinlaufenden Thäler stießen wir plötzlich auf die Valdivier, die mit ihren Rindern unterwegs waren, um in ihr Vaterland zurückzukehren; Cheoeque hatte den Picunchen, die das in der Nähe gelegene Land, die einzigen bekannten Pässe durch die Cordillera, inne haben, den Befehl zugesandt, sie unbelästigt durch ihren District ziehen zu lassen; ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregel waren sie doch durchaus nicht sicher, daß die Picunchen sie, wenn sie in die Nähe der Pässe kamen, nicht der Mühe überhoben, für ihre Thiere zu sorgen. Als wir diese offene Gegend hinter uns hatten, erstiegen wir wieder eine kleine Anhöhe, auf welcher ganz oben in einsamer Majestät ein einzelner Apfelbaum stand; seiner Früchte jedoch war er schon lange beraubt. Wir begaben uns diesen einbäumigen Rücken wieder hinab, betraten dann einen Cañon, kamen nach halbstündigem Ritte in demselben an eine plötzliche Krümmung und sahen hier das Thal des Rio Limay unmittelbar unten liegen. Als wir durch den Cañon hindurch waren, hielten wir auf einer kleinen Anhöhe gerade unterhalb der Barranca, welche die Südseite des Flußthales begrenzte. Von dieser Klippe bis zum Flußufer erstreckte sich, abwechselnd von ungefähr einer englischen Meile bis zu einer halben Meile breit, hier und da von Bächen durchschnitten und stellenweise bewaldet, eine grasreiche Ebene. Etwa eine Stunde nach Westen ging die Barranca in die Abhänge hoher, jäher Berge über, und der Fluß schien von Süden her, ehe er in das Thal eintrat, zwischen steilen Felsen durchzubrechen. Auf der Nordseite war das Thal offener, wenn auch hier und da einzelne Baumgruppen standen, und die Entfernung bis zur Barranca war hier größer als auf der Südseite. Der Stelle, wo wir standen, gerade gegenüber, lag die Tolderia einiger von Inacayal's Indianern, und auf ringsherum liegenden Weideländern sah man Rinder, Schafe und zahlreiche Pferde grasen. Der Fluß schien eine sehr beträchtliche Breite zu haben, aber doch in der ganzen Länge dieses offenen Thales sehr reißend zu sein. Eine Meile westlich von der Ausmündung des Cañons erspähte man drei kleine Inseln, die, wie Hinchel mich aufmerksam machte, die Uebergangsstelle oder, wenn sie diesen Namen verdient, die Furth bildeten. Wir zogen daher nach jener Richtung hin, nahmen, als wir dort ankamen, alles unnöthige Zeug ab, banden unsere Mäntel ganz fest oder trugen sie wie Plaids auf den Schultern, begaben uns durch die Bäume hinab, und dann ging's in den Fluß.

Die erste Strecke der Furth war tief, dann aber wurde das Wasser, je mehr man sich dem Ufer näherte, immer seichter und die Schnelligkeit des brausenden Stromes nahm bedeutend zu. Dennoch erreichten wir die erste Insel ziemlich leicht, aber vor dem Uebergange von dieser nach der kleineren schienen Anfangs selbst die Tehuelchen etwas zu erschrecken. Der Strom lief wie ein Mühlgerinne, und das Wasser schäumte über dem unebenen Grunde mit einem Rasen und Rauschen, daß man kein Wort mehr hörte. Es war augenscheinlich, daß durchaus nur starke Pferde hinüberkommen konnten; aber ein Paar Wagehälse platschten hinein und erreichten, obgleich sie den Weg nicht kannten, wohlbehalten die zweite Insel eine Strecke stromabwärts; die Uebrigen folgten bald, die Frauen hinter den Männern sitzend; hier und da gab es Stellen in der Furth, wo man schwimmen mußte, und an anderen lagen gewaltige Stromsteine, über die das Wasser in großen Wellen wirbelte. Schließlich erreichten wir Alle wohlbehalten das Ufer, wo einige von Inacayal's Indianern uns entgegenkamen. Da ich mich unter denen befand, die das Glück hatten, zuerst anzulangen, so kam ich zur rechten Zeit, um einige Aepfel und andere Nahrung zu erhalten, die Manche dieser Leute Inacayal's aus aufmerksamer Vorsorge von den Toldos mitgebracht hatten.

Als Alle sich eingestellt und ihre Kleider wieder angelegt hatten, brachen wir nach den Toldos auf, wo wir von Inacayal empfangen wurden, und da wir auf diejenigen, die zurückgeblieben waren und tranken, nothwendig warten mußten, so bivouakirten wir an dem Ufer des Flusses, und es dauerte nicht lange, so wurden einige Rinder und Stuten herbeigebracht und geschlachtet, um unsern gewaltigen Hunger zu stillen. Nachdem ich mich im Flusse gebadet hatte, setzte ich mich an den Heerd und sorgte dafür, daß unser Essen kochte; da erhielt ich eine Botschaft des Inhalts, daß in einem der Toldos nach mir verlangt werde. Er wurde mir bezeichnet, und ich fand in demselben einen alten Indianer, einen Bruder Quintuhual's, der fließend Spanisch sprach; er lud mich ein, mich niederzusetzen, und erzählte dann, daß früher einmal ein Engländer, Namens Cox, in einem Boote vom Nahuel-huapi-See aus den Fluß hinabgefahren sei, aber bei dem Versuche, unter dem Schutze der Nacht hinabzufahren, in den Stromschnellen an der ungefähr eine englische Meile oberhalb der soeben von uns überschrittenen Furth befindlichen Krümmung das Boot gescheitert sei; er habe dann Zuflucht bei den



Uebergang über den Rio Limay.

Indianern gesucht, sei von diesen gastfreundlich aufgenommen worden und später, da er nicht, wie er beabsichtigt, nach Patagones habe weiter reisen können, über das Gebirge nach Valdivia zurückgekehrt. Der alte Indianer war für Mr. Cox, den er, da er mehrere Tage in seinem Toldo geblieben war, gut gekannt hatte, höchst freundschaftlich gestimmt.

Nachdem wir einige Zeit über Cox und seine Reise gesprochen hatten, wurde Essen aufgetragen, und dann fragte er mich nach meiner Ansicht über die Behandlung, welche die Indianer von, wie er sie nannte, den Spaniern erführen; er sagte, auf der einen Seite drängen die Chilier und auf der andern die Argentiner ein; dadurch müßten die Indianer am Ende von der Erde vertrieben werden oder um ihr Dasein kämpfen.

Wir unterhielten uns noch über manches Andere; dann kehrte ich, von einem Neffen Inacayal's, einem Mischling, begleitet, an unsern Heerd zurück. Mein Begleiter hatte vor etwa acht Monaten Patagones verlassen; der Juez de Paz (Friedensrichter) hatte „nach ihm verlangt", weil er von dem Heere desertirt war und außerdem auch noch einen Franzosen bei einem Streite entweder getödtet oder verwundet hatte. Er wollte mich gern bewegen, bei Casimiro meinen Einfluß zu verwenden, daß er sich uns anschließen dürfe; dies that ich nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ein arger Schuft zu sein schien, aber ich erbot mich freiwillig, an einige seiner Freunde in Patagones eine Botschaft mitzunehmen.

Gegen Mitternacht kündigten Horn-Signale auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses das Herannahen der übrigen Reisenden an; am nächsten Tage trafen sie ein, aber Casimiro war, wie gewöhnlich nach einem Saufgelag, bei schlechter Laune und weigerte sich standhaft, weiter zu ziehen und das schöne Wetter zu benutzen; es wurde daher noch ein Tag vertrödelt, indem wir an der Seite des Flusses umherbummelten und viel Rindfleisch aßen.

Meine ersten Vettern, die auch Neffen des alten Mannes waren, der früher mit Mr. Cox Bekanntschaft gehabt hatte, brachen mit diesem auf, um einige Aepfel und Piñonen zu holen, und versprachen mir recht viele, wenn sie wiederkämen. Mittlerweile machte ich Bekanntschaft mit einem Pampa-Indianer, Namens Gravino, der ursprünglich ein gefangener Christ gewesen sein mußte; er sagte selbst, seine Mutter habe sich früher in der Nähe der Ansiedelungen aufgehalten, und beschrieb sie als eine Pampa-Indianerin; als sie starb,

verließ er, ungefähr fünfzehn Jahre alt, die Ansiedelungen, um sich den Indianern ihres Stammes anzuschließen, und hatte sich erst drei Tage auf der Reise befunden, als er die unter dem Cacique Lenketrou vereinigte Horde Tehuelchen, Pampas und Araucanos oder, wie er sie nannte, Chilenos traf, die eben einen Einfall in die Ansiedelungen machen wollte. Es blieb ihm nichts übrig, als umzukehren und ganz gegen seinen Willen mitzugehen und die Leute zu plündern, unter deren Schutz er früher gestanden hatte. Bei dem Raubzuge gelang es ihm mit einem andern Jünglinge von ungefähr gleichem Alter, einen Trupp Pferde, und zwar Hengste und Stuten unter einander, fortzutreiben, und da er schrecklich müde war, so legte er sich an einen verborgenen stillen Platz, um zu schlafen, wobei er sein Reitpferd mit einem Lazo an seinen eigenen Knöchel gebunden hatte, damit es nicht fortlief. In der Nacht wurde er dadurch, daß die Pferde alle ausrissen, aufgeweckt, und das seinige, das gleichzeitig scheu geworden war, schleppte ihn einige Meter weit, bis sein Gefährte den Lazo zerschnitt und ihn frei machte; sie suchten dann ihre Thiere in Sicherheit zu bringen, fanden aber, daß die Araucanier gerade die besten weggenommen hatten, so daß er von dem Einfall nicht viel hatte. Seitdem war er als „Manso" oder zahmer Indianer im Dienste der argentinischen Regierung verwendet worden; da er aber nicht gern arbeitete, so war er zu den Pampas zurückgekehrt und hatte eine Verwandte Inacayal's geheirathet. Er war ein schöner junger Mensch, nett in Ponchos gekleidet, die, wie er mir sagte, sein Weib gemacht hatte.

Am folgenden Tage brachen wir, mitten im Sturm und Regen, nach Las Manzanas auf. Nachdem wir die nördlichen Barrancas des Flußthales erstiegen hatten, zogen wir über eine flache Ebene, wo ein Jagdkreis gebildet wurde, aber blos zum Schein, denn die Strauße waren sehr selten, und ich sah nur einen einzigen erlegen. Dann ritten wir, unten an oder vielmehr nordöstlich von dem oben erwähnten Hügel hin ziehend, in ein Thal hinab, durch das ein kleiner Fluß lief; diesem folgten wir eine Strecke weit, bis wir an eine Stelle kamen, wo ein zweites Thal in dasselbe einmündete, so daß beide Thäler vereinigt ein einziges von beträchtlicher Breite bildeten. Hier machten wir unter einigen Bäumen Halt und zündeten eine Anzahl Feuer an, um uns zu wärmen; denn der starke Regen war jetzt durch unsere Mäntel durch und durch gedrungen. Während wir uns unterhielten und uns so lustig machten, als es unter solchen

Umständen möglich war, kam ein Bote herangesprengt, der mit Blut bespritzt war, und in dessen Gesicht man die Wirkungen des Trinkens oder wüthender Aufregung sah. Alle drängten sich um ihn, um zu hören, was er für Nachricht brachte, und er theilte uns kurz mit, daß die Leute, die am vorhergehenden Tage sich aufgemacht hatten, um Aepfel zu holen, anderen Indianern begegnet seien, die Branntwein hatten. Es habe ein Trinkgelag stattgefunden, und ein Streit sei vorgefallen, bei welchem ein Mann getödtet worden sei; die Uebrigen aber hätten weiter getrunken und die Leiche draußen liegen lassen, wo die Hunde sie verzehrt hätten. Dies habe einen seiner Kameraden so erbittert, daß er fortgaloppirt sei zu Cheoeque, zu dessen Stamme die Indianer gehört hätten, und der Häuptling habe sofort fünfundzwanzig Reiter gesandt, um meine Vettern zu umringen und für den Todten Entschädigung zu verlangen; diese hätten sie verweigert; es habe daher ein Kampf stattgefunden, in welchem vier von den fünf Brüdern und noch ein Anderer, am ganzen Körper voller Lanzenstiche, für todt zurückgelassen worden, während der Jüngste auf seinem oder irgend eines Andern Pferde entkommen sei, nachdem er vier Feinde, die ihm den Weg zu versperren suchten, mit einem Revolver, den ich von Santa Cruz mitgebracht, niedergeschossen hatte. Das waren für uns schlechte Nachrichten, da wir eben auf dem Wege waren, diese Leute, die zu unseren vereinigten Indianern gehörten, zu schützen. Es fand eine Berathung statt, aber mitten in derselben sprengte Inacayal mit Leuten heran, die außer ihren anderen Waffen Alle gut mit Lanzen versehen waren. Gleich darauf kamen Foyel's Leute, kampfbegierig; die Tehuelchen jedoch, die das Geschäft im Auge hatten und die Mäntel, die sie zum Verkauf mitgebracht, gern absetzen wollten, verwarfen die kriegerischen Absichten dieser Leute und sagten, „es sei besser noch ein wenig zu warten". Mittlerweile wurden die Gewehre geladen und die Waffen bereit gemacht, und ein Detachement wurde abgezählt, um sich nach dem Schauplatz des Gefechtes zu begeben und die Verwundeten zu sammeln; da kam von Cheoeque ein Bote mit Friedensvorschlägen. Ich und die übrigen Verwandten der Gefallenen wurden, wie wir schon vermuthet hatten, kurze Zeit unter eine aus Tehuelchen bestehende Wache gestellt, bis das Detachement abrückte, um die Verwundeten aufzusuchen. Dann zogen wir Alle eine kurze Strecke das Thal hinab und bivouakirten in dem Pampagrase, ungefähr anderthalb englische Meilen von den Toldos Cheoeque's, die wir jedoch nicht

sehen konnten. Zwischen dem Hoflager des Letzteren und unserm Bivouak gingen zwei- bis dreimal Boten hin und her, und zuletzt kam eine ganz alte Frau herüber und hielt eine lange Rede über die Wohlthaten des Friedens. Das mochte wohl gut sein, da aber beide Parteien augenscheinlich einander nicht trauten, so wurde für den Fall einer Ueberrumpelung eine Wache ausgestellt, und da wir es für wahrscheinlich hielten, daß die Unterhandlungen sich zerschlagen würden, so verbrachten wir die Nacht um die Feuer herum schauernd und Bolas perdidas machend. Ich versicherte Quintuhual und Casimiro, es werde keinen Kampf geben; darüber wurde der Letztere sehr zornig; er sagte, er wisse besser, daß die ganze Sache nur eine Falle sei, um das Zeug und die Feuerwaffen unserer Horde zu bekommen, behauptete auch, ich verstände diese Indianer nicht, worin ich freilich anderer Meinung war, als er. Später am Abend kam die Nachricht, daß, obgleich fürchterlich zerhauen, doch keiner „meiner Vettern" todt sei; die Gegenpartei jedoch sei schlechter weggekommen, sie habe drei völlig Todte verloren. Es will etwas heißen, wenn sechs Mann gegen fünfundzwanzig kämpfen, aber ich glaube, daß Quintuhual's und Foyel's Leute die tapfersten Indianer sind, die man im südlichen Theile Amerikas trifft, und den stolzen Namen „die Krieger-Indianer" völlig verdienen.

Am folgenden Morgen, als es Tag war, bestiegen Alle ihre besten Pferde, stellten sich in Colonne mit Gliedern von sechs Mann auf und zogen, die Lanzenträger der Krieger an der Spitze, nach den Toldos hin, die in einem Thale lagen, das mit jenem, in welchem wir die Nacht vorher gerastet hatten, unter rechten Winkeln lief. Als wir so weit gekommen waren, daß wir Cheoeque's Stammsitz sahen, bemerkten wir, wie die Araucanier oder Manzaneros, ungefähr eine halbe englische Meile entfernt, sich in Linie aufstellten und manöverirten; wir näherten uns bis auf dreihundert Meter, stellten uns dann, um unsere ganze Stärke zu zeigen, in offener Linie auf (mein Vorschlag, hinter einer Anhöhe ein Reservecorps zu verbergen, war verworfen worden) und warteten den Lauf der Dinge ab. So blieben wir ungefähr ein halbe Stunde, die Manzaneros beobachtend, die, in hellfarbige Ponchos gekleidet und mit ihren langen Lanzen bewaffnet, einen schönen Anblick boten; sie manöverirten in vier Schwadronen, deren jede einen Anführer hatte — an dessen Lanze ein kleines Fähnchen flatterte; ihre Bewegungen führten sie mit disciplinirter Genauigkeit aus, und ihr Linieformiren, Schwenken und

Distanzhalten war der Art, daß es einer regulären Cavallerie keine Schande gemacht hätte.

Nachdem wir eine halbe Stunde in Ungewißheit gewartet hatten, wurden Geißeln gewechselt, und dann machten wir die Bewillkommnungs-Ceremonie durch. Die Tehuelchen waren sehr aufgeregt, und als wir uns in Colonne aufstellten und zu den Manzaneros hinabsprengten, wobei ich mich in der Mitte der Truppe befand, glaubte ich Anfangs, wir hätten ein allgemeines Scharmützel in Aussicht. Als wir jedoch bei der Linie anlangten, ließen unsere Anführer eine scharfe Wendung machen, und wir führten das gewöhnliche Manöver aus, nur mit der unangenehmen Ausnahme, daß beide Parteien ihre Flinten und Revolver scharf geladen hatten und Einem immer dann und wann eine Kugel an den Ohren vorbei oder dicht über dem Kopfe hin pfiff. Nach dem gewöhnlichen Händeschütteln zwischen den Häuptlingen ritt der große Cheoeque, ein verständig aussehender Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, in blaue Tuch-Ponchos, Hut und Lederstiefeln gekleidet, an unserer Linie hinab, wobei er mit Jedermann die Hand schüttelte und irgend eine Bemerkung machte. Als er an mich kam, schämte ich mich etwas wegen meiner Kleidung, eines einfachen Mantels, der nicht gerade in gutem Zustande war. Er seinerseits schien, da er schon gefragt hatte, wer ich sei, ziemlich erstaunt, als er hörte, daß ich ein Engländer sei, und da man ihm ferner mitgetheilt hatte, daß ich die vorher an ihn gesandten spanischen Briefe geschrieben, die von einem Valdivier übersetzt worden waren, so blieb er einige Minuten stehen und unterhielt sich mit mir. Hierauf fand ein Parlemento statt, bei welchen Alle beritten blieben; die Verhandlung dauerte bis zum Sonnenuntergang, wo dann Jeder sehr hungrig war. Die Beschlüsse, zu welchen man kam, bezogen sich hauptsächlich auf die Herstellung eines festen und dauernden Friedens unter den anwesenden Indianern: ein Punkt, über den glücklicherweise Einstimmigkeit herrschte. Zu der Berathung über Casimiro's Antrag, Patagones zu schützen, und über den Krieg der Chilier mit den weiter nördlich lebenden Indianern wurde ein anderer Tag bestimmt; auch sollte dann Calficura's Botschaft in Betreff eines Angriffs auf Bahia Blanca und auf die Grenze von Buenos Ayres überhaupt erwogen werden.

Eine der Hauptpersonen, die bei dem Parlemento anwesend waren, war ein Cheoeque untergeordneter Häuptling, Namens Mafulko, ein schöner alter Mann, prächtig in Ponchos gekleidet, die

ebenso wie seine Waffen reich mit Silber geschmückt, ja, fast bedeckt waren; er zeichnete sich besonders durch seine Stentorstimme aus, die, wenn er sie bei der Verhandlung erhob, zu einem förmlichen Gebrüll wurde, gleich dem eines Bullen von Basan. Später schenkte er mir besondere Aufmerksamkeit und war sehr höflich und zuvorkommend; er bat mich dringend, ihn doch in seinem Lande zu besuchen, das nördlich von dem Schneeberge liege.

In seinem Gefolge befand sich ein Mann, der mich in reinem Spanisch anredete; er sagte, er habe meinen Brief gelesen und übersetzt, und machte mich aufmerksam, daß der Name Spanier den hiesigen Indianern verhaßt sei. Ehe ich mich nach irgend Etwas erkundigen konnte, wurde er weggerufen; als ich mich aber in Patagones befand, fragte man nach einem unglücklichen Ansiedler, der als Gefangener und Sklave unter den Araucaniern sei, und die Beschreibung paßte genau auf diesen armen Spanier. Sein Herr fürchtete ohne Zweifel, daß ich ihn erkennen und mich für ihn verwenden könnte, und beeilte sich unser Gespräch zu unterbrechen.

Wir zerstreuten uns und bivouakirten in der Nähe von Cheoeque's Toldos, wo zur Befriedigung unserer augenblicklichen Bedürfnisse Thiere mit dem Lazo gefangen und abgeschlachtet wurden; auch gingen Manzaneros und Picunche-Indianer mit Piñonen, Aepfeln und dann und wann mit etwas Mehl herum und vertauschten diese Lebensmittel gegen Messer, Bolas u. s. w. Die Piñonen waren zum Theil noch in den Hülsen, zum Theil bereits enthülst; die weißen, mandelähnlichen Kerne, ungefähr so groß wie Datteln, waren auf Fäden gereiht und schmeckten köstlich, mochten sie wie Kastanien in ihren Hülsen geröstet oder gekocht sein. Auch die Aepfel waren köstlich frisch und saftig, und zwanzig Stück für ein Paar Bolas kam mir billig vor, obgleich meine Kameraden behaupteten, die spitzbübischen Picunchen hätten mich betrogen.

Gegen Abend ließ Cheoeque herübersagen, da es schon spät sei und Ruhestörungen vorkommen könnten, so halte er es für besser, den Verkauf von Branntwein nicht zu gestatten bis zum folgenden Tage, wo man dann alle Waffen an einen sichern Ort bringen und Jedermann, der sich gern betrinken wolle, dies gemüthlich thun könne. Hiermit war Casimiro einverstanden, und er versicherte mich zugleich auf das Bestimmteste, er würde nüchtern bleiben. Während wir am Heerde saßen, flog ein Vogel, der genau unserm allbekannten Ziegenmelker glich, gerade über uns hin und ließ dabei sein eigen-

thümliches schnarrendes Geschrei hören; die Indianer sahen alle ganz erschrocken aus; sie behaupteten, es bedeute Unglück; denn so oft dieser Vogel in der Nähe einer Versammlung von Menschen krächze, trete sicher eine Krankheit oder ein Todesfall ein. Ihr blinder Glaube an den unglückbedeutenden Vogel bestätigte sich einmal, denn mitten in der Nacht wurde ich, während ich am Feuer schlief, von Graviel geweckt, der mich am Arme rüttelte und schrie: „Wir wollen fort, wir wollen fort!" und dabei von dem hellen Feuer hinweg in die finstere Nacht rannte. Sein Vater und ich eilten ihm nach, fingen ihn nach langer Jagd ein und wurden mit vieler Mühe über ihn Herr. Er war rasend geworden, wehrte sich gewaltig und schrie unzusammenhängende und sinnlose Worte. Als der Anfall vorüber war, war er so erschöpft und abgespannt, daß Alle glaubten, er werde sterben; er erholte sich jedoch für diesmal wieder.

Bei Tagesanbruch waren wir Alle auf dem Zeuge, und da wir am Abend vorher zu müde und hungrig gewesen waren, als daß wir die Landschaft hätten betrachten können, so ging ich daran, mir die Oertlichkeit im Allgemeinen anzusehen. Zu meinem großen Erstaunen bestand das Hauptquartier Cheoeque's nur aus vier Toldos, die dem Häuptlinge und seinem Schwager gehörten; die Männer, die uns empfangen hatten, waren ohne ihre Weiber von entfernten Wohnsitzen hergekommen und bivouakirten, wie wir, im Freien. Der Schauplatz des Lagers war ein von Osten nach Westen laufendes Thal, das am westlichen Ende dem Anschein nach durch einige hohe Berge, Ausläufer der Cordillera, abgeschlossen wurde. Das Thal wurde von einem ansehnlichen Flusse durchströmt und war überall mehr oder weniger bewaldet. Nach Nordwesten, ungefähr vier englische Meilen entfernt, konnte man die Aepfelhaine sehen; die Bäume waren jedoch bereits der Früchte beraubt, und wenn man sich Aepfel verschaffen wollte, mußte man viel weiter nach Norden gehen; Orkeke, Hinchel, ich und noch Andere hatten zwar den Plan, jenen District zu besuchen und Früchte zu holen, aber diese Expedition erwies sich als unausführbar und kam daher nicht zu Stande. Jenseits der Aepfelhaine machte man mich auf die Stelle aufmerksam, wo die Araucarien wuchsen, von welchen die Piñonen gesammelt werden; sie lag gerade unterhalb der schneeumhüllten Berge, die wir von dem Rücken aus, der über dem Rio Limay stand, gesehen hatten, und war ungefähr dreißig englische Meilen entfernt.

In unserm Thale war das Weidefutter etwas spärlich, obgleich

es für die drei Heerden kleiner Schafe, von welchen Cheoeque's Weiber je eine besaßen, genug zu geben schien, um in guten Zustand zu kommen; aber Schafe finden überall Futter. Unmittelbar hinter den Toldos lag ein Corral zur Einhegung der Rinder; doch waren keine zu sehen; man hatte sie wahrscheinlich fortgetrieben in irgend ein nahe gelegenes, abgeschlossenes Thal, um unseren Leuten keine Gelegenheit zur Selbsthülfe zu geben. Um diesen Corral herum waren die Indianer von Cheoeque's Stamme und die mit Früchten u. s. w. handelnden Picunchen gruppirt, und zwischen dem Corral und dem Flusse lag das Bivouak der Thuelchen; unser Heerd war durch Casimiro's Flagge mit den Farben des argentinischen Bundes bezeichnet. Thalauf- und abwärts und selbst auf den nahen Hügeln umher waren unsere Pferde zerstreut. Ich ging daran, mir die Toldos zu betrachten, auf die ich die Nacht vorher nur einen flüchtigen Blick geworfen hatte, und fand, daß sie sämmtlich feste Wohnungen, das heißt, nicht, wie die der Patagonier, darauf berechnet waren, bei Märschen mitgenommen zu werden. Sie waren allerdings auf dieselbe Weise gebaut, aber die Stangen waren viel stärker und fester und das ganze Gebäude hatte mehr Aehnlichkeit mit einem Hause.

Cheoeque's Toldo war volle sechzehn Fuß hoch und konnte bequem vierzig Mann aufnehmen, während im vorderen Theile drei Feuer von gewaltig großen Scheiten brannten. Er war vollständig geschlossen, nur in der Ecke befand sich anstatt der Thür ein Eingang mit einem Vorhange von Fellen, und längs der Front lief eine Art Veranda hin, aus in einander geflochtenen Zweigen bestehend, die einen angenehmen Baldachin bildeten, in dessen Schatten wir saßen und rauchten. Inwendig waren erhöhte Bettplätze von Holz, worauf das Bettzeug lag, und Alles zusammengenommen, auch die Schafe, den Corral u. s. w., hatte der Ort einen solchen Anstrich von Civilisation, daß man, wenn man die Phantasie ein wenig anstrengte, sich hätte einbilden können, man befände sich in einer Grenz-Estancia der Ansiedelungen. In den auf der Nordseite des Thales stehenden Bäumen verborgen, gab es noch andere Toldos, aber diese besuchte ich nicht.

Gegen acht Uhr sahen wir mehrere beladene Pferde kommen; sie brachten den Branntwein, der in dem Thale, in welchem wir die Nacht nach der Ruhestörung gelagert hatten, war weggesteckt worden. Sobald die Krüge und Schläuche in Cheoeque's Toldo abgeladen waren, ging der Befehl herum, daß alle Waffen sollten abgeliefert werden,

und nach einiger Schwierigkeit wurden sie fast alle gesammelt und an einen sichern Ort gebracht. Dann wurden die Häuptlinge formgemäß eingeladen, zu trinken, und hierauf Alle gebeten, die kamen; der Branntwein wurde von Cheoeque auf die freigebigste Weise gespendet.

Dieser Häuptling war sich seiner hohen Stellung und Macht völlig bewußt; sein rundes, hübsches Gesicht, dessen von seiner Tehuelche-Mutter geerbte Farbe dunkler ist als jene seiner Unterthanen, verrieth lauernde List, und sein häufiges Lachen war etwas sardonisch. Er konnte außerordentlich viel vertragen, ohne betrunken zu werden, und war geneigt, Casimiro wegen seiner Trunkenheit zu verachten; ja, er hielt sich offenbar, und nicht ohne Grund, für erhaben über alle Caciquen, selbst wenn sie ihm nicht unterthan waren.

Hinchel, ich und viele der Araucanier waren weggeblieben, und ich war eben auf dem Wege, nach den Pferden zu sehen, als ich von einigen Picunchen nach dem Corral gerufen wurde. Diese Männer zeigten eine entschieden andere und viel tiefer stehende Gesichtsbildung als die Araucanier, von welchen sie durch ihre dunklere Farbe sich leicht unterscheiden ließen; sie waren aber sehr höflich und zuvorkommend; sie fragten mich, wie es käme, daß ich mich bei den Tehuelchen befände, und wie mein Vaterland beschaffen sei, und freuten sich, als ich ihnen sagte, daß es hügelig und gut bewaldet und, indem ich mich auf Devonshire bezog, daß es reich an Aepfeln sei. Selbstverständlich wurde unsere ganze Unterhaltung vermittelst eines Dolmetschers (eines Valdiviers) geführt. Nach einigen weiteren Fragen wurde etwas Rum hervorgeholt, und nachdem ich ein Glas getrunken hatte, saß ich auf und ging daran, die Pferde zu suchen. Hinchel ritt eine Strecke mit mir; er wollte einen früheren Bekannten aufsuchen, dessen Toldo ungefähr vier Stunden entfernt stand, und der, wie er sagte, der beste Silberarbeiter unter den Indianern war. Ich sah später Proben seiner Arbeit; es waren silberne Röhren zur Verzierung der Steigbügelriemen, und das Aussehen dieser und anderer silbernen Schmucksachen, die in verschiedenen Mustern, augenscheinlich eigener Erfindung, von massivem Metall gemacht waren, ließ mir wenig Zweifel übrig, daß diese Indianer oder irgend einer der benachbarten Stämme die Orte kennen, wo das Erz des edlen Metalls zu gewinnen ist, und daß sie es selbst schmelzen.

Nachdem ich den unserer Horde gehörenden Trupp Pferde gezählt und auf die beste Weide hinabgetrieben hatte, kehrte ich zurück

und fand, daß Cheoeque mehrere Boten geschickt und mich hatte suchen lassen; ich begab mich daher sofort nach seinem Toldo, wo, als ich ankam, er und Mariano Linares auf zwei wirklichen Stühlen saßen, der Letztere Guitarre spielend, während Casimiro ein wenig berauscht war und ewige Freundschaft gelobte und ringsum heulende Indianer, Männer und Frauen, in verschiedenen Stadien des Rausches sich befanden. Cheoeque reichte mir die Hand, lud mich ein, mich niederzusetzen, und gab mir ein Glas Rum aus seiner eigenen Flasche, der, wie ich wohl kaum zu sagen brauche, nicht wie der übrige gewässert war. Dann benutzte ich eine kleine Aufregung, die ein Indianer veranlaßt hatte, indem er Cheoeque umarmen wollte, und entfernte mich, wurde aber unterwegs aufgehalten und mußte, ehe ich das Bivouak erreichte, mit verschiedenen Bekannten trinken. Da unser Heerd bald von lärmenden, halbtrunkenen Indianern besetzt war, unter Anderen auch von Hinchel's Sohne, der, sehr betrunken, gekommen war, um sein Gewehr zu holen, weil er den Festordner erschießen wollte, aber glücklicherweise von seinem Vater, der gerade zur rechten Zeit eintraf, zu Boden geworfen und gebunden wurde, so zog ich mich zu Foyel's Bivouak zurück, wo Gravino und Andere Wache hielten, um bereit zu sein, wenn ihr Häuptling ihrer bedurfte. Er kam zu ihrer großen Erleichterung bald nach Mitternacht an.

Die Eifersucht, die zwischen Foyel und Cheoeque bestand, und welche bei der Ruhestörung, die meinen Vettern beinahe das Leben gekostet hätte, ausgebrochen war, hatte, seitdem Foyel und Quintuhual nach Süden gezogen waren, immer bestanden, und die in ihrem Gefolge befindlichen Araucanos hielten sich bei dieser Gelegenheit alle so viel wie möglich fern und nahmen an den Lustbarkeiten nicht Theil, während die Tehuelchen, welchen die Sache nichts anging, sich ungehindert der Freude überließen.

Am nächsten Tage ließen Foyel und Quintuhual ihre Leute in Reihe und Glied abmarschiren und zogen, von vielen Tehuelchen gefolgt, heimwärts; die großen Pferderennen, die gehalten werden sollten, wurden in Folge der peinlichen Stimmung, die herrschte, und der daraus hervorgehenden Befürchtung eines Zwistes aufgegeben; der Kampf würde unter den vorliegenden Umständen ein hartnäckiger geworden sein, da Cheoeque's Truppen, obgleich an Zahl ihre Gegner übertreffend, denselben doch nicht allzu stark überlegen gewesen wären. Wir hatten bei unserer Ankunft uns gewundert, nicht mehr

Indianer zu unserm Empfang bereit zu finden, da wir nur neunzig Lanzen zählten; aber es verlautete, daß Einige in dem an der Seite des Flusses stehenden Walde verborgen seien, die nicht zum Vorschein kamen; außerdem waren siebenzig bis hundert Mann nach Patagones gegangen, um die ihrem Häuptlinge ausgesetzte Anzahl Rinder zu holen, noch zweihundert Mann aber, Freunde und Verwandte Foyel's, die sich zu der Zusammenkunft, die in Las Manzanas stattfinden sollte, bereits auf dem Marsche befanden, waren, als sie von dem Angriff hörten, den Cheoeque's Horde auf ihre Freunde, meine Vettern, machte, wieder umgekehrt. Ob sie wegblieben, um sich neutral zu verhalten, oder um nöthigenfalls ihren Verwandten zu Hülfe zu kommen, konnte man nicht wissen, aber Foyel prahlte häufig, daß bei etwaigen Händeln zweihundert Mann von Cheoeque's Gefolge für ihn Partei ergreifen würden. Die Veranlassung zur Fehde hatten ursprünglich die Pecunchen gegeben. Dieser Stamm, nach Antonio Guaitu's Behauptung, der sie Chollo nannte, ein Zweig der Araucanier, steht, wenn auch von Ortscaciquen regiert, doch unter Cheoeque's Oberherrschaft. Wie schon erwähnt, leben die Picunchen in der Nähe der Pässe der Cordillera und plündern alle Reisenden. Sie hatten auf Foyel's Boten, der ihm von Valdivia Vorräthe brachte, keine Rücksicht genommen und schließlich zwei Schaffelle voll Rum mit Gewalt annectirt, worüber ein kleiner Kampf entstand. Hierauf schickte Foyel an Cheoeque eine herausfordernde Botschaft des Inhalts, daß, wenn von Seiten seiner Unterthanen noch mehr Räubereien vorkämen, er Repressalien machen werde; der letztere Häuptling müsse sich jedenfalls einbilden, er (Foyel) habe das Reiten und das Führen der Lanze verlernt. Dies Alles wurde später gütlich beigelegt, am Ende aber zog Foyel, der von Rechts wegen unter Cheoeque's Herrschaft stand, vor, seine Lehenspflicht abzuschütteln und sich über den Rio Limay hinüber zurückzuziehen. Als Hauptgrund gab er an, daß Cheoeque, obgleich er von der Regierung zu Buenos Ayres viele Rinder erhielte, es doch nicht für angemessen halte, sie mit seinen Unterhäuptlingen zu theilen. Wie viel Wahres an diesen Erzählungen war, kann ich nicht sagen; was aber die Picunchen und ihre Abhängigkeit von Cheoeque betrifft, so waren die Valdivier, auf ein sicheres Geleit wartend, über ein Jahr hingehalten worden. Endlich erhielten sie es am Abend vor unserer Ankunft, und so weit sich später ermitteln ließ, zogen sie unbelästigt ihres Weges, verloren aber wahrscheinlich Rinder in Folge

der Witterung, da es zum Ueberschreiten der Päſſe, die im Winter durch Schnee und angeschwollene Flüſſe unpaſſirbar werden, viel zu spät im Jahre war.

Antonio Guaitu und Ventura Delgado versicherten mich, den einen Fluß hätten sie wegen seiner vielen Krümmungen siebenmal zu überschreiten und müßten jedesmal ihre Thiere schwimmen lassen. Ich glaubte Anfangs, dies sei ein Arm des Rio Limay, aber als ich mich näher erkundigte, sagten die Valdivier, er fließe nach Westen. Bei Gelegenheit dieser Route sei erwähnt, daß kurz vorher ein unternehmender Deutscher von Valdivia herübergekommen war, um mit den Indianern Handel zu treiben; man ließ ihn mit aller seiner Waare unbelästigt ziehen, und er machte ein gutes Geschäft und trat schließlich mit einer tüchtigen Anzahl Pferde und Geschirr seine Rückreise an; in der Nähe der Päſſe aber wurde ihm Alles abgenommen, und er mußte suchen wo möglich zu Fuße nach Hause zu kommen. Es war sehr ärgerlich, sich so nahe an Valdivia zu befinden und nicht im Stande zu sein, den Weg dorthin zu erforschen und die Picunchen zu besuchen; Casimiro und ich hatten uns zwar vorgenommen, von Las Manzanas aus einen Abstecher zu machen, aber der Plan wurde wegen der späten Jahreszeit und anderer Umstände wieder aufgegeben; auch war ich der Ueberzeugung, daß der Cacique, wenn er nach Valdivia kam, sich nicht allzu lange von den civilisirten Vergnügungen werde losreißen können.

Nach dem Trinkgelage und dem Abzuge der Horde Foyel's wurde ein Tag dem Handel gewidmet; die politischen Verhandlungen wurden einstweilen aufgeschoben, weil Casimiro, der vierundzwanzig Stunden brauchte, um sich von den Folgen der Gastfreundschaft Cheoeque's zu erholen, nicht dazu aufgelegt war. Unsere Tehuelchen verkauften, Dank der verschwenderischen Freigebigkeit Cheoeque's, alle ihre Waaren vortheilhaft und wurden die glücklichen Besitzer vieler Pferde, silberner Schmucksachen und Mandils. Hätten sie den Branntwein kaufen müssen, so würden sie mit leeren Händen und schlechter Laune zurückgekehrt sein. Die Manzaneros schienen hinsichtlich ihres Bedarfes an Toldo-Decken von den Tehuelchen abzuhängen, gerade so wie die Letzteren ihrerseits die gewebten Mandils und Ponchos von den Manzaneros kaufen mußten. Die von den Manzaneros herbeigebrachten Pferde glichen, wie ich sah, mehr den in den argentinischen Staaten gebräuchlichen als der bei den Tehuelchen gewöhnlichen Raçe; zum Wettrennen auf ebenen Flächen zeigten

sie schönere Tugenden und größere Schnelligkeit, aber in der zur Jagd erforderlichen Ausdauer standen sie den Tehuelche-Pferden nach.

Das zweite Parlemento oder die zweite Rathsversammlung, der viele Häuptlinge beiwohnten, ging ordnungsmäßig vor sich; an ihr nahm auch Mariano Linares, der Bruder des im Solde der Regierung stehenden Indianerhäuptlings, theil. Er war mit Cheoeque verschwägert und war von Patagones hergesandt worden, um ihn zu bewegen, den Frieden zu erhalten. Die Reden der Araucanos wurden eigenthümlich hergesungen, ja intonirt, genau so, wie ich es seitdem daheim in manchen Kirchen gehört habe. Cheoeque intonirte auf diese Weise eine Rede, in welcher er darlegte, wie aus dem eigentlichen Araucanien Häuptlinge zu ihm gekommen seien und ihn gebeten hätten, ihnen im Kriege mit Chili Hülfe zu leisten. Anfangs habe er sie nicht empfangen wollen, zuletzt aber habe er sie angehört, und es sei wahrscheinlich, daß er seinen Landsleuten ein kleines Corps zu Hülfe schicken werde.

Calficura's Botschaft in Bezug auf den Einfall in die Ansiedelungen war uns bereits zugegangen. Es wurden viele Reden gehalten, und Linares und Casimiro hoben hervor, daß es zum Vortheile des Cacique sei, wenn er sich nicht hineinmische, da er sonst die werthvollen Pferde und Rinder, welche die Regierung von Buenos Ayres ihm gebe, unvermeidlich verlieren werde, und daß es einträglicher sei, die jährlichen Rationen zu empfangen, als die Rio Negro-Ansiedelungen zu plündern und zu zerstören. Zuletzt wurde einstimmig beschlossen, daß an Calficura eine Botschaft gesandt werden solle, mit dem Wunsche, seine Feindseligkeiten auf Bahia Blanca zu beschränken, und daß Cheoeque das nördliche Ufer des Rio Negro decken und auf jener Seite Patagones schützen solle, während Casimiro die Südseite sicherte: eine Uebereinkunft, an die man sich auf beiden Seiten hielt. Calficura rächte demgemäß das wirkliche oder vermeintliche Unrecht, das ihm widerfahren sein sollte, an den „Christianos" durch zwei verheerende Einfälle in Bahia Blanca, bei welchen er Beute und Gefangene fortschaffte. Durch Briefe vom Rio Negro habe ich jedoch erfahren, daß der Friede wieder hergestellt ist und die Gefangenen ausgetauscht oder losgekauft worden sind. Ich werde hiervon noch ausführlicher sprechen, erwähne es aber hier, um zu zeigen, daß die Indianer die Vortheile des Friedens recht gut kennen, wenn sie auch, besonders die Araucanier, wegen der An-

maßungen der Ausländer ohne Zweifel ängstlich sind und die Traditionen ihrer vergangenen Geschichte sie veranlaßt haben, selbst den Namen Spanier oder „Christiano" zu verabscheuen. Es ist auch für die höheren Caciquen jedenfalls schwer, die kleinen Caciquillos von kleinen Plünderungen abzuhalten; aber bei einem ehrlichen und wohlgeordneten „Rationen"-System werden sie keine Raubzüge machen, und es ist zu bedauern, daß die wohlgemeinten und großmüthigen Pläne, welche die Regierung von Buenos Ayres zum Schutze der Grenzen getroffen hat, nur zu oft durch die gewissenlosen Lieferanten, die sich selbst bereichern, indem sie die für die Indianer bestimmten Lieferungen sich zueignen, vereitelt werden. Manche mögen die Methode, die Häuptlinge durch Pensionen in Ruhe zu halten, als unwürdig betrachten; aber es ist sicherlich eine humanere und ökonomischere Politik als fortwährende Repressalien-Kriege, die am Ende zu der Ausrottung entweder der Indianer oder der Ansiedler, höchst wahrscheinlich der letzteren, und zu der sichern Verarmung des Landes führen würden.

Nach dem Parlemento gab Cheoeque allen versammelten Caciquen und ihren Söhnen ein großes Bankett. Ueber drei gewaltigen Feuern, die in seinem geräumigen Toldo brannten, standen auf Dreifüßen große eiserne Töpfe, die Rind-, Hammel- und Pferdefleisch enthielten. Die Gäste setzten sich, wie sie konnten, während Cheoeque mitten im Toldo auf einem Stuhle, wie die Spanier sagen, „zu Pferde" saß; er war in einen prachtvollen Mantel von Katzenfell gekleidet und hielt eine „Revengue" oder Peitsche von Haut in der Hand, mit der er immerfort einen zudringlichen Hund oder auch wohl einen seiner zahlreichen Söhne züchtigte, wenn sie zu nahe kamen oder zu viel Lärm machten.

Die kleinen Knaben waren augenscheinlich daran gewöhnt und zeigten, wenn sie einem Hiebe auswichen, große Behendigkeit, und wenn sie ihn erhielten, ebenso große Gleichgültigkeit. Die drei Weiber des Häuptlings führten den Vorsitz an den Feuern, und zum ersten Gange wurden mit großen Portionen Fleisch und einer gehörigen Masse Fett beladene hölzerne Schüsseln herumgereicht. Es wurde erwartet, daß jeder Gast den ganzen Inhalt der Schüssel verzehrte, und wenn sie leer war, wurde sie fortgetragen, aufgewaschen und wieder für einen Andern gefüllt. Der zweite Gang bestand aus Aepfeln und Piñonen, nach Belieben roh oder gekocht, und es war strenge Etikette, die ganzen dargereichten Früchte zu essen oder einzu-

stecken. Nach dem Essen wurde Wasser herumgereicht; ein anderes Getränk wurde nicht vorgesetzt, eine besondere Flasche ausgenommen, aus welcher der Häuptling zwei oder drei Gästen einschenkte, die seine höchste Gunst genossen. Es mußten wenigstens dreißig Personen anwesend sein, und es gab noch viel Platz und Lebensmittel in Ueberfluß. Später wurden andere Gäste niedrigeren Ranges gespeist. Die Tehuelchen sowohl als die Araucanos und Picunchen wurden während ihres Aufenthaltes sämmtlich von dem Häuptlinge verpflegt.

Ganz erstaunt war ich über den Gehorsam und die Ehrfurcht, welche diese Leute ihrem Cacique erwiesen. Seine Gewalt erstreckte sich nördlich bis Mendoza, über Hunderte von Indianern, die in festen Tolderias, und zwar einige wenige in dem nahe bei Manzanas liegenden Thale, der Hauptheil aber weiter nach Norden, in der Nähe der Araucarienhaine wohnen. Die Macht des Häuptlings ist unumschränkt, und sein Wort ist Gesetz, auch für die entferntesten seiner Unterthanen. Auf seinen Befehl verlassen sie Toldos, Weiber und Kinder und begeben sich beritten und zu jedem Dienst bereit in sein Hauptquartier. Er besitzt beträchtliche Reichthümer; außer den zahlreichen Schaf- und Rinderheerden wurde einer der Toldos blos als Schatzkammer benutzt, wo sein Silberzeug, seine Ponchos, Mäntel u. s. w. in Sicherheit lagen.

Ich war gerade in seinem Toldo, als ein Bote eintraf. Der Indianer, der augenscheinlich aus weiter Ferne kam, wagte nicht eher einzutreten, als bis es ihm befohlen wurde; dann setzte er sich mit der größten Ehrfurcht von dem Häuptlinge entfernt, theilte seine Botschaft mit, erhielt die nöthigen Befehle und zog sich zurück; als er wieder reisefertig war, erschien er noch einmal, um definitive Verhaltungsbefehle in Empfang zu nehmen; hierauf bestieg er sein Pferd und ritt ohne weitere Umstände ab.

Die Untercaciquen, deren Amt und Würde erblich sind, schienen schönere und intelligentere Männer zu sein als das gemeine Volk. Ob dies von einer Raçenverschiedenheit oder blos von ihrer aristokratischen Abstammung und der erblichen Verfeinerung der Gesichtszüge und der Haltung herrührte, kann ich nicht sagen; aber ihre Ueberlegenheit war sehr stark ausgeprägt, während bei den Tehuelchen ein solcher Unterschied zwischen den Caciquen und ihren Lehnsleuten nicht zu bemerken ist. Die Ueberlegenheit dieser halbcivilisirten Araucanos über ihre südlichen Nachbarn war in jeder Hin-

sicht, nur die Körperkraft ausgenommen, augenscheinlich. Ihre festen Wohnsitze in einer fruchtbareren Gegend, in der Nähe der Aepfel- und Araucarienhaine, bieten ihnen über die nomadisirenden Patagonier große Vortheile. Sie bauen Weizen, von welchem kleine Quantitäten uns zum Verkauf angeboten wurden; außerdem ernten sie die wildwachsenden Piñonen und Aepfel ein und brauen aus letzteren, wie schon gesagt, einen Obstwein von ungewöhnlicher Stärke; ebenso bereiten sie aus der Algarroba-Bohne ein berauschendes Getränk, „Pulco" genannt.

Um mit der Sprache und den Sitten sowohl der Leute Foyel's als der in Manzanas befindlichen Indianer vertraut werden zu können, dauerte mein Verkehr mit ihnen nicht lange genug; sie sind übrigens schon von Anderen beschrieben worden. Die Sprache, von der ich einige Worte sprechen lernte, schien weicher und wohlklingender zu sein und auch mehr Wörter zu besitzen als das gutturale Tehuelche; wie mir vorkam, war sie mit der Pampa-Sprache nahe verwandt; aber Jackechan, der beide sprechen konnte, und Gravino bestanden fest darauf, daß beide Dialekte von einander verschieden seien.

In Bezug auf ihren Körper hielten sie sich überaus sauber und reinlich, und das Morgenbad wurde von Männern, Frauen und Kindern nie versäumt; gerade vor dem Eintritt der Morgendämmerung begaben sie Alle sich regelmäßig schaarenweise zum Wasser. Auch auf ihren Anzug verwendeten sie mehr Sorgfalt als die Patagonier.

Ihre religiösen Gebräuche mit anzusehen hatte ich keine Gelegenheit, aber man versicherte mich, daß sie die Sonne anbeteten, und von Götzenbildern irgend welcher Art war keine Spur zu finden. Ihre Gebräuche bei feierlichen Gelegenheiten, wie Geburten u. s. w., waren jenen der Tehuelchen sehr ähnlich, nur daß der „Doctor" dabei sorgfältiger mit verschiedenen Farben geschmückt erschien.

Als Quintuhual's Nichte krank war, spielte ihr Bruder, gehörig bemalt und mit einem Kopfputz von Federn geschmückt, die Rolle des „Zauberers". Anstatt eines Mandilzeltes wurde eine Wand von Ponchos hergestellt, die über Pfähle hingen, und die Familie entfaltete ihren ganzen Staat. Es wurden Stuten geschlachtet, und ich nahm an dem Schmause als Gast theil, aber bei dem, was vorher stattgefunden hatte, war ich nicht zugegen, weil die Würde

eines Caciquillo, die ich jetzt bekleidete, mir Zwang auferlegte und nicht erlaubte, als müßiger Zuschauer umherzulaufen.

Ein Mahl beginnen sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit niemals, ohne erst Fleischbrühe oder ein kleines Stück Fleisch auf die Erde geworfen und gleichzeitig einen Zauberspruch gemurmelt zu haben, um den Gualichu günstig zu stimmen; denn sie sind im Allgemeinen abergläubischer und fürchten sich vor Hexerei mehr als die übrigen Indianer. Sie haben einige Kenntniß von Edelsteinen und scheinen ihnen gewisse wunderbare Kräfte zuzuschreiben. So besaß Foyel einen Stein, der ein prachtvoller roher Türkis zu sein schien; er war im Begriff, mir denselben zu schenken, als sein Weib und sein Schwager irgend eine Bemerkung machten, worauf er sich entschuldigte und sagte, er trenne sich nicht gern von ihm, weil er lange in der Familie gewesen sei. Daß Fremde Steine zu wissenschaftlichen Zwecken auflesen oder irgend wie „sich umsehen", wollen sie durchaus nicht leiden; von Ventura Delgado gewarnt, nahm ich mich daher ganz besonders in Acht, dies nicht zu thun. Einige ihrer Spiele, die von den bei den Tehuelchen beliebten verschieden sind, wie unter anderen das Spiel mit schwarzen und weißen Bohnen, hat Mons. Guinnard beschrieben. Wenn ich sage, daß sie bei der Heirath noch immer die sonderbare Sitte der Entführung haben, so muß ich mich auf Casimiro als meinen Gewährsmann berufen. Der künftige Bräutigam nimmt sich nicht die Mühe, die Einwilligung der Braut zu erlangen, sondern bezahlt den Eltern derselben den festgesetzten Brautschatz oder Kaufpreis, kommt dann herangaloppirt, nimmt das Mädchen mit Gewalt und trägt sie vor sich fort in das Gebüsch, von wo sie nach erzwungenen zweitägigen Flitterwochen als Mann und Weib in seine Wohnung zurückkehren. Bei der Vermählung von Caciquetöchtern ist dies jedoch nicht Sitte. Vielweiberei ist erlaubt; so hatte zum Beispiel der große Cheoeque drei Weiber; die Hauptgeliebte, die durch ihr liebenswürdiges Wesen die Ehre wirklich verdiente, hatte den mittelsten Platz im Toldo inne; aber alle drei lebten vollkommen einig und sorgten mit unparteiischer Liebe Eine für der Andern Kinder.

Wie schon gesagt, stehlen oder kaufen die Araucanos gern Gefangene, und ich möchte fast vermuthen, daß unter ihnen Mangel an Frauen herrscht, woran die vernichtenden Grausamkeiten, welche die Grenz-„Christianos" gegen Frauen und Kinder ausüben, wahrscheinlich mit Schuld sind. Für Fremde sind sie jedenfalls gefähr-

licher als die südlichen Indianer, und sich ohne gehörige Geleitsbriefe vom Cacique unter sie zu wagen, ist unsicher.

Mir bot Cheoeque die Erlaubniß an, direct nach Norden durch das Innere des Landes bis zu den argentinischen Provinzen zu reisen, und wollte für meine Sicherheit einstehen; ich widerstand der Versuchung nur dadurch, daß ich nach reiflicher Ueberlegung meinen Freunden, den Tehuelchen, Wort halten und mit nach Patagones gehen mußte. Auch lud er mich herzlich ein, wiederzukommen, und gab mir die Versicherung, er werde mich jederzeit als Freund willkommen heißen.

Da unsere Geschäfte, die commerciellen wie die politischen, alle abgemacht und der Abschiedsschmaus vorüber war, so vertheilte Cheoeque unter die Tehuelchen Pferde u. s. w. als Gegengaben für die vielen Geschenke, die er von ihnen empfangen hatte. Mir gab er als Gegengeschenk für ein Paar goldene Knöpfe eine der eigenthümlichen Lanzen, wie sein Volk sie immer trug; sie sind ungefähr fünfzehn bis achtzehn Fuß lang und sehr leicht; der Schaft wird aus einem Rohre gemacht, das in den Wäldern der Cordillera wächst, große Aehnlichkeit mit dem Bambus hat und so dick wie eine starke Hechtangelruthe an ihrem dicken Ende ist. Dieses Geschenk war, beiläufig gesagt, Schuld daran, daß ich einen Etikette-Fehler beging. Ich lehnte es an den Toldo und wurde sofort ersucht, es zu entfernen, da dies Krieg bedeute; doch war nicht klar, ob es als eine Herausforderung oder als eine Vorbedeutung betrachtet wurde; man belehrte mich aber, daß die Lanze entweder auf die Erde niedergelegt oder aufrecht in die Erde gesteckt werden müsse. Eine zweite Lanze wurde Casimiro geschenkt, der außerdem auch noch viele Pferde und andere werthvolle Sachen erhalten hatte.

Wir nahmen von dem mächtigen Cheoeque und von Linares, mit dem ich, da bestimmt worden war, daß ich als Chasqui gehen sollte, die Uebereinkunft machte, daß wir in Patagones uns treffen wollten, Abschied und traten am 11. April, Alle über den Erfolg unsers Besuches hoch erfreut, unsere Rückreise nach den Toldos an. Die natürliche Heiterkeit Casimiro's wurde sehr herabgestimmt durch die fortwährende Krankheit seines Sohnes Graviel, der sorgfältig bewacht werden mußte, damit er, wenn er etwa wieder einen Anfall von Wahnsinn bekam, nicht davonlief.

Während wir das Thal hinaufritten, in welchem wir die Nacht vor unserer Ankunft in Cheoeque's Residenz geschlafen hatten, be-

merkten wir in dem an den Ufern des Flusses stehenden Dickicht einige Rinder; es war ein Theil der dem Häuptlinge gehörenden Heerde, die man fortgeschafft und an verschiedenen abgelegenen Orten der Umgegend untergebracht hatte. Wir zogen über die kahle, hohe Pampa, begaben uns gegen ein Uhr nach den Ufern des Rio Limay hinab und bivouakirten an derselben Stelle wie auf der Reise nach Las Manzanas, dicht an Inacayal's Toldos. Hier fanden wir Orkeke und ziemlich viele andere Tehuelchen, auch die vier Verwundeten, von welchen zwei schon auf dem besten Wege zur Genesung waren.

Auf Inacayal's persönliches Gesuch begaben wir uns in dessen Toldo, wo wir blieben, bis der Abend heranrückte; dann wurden Rinder herbeigetrieben, eingefangen, geschlachtet und unter die Häuptlinge getheilt. Während ich emsig ein Stück Haut abschabte, aus dem ich etwas Reitzeug machen wollte, erhielt ich von Orkeke, dessen Feuer vielleicht hundert Schritte von dem unsrigen lag, die Botschaft, daß er mich, wenn ich Nichts mehr zu thun hätte, zu sehen wünsche; ich spazierte daher nach dem Abendessen hinab und fand den alten Krieger dasitzen und seine Pfeife laden. Nachdem er sie ausgeraucht hatte, lud er mich ein, ihn zu begleiten, um seinen erst kürzlich erworbenen Trupp Pferde zu sehen und ihm zu zeigen, welches ich für das beste hielt. Ich suchte einen jungen weißen Schimmel aus, der zu Cheoeque's eigenen Pferden gehört hatte. „Gut!" erwiederte er; „nehmen Sie ihn; er gehört Ihnen; ich habe Ihnen noch kein Gegengeschenk für den Revolver gemacht, den Sie mir in Teckel gaben." Ich brauchte zwar das Pferd nicht, aber es wäre eine Beleidigung gewesen, wenn ich es zurückgewiesen hätte. Ich nahm daher meinen Renner in's Schlepptau und spazierte mit ihm ab. Diesen kleinen Vorfall erwähne ich nur, um die Vorstellung zu berichtigen, die Manche haben, daß die Habgier ein vorherrschender Charakterzug der Indianer sei.

Am folgenden Morgen nahmen wir von Inacayal und seinen Leuten Abschied und wendeten die Köpfe unserer Pferde nach der Uebergangsstelle des Flusses Limay hin, der wo möglich noch mehr angeschwollen und noch reißender war als bei dem vorigen Uebergange; doch kamen wir Alle wohlbehalten hinüber, wenn auch Casimiro's Pferd und das meinige einmal fielen, glücklicherweise an einer Stelle, wo das Wasser seicht war. Nur wurde Jedermann durch und durch naß, und da anhaltender Regen eintrat, so war es auch

nicht möglich, unsere Mäntel zu trocknen. Der Weg, auf dem wir zurückmarschirten, lag westlich von jenem, den wir früher eingeschlagen hatten; er führte unten an und zwischen den hohen, bewaldeten Bergen hin, auf deren Höhen wir dann und wann in majestätischer Einsamkeit einen Condor sitzen und wie einen Priester von der Kanzel auf uns herabschauen sahen.

Gegen vier Uhr Nachmittags hörte der Regen auf. Wir bivouakirten in einem grasreichen Thale, an dessen Seiten Weihrauch- und andere Büsche standen. Hier verbrachten wir, wegen der Krankheit Graviel's und noch eines andern zu der Horde Gehörenden, eine jämmerliche Zeit; wir konnten uns nicht einmal trocken machen; um aber die schon vorhandenen Unannehmlichkeiten noch zu vermehren, trat gegen Abend Frost ein, und als ich um Mitternacht aufwachte und mich nach den Pferden umsehen wollte, war mein Mantel wie ein Brett.

Da jetzt heiteres Wetter war, zündete ich ein Feuer an, und es dauerte nicht lange, so drängte sich die ganze Horde um dasselbe herum, um, ehe wir uns wieder niederlegten, die halberfrorenen Glieder zu wärmen.

Als es am nächsten Morgen Tag war, machten sich zwei von uns, durch und durch frierend und hungrig, auf, die Pferde zu holen, denn von den neuen waren einige, wie wir erwartet hatten, bis auf einige Meilen vom Rio Limay zurückgelaufen. Mittlerweile war jedoch die Sonne aufgegangen, und bis dahin, wo sie hoch genug stand, um etwas Wärme zu spenden, hatten wir die übrigen Mitglieder der Horde eingeholt, und da wir unsere Pferde nicht schonten, so waren wir um zwei Uhr durch die Felsengasse hindurch und so weit gekommen, daß wir die Toldos sahen, bei welchen wir in kurzer Zeit anlangten.

Ehe die Sonne unterging, waren alle Tehuelchen in den Schooß ihrer Familien zurückgekehrt, und wir waren Alle froh, daß wir wieder einmal unter einem Toldo schlafen konnten, nachdem wir zwölf Tage und Nächte bei stürmischem Wetter keine andere Decke gehabt hatten als unsere Mäntel.

Am 14. April, dem Morgen nach unserer Rückkehr, beschwerten sich Foyel's Leute, daß die zurückgebliebenen Tehuelche-Indianer, die es für unnütz hielten, sich auf die einige Meilen entfernten Ebenen zu begeben und durch eine Jagd für die Toldos Fleisch zu schaffen, während Rinder und Schafe in unmittelbarer Nähe grasten,

bei der Dunkelheit der Nacht sich einige derselben zugelangt hätten. Meña bestätigte es; er selbst war zwar auf der Jagd gewesen und hatte sich alle Mühe gegeben, aber nur wenig Glück gehabt, und beklagte sich bitterlich, daß sie hätten viel Hunger leiden müssen.

Bald nach unserer Ankunft wurde Kai Chileno krank, und in einigen Tagen bekamen mehrere bejahrtere Leute Kopfweh und Fieber, und es zeigten sich bei ihnen alle Symptome einer starken Influenza. In der Besorgniß, daß die Krankheit sich weiter ausbreiten werde, brachen am 16. April die meisten Tehuelchen die Toldos ab und schlugen die Straße ein, die nach Patagones führte; unser Toldo jedoch und noch ein zweiter blieben wegen der fortdauernden Krankheit Graviel's und der Anderen zurück.

Gegen Abend desselben Tages hörten wir plötzlich in Foyel's Toldo Gejauchze und Geschrei, und Alle, außer Casimiro, der ganz still am Heerde saß, sprangen nach ihren Waffen; sie glaubten natürlich, es sei von Las Manzanas eine Horde gekommen, um zu kämpfen. Nachdem wir eine Weile in Ungewißheit gewesen waren, sahen wir einen Zug Männer in Linie, aber zu Fuße, schreiend, schießend und die Waffen schwingend, nach unserm Toldo vorrücken. Da erklärte uns Casimiro, der im Stillen über uns lachte, daß sie nur gegen die Krankheit kämpften. Die Leute kamen bis zu unserm Toldo, schlugen mit den Lanzen auf die Rückseite desselben, um den Gualichu zu verscheuchen, und entfernten sich dann wieder.

Wir lachten Alle tüchtig über die Affaire, und es machte mir Spaß, Meña, der ein intelligenter junger Mann war, beweisen zu hören, daß die Indianer ganz recht hätten, da einen bewaffneten Mann nie eine Krankheit befalle.

Die letzten vier Tage unsers Aufenthaltes in Geylum lebten wir, da keine Jagd gehalten wurde, hauptsächlich von der Luft; als jedoch Foyel erfuhr, daß wir Nichts zu essen hatten, fand er sich ein, um uns zu retten; er schenkte mir ein Paar Schafe, die ich dankbar annahm und unter die Horde theilte.

Es war beabsichtigt gewesen, daß seine Horde die Tehuelchen nach Patagones begleiten sollte; da sie aber nothwendigerweise ihre Frauen und Kinder nur mit einigen Knaben, die für die Schafe und Rinder sorgen sollten, in Geylum lassen mußten und der friedlichen Absichten der Manzaneros nicht gewiß waren, so hielten er und Quintuhual es für rathsamer, für jetzt in ihrem Lager zu bleiben

und später in schnellem Ritt unsere Horde unterwegs einzuholen, ehe sie in den Ansiedelungen ankam.

Von Fräulein Foyel nahm ich zärtlichen Abschied; sie war mir immer mit der größten Artigkeit entgegengekommen, und die natürliche Grazie, die in ihrem Benehmen lag, hätte einem civilisirten Salon zur Zierde gereicht. Ihre Abschiedsworte waren die Einladung, wo möglich wiederzukommen und dem Toldo, in welchem ich mich wie zu Hause gefühlt hatte, noch einen Besuch abzustatten.

Ihr Vater bat mich, ihm eine Drehorgel zu besorgen, da Casimiro ihm gesagt hatte, er habe durch Drehen einer Handhabe Musik machen sehen. Ich versprach, wenn ich könnte, ihm eine zu verschaffen, und kehrte nach herzlichem Abschied in unsern Toldo zurück, da wir am 17. April, sobald es Tag war, abzureisen gedachten.

Wir bereiteten uns demnach zum Aufbruch vor, und von den anderen Toldos kam ein Knabe herüber, um sich uns anzuschließen. Er war ein Tehuelche, dessen Vater auf den Verdacht der Hexerei hin getödtet worden war, und hatte, da er ein entfernter Verwandter Casimiro's war, dessen Schutz in Anspruch genommen. Dieser wurde selbstverständlich gewährt, und Casimiro hatte eingewilligt, ihn mit uns zu nehmen, und ihm gesagt, er solle mein Page sein, nach meinen Pferden sehen u. s. w. und sich überhaupt nützlich machen. Dieser Gedanke war sehr schön, aber ein einziger Blick auf das Gesicht und die Gestalt des erlauchten Jünglings genügte, um mir zu zeigen, daß ich wahrscheinlich meine Zeit nur damit verbringen würde, auf ihn aufzupassen, denn einen heilloseren Buben hatte ich noch nicht gesehen. Als ich ihm sagte, er möge eines meiner Pferde einfangen, auf dem er reiten solle, entschied er sich sofort für das falsche, ein Pferd nämlich, das ich selbst blos vielleicht sechs Wochen lang geritten hatte, damit es zu Kräften kommen sollte und beim Einzuge in Patagones benutzt werden konnte.

Dieses Pferd fing er ein und kam mit freudestrahlendem Gesicht über Felsen, Steine und Büsche im vollen Galopp zu den Toldos heruntergeritten. Ich nahm es ihm ab, ließ es wieder laufen und sagte ihm mit milden Worten, dies sei nicht das Pferd, das er reiten solle; da ging er fort und fing eines von Casimiro's Pferden, das er ebenso behandelte; endlich jedoch bekam er das rechte und galoppirte dann, ohne auch nur „Mit Erlaubniß" zu sagen, aber aus vollem Halse schreiend, auf der Straße fort, die am vorhergehenden Tage die Indianer eingeschlagen hatten.

Wir waren eben im Begriff, selbst aufzubrechen, als im letzten Augenblicke Quintuhual sagen ließ, er wünsche einen Rath zu halten. Casimiro und ich blieben daher im vollen Regengusse im Grase kauern und hörten das, was wir schon am vorhergehenden Tage gehört hatten, noch einmal an.

Als die Rathsversammlung geschlossen war, wurde ein Schaf herbeigebracht und geschlachtet. Das arme Thier wurde mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden, so, daß es gen Himmel schaute; dann wurde ihm die Kehle abgeschnitten und, um das Blut, die Lunge u. s. w., aus welchen die Mahlzeit bereitet wurde, schmackhaft zu machen, Salz in die Wunde gestreut und der Rand derselben kunstgerecht zusammengedrückt. Hierauf drängten die sämmtlichen Mädchen sich um uns herum, und jede trug uns eine Bitte vor, aus den Ansiedelungen etwas Yerba, Mehl, Zucker u. s. w. mitzubringen, bis unsere Pferde, das meinige obendrein, damit wir unterwegs Proviant hatten, mit dem geschlachteten Hammel beladen, bereit standen und wir unter wiederholt eingeschärften Bitten, Aufträgen und zärtlichen Abschieden aus dem Gedränge uns frei machten und, gegen vier Uhr Nachmittags, aufbrachen, um den Reiterzug, der schon weit fort war, einzuholen.

Achtes Kapitel.

Von Geylum nach Patagones.

Ein Lager voll Kranke. — Der vulkanische Hügel Oerroè. — Crimè's Sterbebett. — Graviel's Beförderung. — Der brennende Erdboden. — Heiße Quellen. — Ein Kampf mit dem Gualichu. — Ein wirklicher Kampf. — Ein Soda-See. — Das Lager in Telck. — Der Doctor hat Unglück. — Ein gefälliger Strauß. — Zum Chasqui ernannt. — Trübsale des Pampalebens. — Eine schlechte Zeit. — Die Ebenen von Margensch̄o. — Casimiro's Mißtrauen. — Der Doctor und das kranke Kind. — Die Pflichten eines Boten. — Abreise der Chasquis. — Die Reise geht eilig. — Die gepflasterten Pampas — Ein idealer Bandit. — Ein Brief aus der Chupat-Colonie. — Trinita. — Teneforo's Pampas-Indianer. — Champayo's Großmuth. — Ein Morgentrunk. — Abreise von Trinita. — Valchita. — Die Schweinsstraße. — Wilde Pferde. — Die Travesia. — Die Grenze der patagonischen Fauna und Flora. — Der erste Blick auf den Rio Negro. — Sauce Blanco. — Die Guardia. — San Xaviel. — Ritt nach Patagones. — Señor Murga. — Wallisische Gastfreundschaft. — Endlich unter Freunden.

Wir hatten jetzt unsere Reise gen Osten nach dem Rio Negro wirklich angetreten, ich meinerseits mit den sich widerstreitenden Gefühlen des Bedauerns, daß ich meine liebenswürdigen Verwandten, die ich mir erst kürzlich erworben hatte, verlassen mußte, und der freudigen Erwartung, Patagones zu erreichen und dort das zu finden, wonach Reisende bei aller Aufregung, die neue Länder und fremde Menschen erzeugen, dennoch sich so lebhaft sehnen — Nachricht aus der Heimath! Während wir vorwärts galoppirten, warfen wir dann und wann sehnsüchtige Blicke zurück auf die waldbedeckten Abhänge und Schneegipfel der Cordillera, deren nie zu vergessende

Schönheit das vor uns liegende traurige Land nur noch öder erscheinen ließ.

Nach der einstimmigen Beschreibung meiner Freunde war in dem Districte, der zwischen Geylum und einem neun Märsche entfernten, von den Indianern mit dem Namen Margenscho bezeichneten Orte lag, es nicht nur schon an sich schwierig zu reisen, sondern auch für die Pferde nur spärliche Weide und für die Menschen wenig Wild zu finden. Der Regen, der bei unserer Abreise gefallen war, hatte sich in Graupeln verwandelt, die von einem starken Weststurme getrieben wurden, und mein aufgeladener Hammel machte mir, wenn ich den schützenden Mantel zusammenhalten wollte, viel zu schaffen. Glücklicherweise hatten wir, da die Richtung unsers Weges eine östliche war, das Glück, dem Graupelwetter nicht entgegenzureiten, während der hinter uns tobende Sturm Pferde und Reiter zur höchsten Eile antrieb.

Als wir die felsenbestreute Schlucht betraten, die das östliche Thor des Thales von Geylum bildete, von welchem südlich die isolirte Felsensäule sich emporthürmte, erschienen zu unserm Schrecken plötzlich berittene Indianer, die von der Richtung her, welche unsere vorausgezogene Horde eingeschlagen hatte, auf uns zu galoppirten. Die Vermuthung, daß wir möglicherweise einen Kampf bekommen könnten, oder daß irgend Etwas vorgefallen sei, wurde schnell beseitigt, da sich zeigte, daß es Tehuelchen waren, die zurückritten, um verlorene Pferde zu suchen, welche nach ihrer Behauptung die Araucanier gestohlen und mit Schlauheit verborgen haben sollten. Wir setzten daher unsern Marsch fort durch eine Reihe sich zwischen den Hügeln hindurchwindender enger Felsenschluchten, bis wir, als es finster wurde, naß und müde und Krankheitssymptome fühlend, in dem Lager anlangten, das in einem der gewöhnlichen grasbewachsenen Thäler lag. Der Toldo war bei unserer Ankunft in größter Unordnung, da zwei Frauen und ein Kind die epidemische Krankheit bekommen hatten; wir gingen daher selbst an's Werk, ein Feuer anzuzünden, die Fellbecke des Toldo zu befestigen und die Betten zu machen, und nach einiger Zeit sah es wenigstens im Innern ordentlich aus, wenn auch das Gras (unser Teppich) und überhaupt Alles naß war. Auf jeder Seite hörte man die Klagen eines krank gewordenen Kindes, und bei dem Jammergeschrei „Ah dscheleh lo!" das die Frauen über ihre Lieblinge erhoben, konnte man fast die ganze Nacht nicht schlafen. Der nächste Morgen brach schön und

heiter an; es wurde daher beschlossen weiter zu ziehen, in der Hoffnung, daß man bei schnellem Wechsel die Krankheit vielleicht los werden könne; aber die Abreise war fast ebenso schwierig wie das Bleiben.

Von unserer Horde war Meña zurückgeritten, um ein fehlendes Pferd zu suchen; Crimè lag im Sterben und Casimiro pflegte ihn, und überhaupt waren Alle mit kranken Freunden und Kindern beschäftigt oder dadurch zerstreut, und das Geschäft des Pferdefangens fiel mir, und Anfangs mir allein, anheim. Wenn ich den Trupp in Sicherheit hatte, war die nächste Aufgabe, mein kürzlich erworbenes Roß zu fangen; der Anblick eines Lazo reichte hin, es in Galopp zu bringen, und da es sehr flink war, so mußte ich mich drei Stunden lang vergebens abmühen, bis zuletzt zwei oder drei meiner Kameraden kamen und es mir fangen halfen. Die übrigen Pferde meinem Teufelspagen zur Beaufsichtigung übergebend, brach ich mit einem meiner Freunde auf, um mich dem Jagdkreise anzuschließen, dessen Bildung bereits im Gange war.

Wir ritten in östlicher Richtung ein Thal hinauf und kamen unterwegs an dem schwachen Crimè vorüber, der, vor Schmerz stöhnend, in voller Länge ausgestreckt auf einer Art Sopha lag, das auf dem Rücken des Pferdes aus Bettdecken hergerichtet war, während sein Weib das Pferd führte und laut jammerte. Da Beileidsbezeugungen wenig nützten, so ritten wir schweigend weiter und kamen bald darauf aus dem Thale heraus. Dieses stieg allmälig an und führte oben auf eine weite Ebene mit sandigem Boden und verkümmerten Büschen, die am östlichen Horizonte durch eine Reihe hoher ausgezackter Hügel begrenzt wurde und nach Süden hin sich so weit erstreckte, als das Auge reichte. Während ich unter einem Busche am Feuer saß, wurde ich von Kopfschmerz und Uebelkeit befallen, den Symptomen, die der Influenza vorhergehen; ich saß jedoch auf und schloß mich der Jagdgesellschaft an, und als die Jagd zu Ende war, fühlte ich mich viel wohler, wenn ich auch nicht essen konnte.

Am Schluß der Jagd kamen wir an den Eingang eines Thales, das zwischen den jähen Felsenhügeln der Kette, die wir vom andern Rande der Ebene aus gesehen hatten, sich hindurchwand. Während ich den Frauen- und Gepäckzug beobachtete, suchte ich lange vergebens nach meinen eigenen vier Pferden, sah sie aber endlich ohne Führer hinter der Colonne traben; ihre natürliche Klugheit oder vielleicht

auch Durst hatte sie bewogen, ihren Kameraden nachzulaufen. Der zuverlässige Page hatte sie sich selbst überlassen und war auf eigene Faust auf die Jagd gegangen, ein Betragen, das, als es sich später noch einmal wiederholte, den Verlust der ganzen Pferde herbeiführte.

Gegen Abend lagerten wir uns in einem Thale, das von drei Hügeln eingeschlossen war; einer derselben, der entschieden vulkanisch aussah, wurde „Oerroè" genannt. Die Wand dieses Hügels lag dicht voller Stücke Punktlava, die das beliebteste Material zu den Handbolas liefert. Da die Meisten von uns ihre Jagdwaffen in Las Manzanas gegen Aepfel, Piñonen u. s. w. vertauscht hatten, so waren Viele bald beschäftigt, Steine aufzulesen und Bolas zu machen. Ich sorgte zwar dafür, daß mein Page kein Jagdzeug hatte, aber hier wurde er leider krank, oder stellte sich wenigstens so, und war daher gerade so unnütz wie zuvor. Den Tag nach unserer Ankunft nahmen Crimè's Leiden ein Ende. Ich wurde an sein Sterbebett gefordert; der Cacique, wenn er auch phantasirte, kannte doch seine Freunde und rief Alle zu Zeugen auf, daß an seinem Tode ein südlicher Tehuelche Schuld sei; er nannte und beschrieb ihn, erhob dann seinen Arm, zeigte nach einem leeren Platze und schrie: „Schaut hin, dort steht er!" Hierauf bat er mich, „ihm an den Arm zu fühlen," und während ich ihm den Gefallen that und den Finger an seinen Puls legte, schlug er immer langsamer, bis er plötzlich einen schweren Athemzug that und starb. Der Etikette gemäß entfernten wir uns schweigend, und der Toldo hallte wieder von dem lauten Geschrei der Frauen und dem Jammern seiner Wittwe. Die gewöhnlichen Leichengebräuche wurden eiligst abgemacht, aber die Meisten staken selbst zu tief in der Noth, als daß sie an denselben Theil genommen hätten. Während der Nacht starben drei Kinder und noch mehr waren dem Tode nahe. Da nun von den Leichenopfern her das Pferdefleisch in Ueberfluß vorhanden war, so wurde an das Marschiren nicht mehr gedacht, und das Lager hallte von den Klageliedern der Frauen wieder. In unserm Toldo waren alle Insassen krank, und die Pflicht, nach den Pferden zu sehen, fiel mir und Casimiro anheim, der von dem Anfall, den er bekommen hatte, eben wieder genas.

An diesem Orte stieß Hinchel's Sohn mit seinem araucanischen Weibe zu uns, und mit ihnen kam noch ein anderer Mann, der ein Mädchen suchte, das aus Foyel's Toldo entlaufen war; sein Suchen

war jedoch vergebens, da sie in irgend einem Toldo stak und sich nicht sehen ließ. Der erwähnte Mann brachte auch die Nachricht mit, daß Cheoeque's Leute jetzt, wo wir fort waren, die alte Fehde erneuern wollten und sich eben zum Kampfe rüsteten; daß ferner seit unserer Abreise ein Mann, der in der Trunkenheit Händel angefangen, getödtet worden sei, und daß das Gerücht gehe, die Valdivier hätten sich ihre Rinder abnehmen lassen, nebst verschiedenen anderen Geschichten, die Orkeke, der ein Pferd verloren hatte und zurückgeritten war, um es in Geylum zu suchen, größtentheils für Lügen erklärte. Die Menge beunruhigender Nachrichten war somit ein neuer Beweis dafür, daß die Indianer, wenn sie nichts Bedeutendes wissen, womit sie ihre Zuhörer in Erstaunen setzen können, gern Etwas erfinden. Crimè's Wittwe quartierte sich in unserm Toldo ein, und da durch den Tod dieses Häuptlings die Stelle eines Capitanejo mit dem Range eines Lieutenant in der Buenos-Ayrischen Armee und dem Rechte, Rationen zu beziehen, vacant geworden war, so befragte Casimiro mich wegen seines Nachfolgers. Ich schlug diejenigen, die am passendsten schienen, der Reihe nach vor und fing dabei mit Wáki an; der Cacique hatte jedoch gegen Jeden Etwas einzuwenden und erklärte zuletzt, er werde seinen fast wahnsinnigen Sohn Graviel als den Häuptling nennen, den die argentinische Regierung auf die Liste der durch jährlichen Sold zu gewinnenden Caciquen zu setzen habe!

Am 22. April wurde aufgebrochen, wir aber blieben bis zuletzt, da von Casimiro's Pferden, die ich am vorhergehenden Abend in's Thal hinabgebracht hatte, vier fehlten; der Häuptling ritt daher zurück, um sie zu suchen, und die übrigen Insassen des Toldo setzten ihre Reise fort.

Nachdem ich der Cordillera, die man jetzt wegen der Hügel, an deren Gegenabhang wir hinunterzogen, nicht mehr sehen konnte, noch einen Abschiedsblick zugeworfen hatte, führte ein Eilmarsch uns durch eine sehr unfruchtbare, felsige Gegend, wo zerrissene unregelmäßige Hügel standen und wo kaum ein Busch sich zeigte, unter dem man Obdach finden konnte, und Weidefutter wenig oder keines vorhanden war. Wir lagerten uns, oder erreichten vielmehr das Lager, nachdem es aufgeschlagen war, in einem Cañon, der eine kleine Quelle und ganz wenig Weidefutter enthielt, und gingen ohne Abendessen zu Bett; denn zur Jagd trafen wir nicht zeitig genug ein, auch war das Wild sehr spärlich, und was wir von unseren

Nachbarn betteln konnten, gaben wir natürlich denjenigen, die eben von der Krankheit genasen.

Jackechan's Weib und Kind waren noch immer sehr unwohl, und da man glaubte, das Kind könne sterben, so ließ man den Doctor holen. Er legte das Kind auf die Erde, murmelte einen Zauberspruch und patschte es auf den Kopf; hierauf hielt er, um den Teufel herauszubringen, seinen Mund dicht an die Brust des Kindes und schrie; dann wandte er es um, so daß es auf dem Gesichte lag, und wiederholte dasselbe Verfahren noch einmal. Am nächsten Tage ging es mit dem Kinde besser, und es dauerte nicht lange, so war es außer Gefahr.

Gegen zehn Uhr Nachts kehrte Casimiro mit seinen Pferden zurück; sie waren eine beträchtliche Strecke auf der Straße nach Geylum zurückgelaufen. Am nächsten Tage brachte ein langer Marsch von zwanzig englischen Meilen uns in ein Lager am westlichen Rande einer breiten Ebene, durch die ein Bächlein floß. Während der Jagd wurden die ersten patagonischen Hasen oder Halbkaninchen gefangen. Diese Thierchen leben in Höhlen, sind aber während des Tages in der Regel außen und fressen und schlafen im Grase. Vielleicht eine englische Meile weit sind sie ganz außerordentlich schnell, werden aber, wie die Füchse desselben Landes, bald müde. Die Jagd auf dieses kleine Wild brachte in die Eintönigkeit der Reise eine angenehme Abwechselung. Sobald wir eine Ebene oder ein Thal betraten, wo es viele gab, — und sie fanden sich immer da in Menge, wo das Weidefutter gut war, — eilten alle Jäger fort, um „die Erde zuzustopfen", das heißt, die Höhlen mit Büschen zu verschließen; aber die schlauen Thierchen entwischten uns oft, indem sie in eine Höhle schlüpften, welche die Erdezustopfer übersehen hatten. Sie mit den Bolas niederzubringen, dazu gehörte bedeutende Geschicklichkeit; denn wenn man sie blos um die Beine oder den Leib herum fing, so machten sie sich schnell frei; aber ein Schlag auf den Kopf tödtete sie sofort. Sie schmecken gut; doch ist das Fleisch, gebraten, etwas trocken. Ihre Felle werden zu Mänteln verarbeitet, haben aber wenig Werth, da das Haar bald abgeht.

Ungefähr eine englische Meile unterhalb des Lagers, wo die Sandebene sich verschmälerte und in ein tiefliegendes, grasreiches Thal ablief, bot sich eine sonderbare Erscheinung dar. Am Morgen nach unserer Ankunft gingen wir hinaus, um die Pferde zu suchen; da wirbelte ein wüthender Oststurm den Staub in dichten Wolken

auf, und der Sand, der uns in's Gesicht getrieben wurde, war zu meiner großen Ueberraschung so heiß, als brennte das Feuer, in dem er gelegen, ganz nahe um uns herum. Durch den Treibsand, den wir wie einen Wall durchbrachen, fast blind geworden, ritten wir gerade in eine Vertiefung hinein, wo die Erde in Brand zu stehen schien; während die Pferde in die erhitzte Oberfläche eintraten, verbrannte ihnen das Haar an den Köthen, und sie wurden vor Schreck fast toll, so daß es für die Reiter ohne Sattel und Steigbügel keine leichte Sache war, sitzen zu bleiben. Einmal befand ich mich nicht weit von den Ohren meines Pferdes, und ich hatte es mehr dem Glück als meiner Geschicklichkeit zu verdanken, daß ich nicht so zu sagen in's Feuer geworfen wurde. Nachdem der Sturm etwas nachgelassen hatte, untersuchte ich diese Stelle genauer und fand, daß der Boden, wenn auch nicht geradezu, wie ich Anfangs glaubte, in Feuer stand, doch wenigstens rauchte, als ob es innerlich brennte. Die Oberfläche bestand aus einer Kruste von gebranntem gelben Thon, die, wenn die Pferde darauf traten, nachgab und dann einen schwarzen Untergrund zu Tage treten ließ; eine Flamme war nicht vorhanden, aber aus dem Boden kam ein dünner weißer Dampf hervor. Als ich mich unvorsichtiger Weise einen Schritt auf die verrätherische Kruste wagte, gab sie nach; doch half ich mir wieder heraus und litt keinen Schaden weiter, als daß ich meine Potro-Stiefeln verbrannte. Die Indianer sagten, das Feuer sei ursprünglich, und zwar erst vor einigen Jahren, dadurch entstanden, daß sie weiter oben im Thale das Weidefutter angezündet hätten; seit der Zeit habe der Boden gebrannt. Ob tiefer unten ein Lager brennbaren Stoffes sich befand, das auf diese Weise sich hätte entzünden können, ließ sich nicht ermitteln; da es aber in derselben Bergkette nicht allzu weit nach Südosten warme Brunnen und heiße Quellen gibt, so kommt es mir wahrscheinlicher vor, daß die Ursache eine vulkanische ist. Die vorzüglichste heiße Quelle wurde als ein kreisförmiges Becken von ungefähr sechs Fuß Durchmesser beschrieben; das Wasser, dessen Temperatur nicht so heiß sei, daß es die Hand verbrühe, sprudele durch zahlreiche in dem Thonboden befindliche Löcher herauf. Auf vielen der umliegenden Hügel gab es Lava und Bimsstein von nicht gerade hohem Alter; auch sahen manche Hügel aus, als wären sie noch in neuerer Zeit die Ableitungskanäle vulkanischer Kräfte gewesen, die auf den Wänden erloschener Krater große Massen zertrümmerten Felsens umhergeworfen haben.

In diesem Lager gerieth ich mit unserm Häuptlinge in ein ernstes Mißverständniß, das fast mit einem völligen Zwist geendet hätte; nach reiflicher Ueberlegung jedoch verständigten wir uns und legten die Sache bei; denn wenn er mich auch zweimal, wo ich in Gefahr war, meinem Schicksal überlassen hatte, so hielt ich es doch im Ganzen genommen für besser, daß wir jetzt noch Freunde blieben. Am Abend des Tages, an welchem dieser Streit stattgefunden hatte, schrieb ich, da eine Horde von drei Toldos eben aufbrach, um an den Chupat zu gehen, und Casimiro gern seinen Ruf bis an die wallisische Ansiedelung verbreiten wollte, einen Brief an die Behörden, in welchem er sich nach einigen Sätteln erkundigte, die zu seinen argentinischen Rationen gehörten und aus Versehen dorthin gesandt worden seien; der Häuptling behauptete in dem Briefe, sie seien für ihn bestimmt gewesen, aber unter andere Indianer vertheilt worden. Der Brief wurde durch einen der Indianer befördert, der von der einen Seite englischer Abkunft sein sollte, obgleich er in seinem Typus wenig Spuren von englischem Blute zeigte, vielleicht sein Haar ausgenommen, das eine hellere Farbe hatte, als man sie bei den Indianern gewöhnlich trifft; er war ein sehr gutmüthiger Mensch, und es that mir leid, daß er abreiste, da er zu meinen Anhängern gehörte; er führte jedoch ein züchtiges Leben und wollte daher die allgemeine Orgie nicht mitmachen, die, wenn sie in die Nähe von Patagones kamen, voraussichtlich stattfand. Mit seiner Horde reiste auch die junge Wittwe ab, die mir die Heirathsanträge gemacht hatte; sie nahm zärtlichen Abschied und erhielt zum Andenken ein Tuch. Am folgenden Morgen brachen wir ebenfalls auf; ein echter Landstreicher, der Hab' und Gut verspielt, bat um ein Reitpferd; es wurde ihm gesagt, er solle den „weißen Schimmel" fangen, den Orkeke mir geschenkt hatte; er borgte demnach ein Pferd, um den Schimmel zu fangen, und als unsere Tagereise zu Ende war, hatte er es nicht weiter gebracht, als daß er ihn, um einen Seemanns-Ausdruck zu gebrauchen, in unserm Kielwasser nachgetrieben hatte; das hatte ich gerade beabsichtigt, weil dieser Indianer ein großer Schurke war und mich beim Kartenspiel um ein Paar Metallbolas betrogen hatte, die ebenso viel werth waren, wie ein Pferd.

Der Marsch ging das Thal hinauf, und der Jagdkreis wurde auf den umliegenden vulkanischen Hügeln gebildet, deren Wände außer der Punktlava auch große Massen des Eisensteins zeigten, den ich, wie schon angegeben wurde, in Santa Cruz bemerkt hatte. Auf

den Hügeln standen nur vereinzelte Sträucher, und das Wild war äußerst selten.

Gegen Abend lagerten wir uns an den Ufern eines Flusses an einem Orte, den die Indianer Telck nannten. Dort brach die Krankheit von Neuem aus, und zwar in ihrer schlimmsten Form. Es starben mehrere Kinder, und in Folge dessen wurden eine Menge Stuten und Hengste geschlachtet, und die Eltern verbrannten in ihrem Kummer viele Ponchos, Schmucksachen und andere Habe. Es war sehr peinlich, die traurigen Kundgebungen des Leides zu sehen und zu hören, und schon der Ton des schrecklichen lauten Geschreies und des gräßlichen, um den irischen Ausdruck zu gebrauchen, „Ullagonens" der alten Frauen suchte mich selbst im Schlafe heim. In der Nacht nach unserer Ankunft fand ein Scheinkampf mit dem Gualichu statt, an welchem Jedermann theilnahm. Nach Eintritt der Dunkelheit, als Viele am Heerde saßen und sich unterhielten und ich selbst auf meinem Bette lehnte und rauchte, kam der Doctor in den Toldo und sprach mit dem Häuptlinge; dieser sagte, es sollten Alle ihre Waffen bereit machen, und lud sein Gewehr; dann entstand ein Jauchzen, worauf sofort sämmtliche Feuer ausgelöscht wurden und Alle anfingen die Gewehre abzuschießen, mit den Schwertern zu klirren und auf die Rückseiten der Toldos zu schlagen; bei jedem Schlage schrieen sie „kau — u!" Gleichzeitig warfen die Frauen mit lautem Jauchzen und Schreien Feuerbrände in die Luft. Es war eine wilde und überraschende Scene; die Finsterniß der Nacht wurde nur durch die Blitze der Gewehre oder die von den Bränden hoch in die Luft emporwirbelnden Funken erhellt. Auf ein gegebenes Signal hörten Alle zu gleicher Zeit auf; zwei bis drei Minuten herrschte im Lager völlige Finsterniß; dann wurden die Feuer wieder angezündet und Alles nahm seinen gewöhnlichen Gang.

Sonderbar! am folgenden Tage fand ein wirklicher Kampf statt, in welchem ein Mann verwundet wurde, und einige Minuten lang schien ein allgemeines Handgemenge oder eine Schlägerei zu drohen. Es bildeten sich bereits Parteien, um alte Blutfehden abzumachen, als Hinchel, ich und noch Andere eintrafen und weiterem Unheil Einhalt thaten. Wir waren auf der Rennbahn gewesen, die, wie fast bei allen Lagerplätzen, seitdem wir den Rio Sengel verlassen hatten, auch hier eine vielbetretene ebene Bahn von ungefähr zwei Meilen Länge war; wir hatten dort neue Pferde geprüft, und mein neues Pferd hatte seinen Ruf als Renner befestigt, indem es

eine Wette auf anderthalb Meilen Entfernung gewann; mittlerweile brach der Streit aus. So geht es im indianischen Leben her!

Wir blieben hier einige Tage, und während wir in der Umgegend (wo es viele Hasen gab) jagten, bemerkten wir eine neue Art Dornstrauch mit kleinen eiförmigen Blättern und gelben Blüthen; er hatte Aehnlichkeit mit der Stechpalme und wurde bis gegen zwei Fuß hoch. Casimiro und ich wollten mit einander versuchen, ob die Blätter nicht vielleicht heilkräftig wären; es wurde daher eine Quantität zerquetscht und gekocht; der Aufguß schmeckte außerordentlich bitter, so daß er mich an Chinin erinnerte; er erwies sich als ein vortreffliches schweißtreibendes Mittel und wurde den Kranken mit großem Erfolg gereicht. Bei einem unserer Ausflüge hatten wir die Hügel überschritten und uns auf eine hochgelegene Ebene hinabbegeben; wir beendigten unsere Jagd in der Nähe einer Anhöhe, die genau einem gewaltig großen, dicht mit Sträuchern bewachsenen „Hünengrabe" glich, und von welcher aus wir zu unserer großen Freude dem Aussehen nach eine Salina erspähten. Da Hinchel und ich allein waren und zum Mittagsmahl einen fetten Strauß zu verzehren hatten, so beschlossen wir unsere Mahlzeit an den Ufern derselben zu genießen, aber erst die Beschaffenheit des Salzes zu probiren: eine Leckerei, die wir lange nicht gehabt hatten. Wir saßen ab und fingen an die Salina zu untersuchen; aber wir sahen uns sehr getäuscht; nachdem wir überall auf ihr herumgelaufen waren und mit den Messern bis einen Fuß unter der Oberfläche eingegraben hatten, zeigte es sich, daß das vermeintliche Salz bitteres und ekelhaftes salpetersaures Natron war.

Nachdem wir aus der Nähe der Cordillera hinweg waren, war die Witterung mit jedem Tage wärmer und die Nachtfröste waren viel gelinder geworden; ja, in Telck hatten wir einige warme Tage, obgleich die Winterzeit schnell heranrückte. In der Nähe dieses Lagers fand sich die kleine eßbare Wurzel, die, wie schon gesagt wurde, in den ausgetrockneten Lagunen wächst, in großer Menge und wurde von den Frauen und Kindern gesammelt.

Halbkaninchen gab es in den Vertiefungen und Thälern der nahen Hügel und sogar dicht am Lager in Hülle und Fülle; aber die Jagd auf anderes Wild war schwierig, da die Hügelwände so voller Steine lagen, daß das Pferd, wenn es über dieselben hinweggaloppirte, sicherlich lahm wurde. Hier in der Nähe machte Hinchel mich auf eine vereinzelte Felsenspitze aufmerksam, die große Aehnlich-

keit mit jener in Geylum hatte, von welcher ich oben gesprochen habe, und rief der Sitte gemäß den Schutzgeist um Segen an. Ferner sagte er mir, auf dem nächsten dritten Marsche würden wir an einem Lager gelben Erzes vorüberziehen, das südlich vom Wege liege, und das er mir während der Jagd zeigen werde. Diese Aussage bestätigte auch Orkeke, und ich habe allen Grund, zu glauben, daß es an jener Stelle ein Eisenerz- oder noch wahrscheinlicher Kupfererz-Lager gibt.

Da das Fleisch von den geschlachteten Pferden beinahe aufgezehrt war, so marschirten wir am folgenden Tage, und zwar über eine höchst steinige, felsige und unwirthliche Gegend, und kamen endlich an einer Hügelkette an, durch die eine steile, enge Schlucht lief. Wir zogen durch ihre schlangenartigen Windungen hinab und langten endlich an einer Quelle an, deren Wasser, mit einem andern kleinen Flüßchen vereinigt, am oberen Ende einer großen Ebene ausströmte und eine Art Marsch bildete. Von dem Abhange des Hügels aus gesehen, an welchem die Ravine sich hinzog, breitete sich nach Osten ein schönes Panorama aus; die ganze Oberfläche des Landes schien gleichmäßiger wellenförmig zu sein, als die verworrenen Hügelreihen, durch die wir, seitdem wir Geylum verlassen, marschirend und jagend uns hindurchgewickelt hatten. Im Vordergrunde sah man ferne schwarze Gestalten, die sich mit Schnelligkeit quer über die Ebene bewegten und viele Strauße vor sich hertrieben, und weit nach Osten hin stieg eine Rauchsäule empor, über deren Ursache wir eifrig nachdachten.

Ich bin mir bewußt, daß man nach der Beschreibung dieses Theils der Reise sich von der durchreisten Gegend wahrscheinlich keine klare Vorstellung machen kann, und daß die Richtung der auf einander folgenden Hügelketten und der allgemeine Charakter des Landes zu sehr der Phantasie des Lesers überlassen bleiben; aber ich erinnerte mich und sage es hier, um Kritik und Tadel abzuwehren, daß dieser District im Auftrage der argentinischen Regierung von einem gelehrten Manne durchreist und genau vermessen und beschrieben worden war; auch fehlte mir die Hülfe meines Compasses, den ich Foyel geschenkt hatte. Notizen machte ich damals sehr wenige und meine Erinnerungen waren verworren, weil ich mit der immer wiederkehrenden Krankheit zu kämpfen hatte, der ich nur dadurch Einhalt that, daß ich durchaus nicht nachgab, bei der es mir aber, zumal da auch noch die Jagd und die gewöhnlichen Strapazen des Marsches

hinzukamen, unmöglich war, Beobachtungen und Aufzeichnungen zu machen. Daß ich mich, so lange es irgend möglich war, nicht legte, war um so nothwendiger, da Alle mehr oder weniger krank waren und nach und nach immer trübsinniger und mißmuthiger wurden. Um die Beschwerden, die hier auf den Gemüthern der Indianer lasteten und sie niederbeugten, noch zu vermehren, fiel, während wir einen steilen Felsenhügel hinabritten, des Doctors Pferd. Der unglückliche Arzt wurde betäubt und, da das Pferd auf ihn fiel, fast todt gedrückt. Dies erregte großen Jammer, denn es war jetzt Niemand mehr da, der die Kranken heilen und mit dem boshaften Gualichu streiten konnte. Die Indianer dachten natürlich nicht anders, als daß der Gualichu seinem Gegner eine Falle gestellt und das Roß des Medicin-Mannes umgeworfen habe, um für sich selbst freies Feld zu haben.

Wir lagerten uns in einer Art Morast neben den auf der Ebene stehenden Hügeln und wurden, als es Tag war, durch das Geschnatter eines Fluges blauer und orangefarbener, kleiner Papageien geweckt. Dieser Vögel, die alte angenehme Erinnerungen an die Ufer der Paraná zurückriefen und mir fast wie Vorläufer des civilisirten Lebens erschienen, gab es hier viele, obgleich sie die ersten Papageien waren, die ich im Lande bemerkt hatte.

Aus dem in der Ferne aufsteigenden Signalrauche wurde auf die Anwesenheit Jackechan's und der unter Teneforo stehenden Pampa-Indianer geschlossen, und bei der Aussicht auf Nachrichten und vielleicht feine Genüsse, wie Mehl, Yerba u. s. w. aus Patagones waren Alle wohlgemuth. Es wurde daher der Befehl zum Marschiren gegeben und zur Antwort in einigem dürren Weidefutter, das an der Hügelwand hin stand, ein großes Signalfeuer angezündet; gleichzeitig wurde ein Bote abgesandt, um die Richtigkeit der Annahme zu ermitteln. Nach einem etwas langen Marsche über eine unfruchtbare Ebene, auf welcher eckige Massen Chalcedons umherlagen und Gesteine hervorragten, die Aehnlichkeit mit Alabaster hatten, langten wir in einem traurigen, öden Lager an; es lag geschützt unten an einer Bank, aus der eine Quelle hervorkam und einen erfrischenden Bach bildete.

In Folge der Meuterei meines Pagen mußte ich mir das Vergnügen machen, mein Vieh selbst zu treiben; ich ritt dabei den Anderen voraus der Bahn nach; außerdem bekam ich einen Fieberanfall und war deshalb nicht aufgelegt und auch nicht fähig, mit zu jagen.

Während ich mitten in dem Jagdkreise, der auf beiden Seiten der Bahnen gebildet wurde, schlaff dahinritt und eines der Pferde verfluchte, das alle Augenblicke den Versuch machte sich auf eigene Faust der Jagd anzuschließen, sah ich einen Strauß gerade auf mich zu kommen; der Anblick wirkte belebend; ich überließ die Pferde sich selbst, galoppirte zu einem freundlichen Busche und verbarg mich hinter ihm; als der Strauß bis auf eine kurze Strecke herangekommen war, ritt ich schnell hervor, warf die Bolas und sah zu meiner Freude ihn einen Purzelbaum schlagen und mit ausgestreckten Flügeln betäubt daliegen. Ein Indianer, der gerade herangeritten kam, beanspruchte den üblichen Antheil und übernahm den Vogel, mit dem wir nach Beendigung der Jagd unsere Freunde tractirten. Viele der Jäger kamen mit leeren Händen oder hatten blos einen Skunk, die es in der Umgegend in Menge gab, am Sattel hängen. Die Armadille hatten jetzt ihre Winterquartiere unter der Erde bezogen und verließen ihre Höhlen nur an einem ganz besonders sonnigen Tage.

In der Nacht lagerten wir uns unten an einer nach Osten stehenden Barranca oder steilen Ansteigung. Als Hinchel kam, sagte er mir, wir wären an der schon besprochenen Erzader und den heißen Quellen vorübergezogen; die Indianer wären von der gewöhnlichen Marschlinie abgewichen und hätten dadurch die Reise abgekürzt.

Spät in der Nacht kehrte der Chasqui mit der Nachricht zurück, daß der Rauch von einer Horde reisender Pampas-Indianer gemacht worden sei, die sich Quintuhual anschließen wollten, oder doch jedenfalls diese Richtung einschlügen; was sie aber an Lebensmitteln oder Tabak bei sich hätten, behielten sie für sich und wären uns absichtlich ausgewichen. Jackechan und Teneforo seien nach Valchita aufgebrochen und wollten von da nach Patagones; sie hätten in Margenscho, dem als Sammelplatz bestimmten Orte, länger als einen Monat auf uns gewartet. Während ihres bortigen Aufenthaltes hätten sie aus Patagones Branntwein und andere feine Genüsse erhalten, aber Ruhestörungen seien nicht vorgekommen; der einzige Unglücksfall, der sich ereignet habe, sei der, daß eine Frau in der Betrunkenheit in ein Feuer gefallen sei und sich dabei arg verbrannt habe. In Patagones solle Alles friedlich sein, und es gehe das Gerücht, daß Commandante Murga im Begriff stehe, seine Stelle als Gouverneur niederzulegen. Als Casimiro dies Alles ver-

nommen hatte, wünschte er, daß sofort eine Depesche geschrieben werde, obgleich ich ihn darauf aufmerksam machte, daß es besser sei, wenn wir warteten, bis wir an einen näher gelegenen Punkt gekommen wären; er bestürmte mich jedoch so sehr, daß ich am folgenden Morgen ein ausführliches Schreiben aufsetzte, in welchem ich die Vereinigung der Stämme und die zu Patagones' Schutz getroffenen Vorsichtsmaßregeln umständlich darlegte und um hundert Stuten für Casimiro und seine Leute bat. Als das Schreiben fertig war, wickelte ich es sorgfältig ein und steckte es in mein Gepäck, bis es verlangt wurde.

Dann kam die Rede naturgemäß auf die Wahl von Boten, die bei unserer Ankunft in Margenscho nach Patagones geschickt werden sollten. Es war schon abgemacht worden, daß ich völlig beauftragt gesandt werden sollte, da ich die gefaßten Beschlüsse den Behörden besser darstellen und ihnen auch die augenblicklichen Bedürfnisse der Indianer besser einprägen könne, und jetzt erboten sich mehrere Andere freiwillig, mich zu begleiten, und wurden ganz lustig, weil sie dachten, es werde Etwas zu trinken geben. Wir waren aber noch immer drei Märsche von Margenscho entfernt.

Am folgenden Tage waren wir wieder unterwegs. Wir zogen über eine Reihe Ebenen, zwischen welchen dann und wann Felsenrücken standen, bis wir endlich ein von sechzig Fuß hohen, steilen Felsenwänden eingeschlossenes, grasbewachsenes Thal erreichten. Ganz oben auf den Felsen sah man gravitätisch mehrere schieferfarbene chilische Adler sitzen, die sich damit beschäftigten, der übermäßigen Vermehrung der kleinen Halbkaninchen vorzubeugen. Auf den Hügelwänden, die sich am Thale hinzogen, wuchs unser alter Freund, der Weihrauchbusch, der viele Märsche rückwärts sehr selten gewesen war, in üppiger Fülle. Er war in der jetzigen Jahreszeit mit Beeren bedeckt, die zwar nicht zu essen taugen, aber, mit Wasser vermischt, von den Indianern als Getränk benutzt werden. Dieser Aufguß hat einen sehr süßen Geschmack; doch sollte ich denken, er müsse sehr ungesund sein. Als wir im Lager ankamen, das am oberen Ende des Thales in der Nähe einiger Lachen mit stehendem Wasser lag, wurden wir durch die eintönigen kläglichen Gesänge der Frauen benachrichtigt, daß die Zahl der Kinder abermals durch einige Todesfälle vermindert worden sei. Unter denjenigen, die an diesem Tage der Epidemie zum Opfer fielen, befand sich Algo, die jüngste Tochter Tankelow's, und da der Vater ihren Tod nicht der Krankheit, son-

dern der Hexerei zuschrieb, so war er nicht nur sehr betrübt, sondern auch sehr ärgerlich.

Auf die warme und leidlich schöne Witterung, die wir seit unserer Abreise von Telck gehabt hatten, war eine drückende, trübe, stille Luft gefolgt und der bewölkte Himmel versprach Regen, der sich auch bald einstellte. Am nächsten Tage starben noch mehr Kinder und die alte taubstumme Frau. Die Letztere wurde wenig betrauert, aber das Jammern über die Kinder war schrecklich anzuhören. Die große Masse Fleisch, die allgemeine Bestürzung und dazu noch der Regen drängten Casimiro's sehnlichen Wunsch, weiter zu reisen, zurück. Durch das viele Elend waren die Indianer alle mißmuthig geworden und bei schlechter Laune; seit unserer Abreise von Geylum hatten wir das Pampaleben in reichem Maaße von der schlechten Seite kennen gelernt.

Vor diesem Landstriche hier fürchten die Indianer sich immer. Sie behaupten, wenn sie sich in demselben befänden, würden sie jedesmal von einer ähnlichen Krankheit befallen, wobei Manche der Ansicht sind, daß unsere ehemaligen Nachbarn ihnen Gift oder schädliche Arzneimittel gereicht und dadurch dieselbe veranlaßt hätten. Man war deshalb in langen Eilmärschen gereist, und die größere Strapaze und Ermüdung hatte ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß die Krankheit so verhängnißvolle Wirkungen hatte. Während unserer Reise nach Margenscho starben beinahe die Hälfte der Kinder und auch mehrere ältere Leute, und es läßt sich nicht beschreiben, wie groß das Elend und wie unbehaglich das Leben war. Es hatte fortwährend geregnet; die Frauen hatten zu thun, um ihre kranken Kinder zu beruhigen, oder waren bei dem Schmerze über die gestorbenen zerstreut und konnten daher ihre häuslichen Geschäfte nicht besorgen; unsere Mäntel wurden nicht ausgebessert und waren vor dem Regen nur ein dürftiger Schutz — in diesem Klima keine Kleinigkeit — und die Einrichtung der Toldos entbehrte ganz und gar der üblichen Sorgfalt und Behaglichkeit. Die gewöhnliche gute Laune und Heiterkeit war von Allen gewichen, und Gram, Krankheit und zorniger Argwohn warf über jedes Gesicht einen düstern Schatten. Eine Noth, die Hungersnoth, war allerdings in Folge des vielen Pferdefleisches nicht eingetreten, aber man kann sich leicht denken, daß wir den Hunger leichter hätten ertragen können. Wir hatten vorher Kälte, Hunger, Strapazen und Gefahren ausgestanden, aber nichts hat einen so unauslöschlichen Eindruck einer ganz und gar

schlechten Zeit hinterlassen wie jener Marsch von Geylum nach Margenscho.

Endlich erließ Casimiro den Befehl zum Marschiren, brach mit Zweien oder Dreien von uns auf und zog voraus. Während wir unter einer Obdach bietenden Felsenmasse warteten, bis die Uebrigen uns einholen würden, schlief ich ein, und als ich aufwachte, goß der Regen in Strömen herab, und der Häuptling gab gerade Meña den Auftrag, zurückzureiten und nachzusehen, was die Frauen machten. Ein wenig später kam unser Page an und sagte, die Indianer hätten sich geweigert zu marschiren, die Bewohner unsers Toldo hätten sich daher allein aufgemacht, um sich uns anzuschließen, und befänden sich jetzt unterwegs. Diese trafen auch bald ein, und wir zogen dann im Sturme weiter; denn darüber waren wir einig, daß es eine Schande wäre, nachdem wir einmal aufgebrochen waren, wieder umzukehren.

Eine Strecke weit ritten wir im Thale oder vielmehr auf der Ebene fort, in die das Thal ausgelaufen war. Dann erstiegen wir einige schroffe felsige Anhöhen, die an ihrem östlichen Ende standen. Wir überschritten diese Hügel, in deren Thälern oder Schluchten die Weihrauchbüsche fast wie ein Wald standen, und machten neben einem Bache, der aus einer an der Hügelwand befindlichen Quelle entsprang, eine Zeit lang Halt.

Naß, wie wir waren, und vom Winde durchkältet, der, ursprünglich Westwind, jetzt mit schneidender Heftigkeit von Süden kam, zündeten wir ein Feuer an, um unsere Körper zu erwärmen; da sahen wir auf den Höhen oben viele Guanacos, was uns bestimmte, eine Heerde zu umkreisen; wir erstiegen daher die Höhen; da aber unser Versuch vollständig mißlang, so begaben wir uns nach der andern Seite hinab. Zu unseren Füßen lag eine große Lagune, und nach Osten erstreckten sich eine Reihe Ebenen bis zu dem Lager des Namens Margenscho.

Diese Ebenen wurden auf der Nordseite eine kurze Strecke weit von einer Hügelkette, die am Ende der Lagune plötzlich aufhörte, auf der Südseite von einer zweiten, allmälig nach Osten abfallenden Kette und auf der Westseite von den felsigen Höhen begrenzt, die wir eben hinabritten. An einem schönen Tage wäre die Aussicht genußreich gewesen, aber bei einem solchen patagonischen Regenwetter und Sturmwinde wurden landschaftliche Schönheiten gar nicht geschätzt. In der Nähe der Lagune befand sich wieder eine Heerde Guanacos,

gegen dreitausend Stück; sie verlockten uns zu einem vergeblichen Versuch, sie zu umkreisen, entdeckten uns aber, ehe wir uns ihnen bis auf eine englische Meile nähern konnten, und verschwanden bald auf den nach Margenscho hin führenden Ebenen, wo wir sie nicht mehr sahen. Während wir an der Kante der Hügel hinunterritten, machte Casimiro uns auf einigen Thymian aufmerksam; wir sammelten ein wenig, um damit am Abend unsere Suppe zu würzen. Dann begaben wir uns hinab und suchten Obdach unter dem überhängenden Ufer eines ausgetrockneten Wasserbettes, das zu der Lagune führte. Kurz darauf kamen die Frauen und der übrige Zug an; ich belud meinen Pagen zu seinem größten Aerger und zur höchsten Freude aller Anderen mit Brennholz; dann zogen wir ein wenig weiter nach Süden, wo es gute Weide gab, und richteten uns für die Nacht ein.

Am folgenden Morgen brachen wir Alle frühzeitig zur Jagd auf und hatten mehr Glück als am vorhergehenden Tage, wenn auch ein fürchterlicher Sturm von Südwesten blies und dann und wann von Graupelwetter begleitet war. Gegen den Nachmittag hin, wo die Jagd zu Ende war und wir warm genug unter dem Toldo staken, regnete es stark, und mit dem Regen kamen die ersten Indianer an, bis vor Eintritt der Dämmerung an den Rändern der Hügel hin eine Stadt von Toldos stand.

Diesen Abend schickte Casimiro nach Freiwilligen, die bei unserer Ankunft in Margenscho, das jetzt nur noch einen Marsch entfernt war, mit mir als Boten oder Chasquis nach Patagones gehen sollten. Aber von jenen, die vorher so gern hatten mitgehen wollen, erschien kein Einziger, auch wollte kein Indianer zu einer so langen Reise seine Pferde leihen. Der Häuptling war sehr aufgebracht und verfluchte die Caciquillos einen nach dem andern. Dann suchte er auch mir abzurathen; er sagte, ich solle nicht gehen, es sei sehr weit, die Wüste oder Travesia sei ein furchtbarer Ort, ich würde wahrscheinlich meine Pferde verlieren, viele Menschen seien verhungert, und sprach gleichzeitig den Wunsch aus, ich möchte meine Pferde irgend einem andern Indianer leihen. Er erzählte, wie er selbst zwölf Tage zugebracht habe, um über dieselbe zu kommen, und wie er ein Pferd und von seinem noch übrigen Rosse Sattel und Zeug habe im Stiche lassen müssen und mit Mühe, beinahe verhungert, zu Fuße und sein fast ganz entkräftetes Pferd vor sich her treibend, bis zu einer vereinzelten Ansiedelung gekommen sei.

Zu derselben Zeit brach ein junger Indianer auf und wollte durch die Wüste reisen, verirrte sich aber und, sagte der Cacique mit Nachdruck, „seine Gebeine liegen jetzt noch dort“.

Die eine Behauptung, daß die Chañals oder Weißdorne dort höher wären als die Köpfe der Pferde, und den unglücklichen Reitern, wenn sie sich mit Gewalt durch dieselben Bahn brächen, die Mäntel in Stücke zerrissen, fand ich später durch eigene Erfahrung vollkommen bestätigt. Ich blieb jedoch fest bei meinem ursprünglichen Vorsatze, zu gehen, wie er ihn genehmigt hatte, und den Brief, den ich geschrieben, eigenhändig zu überbringen, und schließlich wurde abgemacht, daß bei der Ankunft in Margenscho Meña, Nacho und ich unsere Reise als Chasquis antreten sollten. Der wirkliche Grund, aus welchem Casimiro mir abrieth, war Mißtrauen; wir waren nämlich zwei- oder dreimal uneinig geworden, und einmal war es beinahe zu Schlägen gekommen; er fürchtete deshalb, ich würde, wenn ich nach Patagones käme, gegen seine Interessen wirken und ihm ein schlechtes Zeugniß geben. Meña, der mich sehr lieb gewonnen hatte, erbot sich freiwillig mitzugehen, um auf Nacho, der mir ein höchst widerlicher Mensch und dem nicht zu trauen war, ein wachsames Auge zu haben.

Als diese Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß gekommen waren, begaben wir uns nach dem Toldo eines Freundes und halfen bei der Ceremonie, die der Doctor vornahm, um ein krankes Kind zu heilen, besonders so weit es das Bemalen einer weißen Stute mit rothem Ocker, sowie das Schlachten und Essen derselben betraf.

Bei dieser Gelegenheit luden die Eltern die vornehmsten Häuptlinge und ihre Verwandten und Freunde formgemäß ein, und die Ceremonie begann folgendermaßen: Die sämmtlichen Männer saßen oder standen in einem Kreise, in dessen Mittelpunkte die Mutter saß und ihr Kind in den Armen hielt. Dann kam der Doctor, und nach seiner Anweisung übertünchte die Mutter das Kind vom Kopfe bis zum Fuße mit weißem Thon, während der Zauberer mittlerweile Beschwörungsformeln murmelte; als dies abgethan war, verschwand der Doctor ein Paar Minuten lang und kam dann wieder mit einem Säckchen von Haut in der Hand, an welchem sich Verzierungen befanden; er öffnete das Säckchen und holte ganz unten aus demselben einige sorgfältig in Lappen eingewickelte Zaubermittel hervor, machte einigen mystischen Hokus-Pokus und steckte sie wieder in den Sack.

Dann nahm er der Mutter das Kindchen ab, patschte es sanft auf den Kopf, murmelte mit leiser Stimme, tauchte dabei den Kopf des Kindes zwei- oder dreimal in den Sack und gab es der Mutter wieder. Es wurde eine weiße Stute herbeigebracht, über und über mit Händeabdrücken von rothem Ocker bedeckt, auf den Kopf geschlagen, zubereitet und auf der Stelle gegessen; Herz, Leber und Lunge wurden auf eine Lanze gehängt und ganz oben auf dieselbe auch der Sack, der die Zaubermittel enthielt. Wie bei anderen Ceremonien, wurde Sorge getragen, daß keine Hunde herankamen und den Abfall fraßen; dieser wurde eingegraben, Kopf und Rückgrat aber fortgeschafft und auf einen benachbarten Hügel gebracht.

Am 19. Mai brachen wir auf und kamen noch denselben Abend in Margenscho an. Dies war, wie die Indianer es mir vorher beschrieben hatten, eine große grasreiche Ebene, die unten an einer Stufe oder Barranca lag und durch welche ein von Nordosten nach Südosten laufender Bach floß. Während der Jagd auf den oben beschriebenen Ebenen gab es nichts Bemerkenswerthes, ausgenommen daß äußerst wenig Wild zu sehen war; nur die Skunke waren zahlreich vertreten; glücklicherweise erlegte ich ein Guanaco-Männchen, und da ich am vorhergehenden Tage meinen Pagen gehörig zurecht gewiesen hatte, so brachte er die Pferde höchst sorgfältig herbei, so daß zu einem frühzeitigen Aufbruch Alles bereit war. Vor Sonnenuntergang wurden die Häuptlinge versammelt und ihnen der Inhalt des Briefes vorgelesen; er schien Allen zu gefallen; ich setzte daher noch eine Nachschrift hinzu, welche die Namen und Zahl der Häuptlinge enthielt, die um Rationen nachsuchten, und schloß das Schreiben.

Hinchel kam und versah mich mit Tabak; er bat mich, falls etwa Freunde von ihm in der Ansiedelung sich erkundigen sollten, ob er in den Pampas, wenn Gelegenheit dazu gewesen, sich betrunken habe, so möchte ich so gefällig sein und seine Nüchternheit bezeugen; auch ersuchte er mich, entweder zu den Indianern zurückzukehren, oder in Patagones zu bleiben, bis er ankäme; das Letztere versprach ich ihm.

Selbst auf die Gefahr einer Wiederholung hin muß ich sagen, daß, vielleicht Wáki ausgenommen, Hinchel der beste Tehuelche war, mit dem ich je zu thun hatte; er war offenherzig, rechtschaffen, großmüthig, nüchtern und in jeder Hinsicht zu einem Häuptlinge passend; er war ein fertiger und geschickter Arbeiter in allen indianischen Geschäften, von der Bändigung eines jungen Hengstes an, bis zur Her-

stellung eines Sattels oder silbernen Halsbandes; sein einziges Laster war das Spiel; hätte er dieses lassen können, so würde er der reichste und, da er allgemein geachtet war, mächtigste Häuptling gewesen sein.

Auch Orkeke schickte nach mir und händigte mir ein Packet Tabak zu der Reise ein, die, wie er mich versicherte, lang, langweilig und gefahrvoll sein werde. Ich versprach, besonders um eine Ration für ihn zu bitten, und wenn die Regierung sie nicht bewillige, selbst ihm ein Geschenk machen zu wollen. Er wünschte, daß ich wieder zurückkehren möchte, aber ich machte ihn aufmerksam, daß es aus verschiedenen Gründen besser sein werde, dies nicht zu thun; wir trennten uns mit der Verabredung, uns in Patagones zu treffen.

Es dürfte hier am Platze sein, zu erwähnen, daß, wenn einerseits die Stelle eines Chasqui oder Heroldes, wie man ihn nennen kann, eine ehrenvolle ist, zu welcher in der Regel nur nahe Verwandte der Häuptlinge verwendet werden, andererseits auch die Pflichten ziemlich schwer sind. Man erwartet vom Chasqui, daß er reite, wie „jung Lochingvar" (bei Sir Walter Scott), so schnell und jeden Tag so weit, als das Pferd ihn trägt. Er darf sich niemals seitwärts wenden oder Halt machen, nicht einmal zum Zweck der Jagd, und wenn ihm nicht ein Strauß oder anderes Wild quer über den Weg läuft, so hat er vielleicht nach einer Tagereise von fünfzig bis sechzig englischen Meilen kein Abendessen, während sein Bett und Bettzeug die Erde und der Mantel sind. Ausdauer, Nüchternheit und die Zuverlässigkeit, daß er immer seinen Zweck im Auge behält, sind selbstverständlich wesentliche Eigenschaften, besonders wenn die zu bereisende Strecke groß ist. Nacho hatte sich immer als ein vortrefflicher Chasqui bewährt und war ein unfehlbarer Führer selbst durch die pfadlose Travesia.

Trifft der Chasqui andere auf dem Marsche befindliche Indianer, oder kommt er in ein Lager, so wird er feierlich empfangen und ehrenvoll bewirthet, und gewöhnlich erwartet man, daß er im Nothfall, um seine Gesandtschafts-Reise fortsetzen zu können, mit frischen Pferden versehen wird.

Am folgenden Morgen fand, sobald es Tag war, noch eine Berathung statt; der Brief mußte wieder hervorgeholt und eine zweite Nachschrift hinzugefügt werden. Dann schrieb ich die augenblicklichen Bedürfnisse Casimiro's und anderer Freunde in mein Notizbuch; diese Dinge sollten der Verabredung gemäß durch Meña und Nacho

zurückgesandt werden, während ich selbst in der Ansiedelung blieb bis zur Ankunft Casimiro's, wo wir dann zusammen entweder zu Lande über Bahia Blanca oder mit dem Dampfschiffe nach Buenos-Ayres reisen wollten.

Gegen acht Uhr, als der Reif eben vom Grase verschwand, nahmen wir von allen Freunden Abschied, fingen unsere Pferde ein und brachen auf. Ich nahm nur meinen in einer Reisetasche befindlichen Anzug und die Briefe mit. Als Lebensmittel bekam Jeder von uns ein Stück Fleisch von dem Guanaco, das ich am vorhergehenden Tage erlegt hatte, und endlich waren wir mit je zwei Pferden unterwegs; die alten Frauen sangen recht schön, damit der Teufel uns nicht in den Weg kommen möchte. Mein Page stellte sich, als thäte ihm meine Abreise sehr leid; da er aber meine übrigen Pferde besorgen sollte und ich ihm als Vermächtniß einen Mantel hinterließ, den ich nicht gerade nothwendig brauchte, zumal da ich ihn seit der Abreise von Santa Cruz fast ununterbrochen getragen hatte, so war er aller Wahrscheinlichkeit nach froh, daß er, als wir über den Hügelrücken ritten und verschwanden, wie er glaubte, mich zum letzten Male sah.

Die erste halbe Stunde lang reisten wir langsam und hatten eben unsere Pferde von den Lazos befreit, an welchen wir sie bis jetzt geführt hatten, damit sie sich den anderen Pferden nicht wieder anschließen sollten, als wir hinter uns ein Jauchzen hörten und ein Indianer erschien, der einen Trupp Pferde trieb. Er war aus dem Lager und befand sich, da er ein Pampa war, unterwegs, um sich seinem Stamme anzuschließen, den er noch fünf Tagereisen weiter irgendwo um Valchita herum zu treffen hoffte, und von welchem wir zu unserm Ritte durch die Travesia nach den Ansiedelungen frische Pferde bekommen sollten. Dies war eine unerwartete Verstärkung unserer Gesellschaft, aber wir glaubten, je mehr, desto lustiger, und drei ist, wenn man gesellschaftlich zusammen reisen will, jedenfalls eine ungeschickte Zahl. Wir setzten nun unsere Pferde in kurzen Galopp und traten, die Sorge hinter uns lassend und auf Brod, Kaffee und andere gute Dinge hoffend, die wir lange nicht gekostet hatten, unsere Reise erst richtig an. Die Zeit vertrieben wir uns damit, daß wir darüber sprachen, was wir erlangen und wie wir würden aufgenommen werden, sowie mit Rauchen und Singen. Unser Weg ging längs der Barranca hin, die, je weiter wir in nordöstlicher Richtung kamen, in höhere, holprige Hügel überging,

zwischen welchen mit Gestrüpp und Weihrauchbüschen bestandene sandige Thäler lagen.

Beim Einbruch der Nacht waren wir an einem spitzigen Hügel angelangt, an dessen Abhang wir uns unten lagerten. Wir hatten zwar viele Strauße und Guanacos gesehen, aber, um keine Zeit zu verlieren, nicht gejagt; nur so lange hatten wir angehalten, als nöthig war, um ein Armadill aufzuheben, das uns zufällig im Wege lag und sich sonnte.

Als wir abgesessen waren, verwahrten wir die sämmtlichen Pferde mit Lazos oder Manéos, damit sie nicht fortlaufen konnten, was sie wahrscheinlich gern gethan hätten. Nachdem wir ein wenig Brennholz gesammelt, ein Feuer angezündet und das Armadill, so wie Jeder noch ein kleines Stückchen Fleisch verzehrt hatten, wickelten wir uns in unsere Mäntel und legten uns schlafen, stiegen aber während der Nacht immer dann und wann auf, um einmal nach den Pferden zu sehen. Der Morgenstern leuchtete hell über dem Horizonte, als wir sattelten und über die Wand des Hügels hinweg nach einer angrenzenden hohen Pampa hinaufritten, wo wegen der felsigen Beschaffenheit des Bodens unsere unbeschlagenen Pferde in gewöhnlichem, langsamem Schritt gehen mußten. Dazu kam noch ein schneidend kalter Wind und ein schwacher Treibregen, die nicht geeignet waren die Stimmung zu verbessern, bis nach etwa zweistündigem, schwierigem und langsamem Reisen die Sonne prachtvoll aufging, Nebel und Regen vertrieb und uns heiter stimmte. Endlich ritten wir in eine Ravine hinab, die zu einer Reihe kleiner Thäler führte; diese enthielten hier und da Teiche, die mit Kriechenten und anderen Wasservögeln bedeckt waren. Wir reisten im Galopp durch eine Gegend von derselben Beschaffenheit bis fünf Uhr Nachmittags, wo wir nach einem Ritt über ein kahles Hochplateau, jenem ähnlich, das wir beim Aufbruch getroffen hatten, plötzlich an einen schroffen Abhang kamen, an welchem unten auf einer sich ungefähr fünf englische Meilen erstreckenden Ebene eine große Salina lag.

Wir ritten an einer Stelle hinab, wo es sich thun ließ, hielten an, um uns ein wenig Salz zu verschaffen, und lagerten uns dann in der Nähe einer kleinen Quelle mit süßem Wasser. Ungefähr eine englische Meile nach Osten sah man auf der Ebene große Heerden Guanacos und mehrere Strauße, und nahe an unserm Halteplatze fanden wir die Fährten eines Puma, nach dem wir emsig, aber ohne Erfolg suchten.

Nachdem wir unsere Pferde in Sicherheit gebracht hatten, verspeisten wir, wie in der vorhergehenden Nacht, das Armadill abgerechnet, ein Stück mageres Fleisch und legten uns zur Ruhe. Das Salz aus der Salina war von ausgezeichneter Beschaffenheit; von dem an der Oberfläche mußten wir erst ein wenig entfernen, das, weil es der Atmosphäre ausgesetzt, etwas verdorben war; dann schnitten wir Kuchen Salz heraus, die wie Stücke Eis waren und als Teller dienten. Es ist sonderbar, daß in diese sowohl wie in andere Salinas kleine Bäche süßen Wassers sich ergossen, welche in den benachbarten Hügeln befindliche Quellen speisten.

Am nächsten Morgen (wenn man es so nennen konnte) waren wir zu derselben Stunde im Sattel; wir ritten über die Ebene, setzten dann über einige Rücken von mäßiger Höhe und zogen weiter durch einen dicht mit Weihrauch- und anderen Büschen bewaldeten Landstrich. Gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir an ein Flüßchen mit Wasser, wo kürzlich ein Lager gestanden hatte, von dem man noch die Spuren sah; nach genauer Untersuchung derselben kamen wir zu dem Schlusse, daß, seitdem die Bewohner es verlassen hatten, vielleicht eine Woche vergangen sei. Wir eilten vorwärts, so schnell als wir nur konnten, über ein Terrain, das immer ziemlich dieselbe Beschaffenheit hatte, aber hin und wieder durch Ketten niedriger Hügel Abwechselung erhielt, und jagten dann und wann ein Rebhuhn auf. Von diesen Vögeln bemerkten wir zwei verschiedene Arten, eine mit Haube und beinahe so groß wie eine Fasanhenne, die andere kleiner als ein englisches Rebhuhn; die letztere Art flog immer nur eine kurze Strecke und ließ sich dann nieder. Wir hatten das Glück, ein Paar zu erlegen. Hinter einigen Hügeln ging die Sonne unter, und wir fanden noch immer keinen passenden Platz, an dem wir uns lagern konnten; endlich jedoch kamen wir an einige Teiche mit Wasser, wo wir Alle, ziemlich müde, absaßen, zwei der Pferde anbanden und die übrigen frei laufen ließen. Das Wasser war etwas salzig, doch trinkbar; die Thiere aber berührten es kaum; sie streiften umher, und wir mußten die ganze Nacht auf sie Acht geben; dies war eine etwas ermüdende Arbeit, zumal da ein starker Frost eintrat, und bei all' unserer Sorge fehlten, als es Zeit war aufzubrechen, zwei Pferde. Nachdem wir eine Stunde gesucht hatten, fanden wir dieselben; sie waren umhergelaufen, um besseres Wasser aufzusuchen, und hatten, klüger als wir, ungefähr zwei englische Meilen nach Osten eine Quelle ausfindig gemacht.

Ehe wir fortkamen, war die Sonne aufgegangen; wir hatten erst noch unser letztes Fleisch, das wir den Abend vorher gekocht hatten, gewärmt und gegessen; es war trocken und voller Staub, und alles Waschen in der Welt hätte nichts geholfen, um den Sand herauszubringen, der sich in demselben befand; wir lachten jedoch darüber und sagten, wir würden bald eine Flasche Wein bekommen, mit dem wir uns den Schmutz aus der Kehle waschen könnten. Wir waren nur froh, daß wir gut mit Tabak versehen waren, und wenn wir auch keine Pfeife besaßen — denn die meinige war in einem vorhergehenden Lager verloren gegangen — so versorgte uns doch Casimiro's Correspondenz mit Foyel und Cheoeque, die ich sorgfältig aufgehoben hatte, mit Cigaretten-Papier. Wir ritten demnach fröhlich weiter und zogen, nachdem wir aus der bewaldeten Gegend heraus waren, über eine Reihe hoher Pampas; sie lagen voll kleiner Granitblöcke, die genau wie Pflastersteine aussahen und so dicht und regelmäßig hingestellt waren, als ob Pflasterer es gemacht hätten. Diese sonderbare Formation erinnerte mich lebhaft an eine Londoner Gasse, die eben ausgebessert wird. Die Pampas hörten in Klippen auf, die vom Wasser zerrissen waren und dicht voller Steine lagen, und während unsere Pferde wie Katzen die Abhänge hinaufkletterten, stießen sie mit den Hufen die Steine rasselnd hinab und hatten große Mühe, daß sie nicht ausglitten. Am Fuße der Klippen lagen von Wasser durchflossene Thäler, und als wir in eines derselben hinabritten, bemerkte ich zum ersten Male den Algarroba-Dorn, der jetzt Früchte hatte. Es gab zwei Arten, eine mit schwarzer Frucht, vor welcher Nacho mich warnte, weil sie giftig sei, die andere mit gelben Schoten, die wir, während wir dahinritten, pflückten und aßen, obgleich sie, da die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, etwas dürr waren; der Geschmack lag etwa zwischen Tamarinden und Pfirsichen.

In der Nähe einer Lagune, die sich in einem dieser Thäler befand, machten wir einige Minuten Halt, und als wir unsere Reise wieder fortsetzten, sahen wir von der gegenüber liegenden Seite her einen Reiter sich nähern, der einen Trupp Pferde führte. Ich hatte einen Augenblick angehalten und sah meine Gefährten die Zügel anziehen; da sprengte ich hinzu, um zu erfahren, warum sie dies thaten, und bemerkte ihn. Als wir uns noch zwei- bis dreihundert Meter von ihm befanden, machten Alle Halt; Nacho ritt vor, dann folgten ceremoniöse Verständigungen und hierauf formgemäße Vorstellungen.

Es war ein Pampa-Indianer, der sich auf der Reise befand, um sich den oben erwähnten Pampas anzuschließen, die östlich von Margensicho an uns vorübergezogen waren; er benachrichtigte uns, daß Jackechan's, Teneforo's und andere Indianer an einem Orte Namens Trinita seien, der nur ungefähr einen vierstündigen Galopp entfernt liege. Als er fand, daß ich ein Engländer sei, sprach er mit großem Lobe von meinen Landsleuten, die er in Rio Negro getroffen hatte.

Dieser Mann war bildschön; er saß auf einem prachtvollen Rosse und hatte noch einen Trupp anderer Pferde, die alle ebenso prächtig waren, wie das, auf welchem er ritt. Er war gut in Ponchos und kurze weiße Hosen gekleidet und trug um den Kopf ein seidenes Tuch. Auf seinem Sattel lag ein Poncho, der, wie wir vermutheten, Yerba, Mehl oder andere feine Genüsse enthielt, und er hatte ein kühnes, sorgloses, gutgelauntes Gesicht mit unsteten Augen; im Ganzen genommen machte er den Eindruck eines der nur in der Einbildung vorhandenen großmüthigen Banditen, von welchen man in Romanen liest, und zur Vervollständigung dieser Rolle stellte sich später fast mit Gewißheit heraus, daß er die Pferde in Trinita gestohlen hatte.

Wir unterhielten uns fünf Minuten und brachen dann in entgegengesetzten Richtungen auf; wir unsererseits hatten Eile. Von dem steilen Hügel aus, der über dem Thale stand, sahen wir zu unserer Freude den Rauch von Jagdgesellschaften, dem Anschein nach nicht weit entfernt. Es wurde jedoch vier Uhr, ehe wir in die Nähe der Feuer kamen, die in einem grünen, mit Weidefutter bestandenen Thale brannten. Aus dem einen der beiden dort aufgeschlagenen Toldos kam ein Mann heraus, der in der Hand einen Matè-Topf und im Munde eine Bombilia oder ein Schilfrohr hatte, das man zum Matè-Saugen benutzt wie die Strohhalme zum Sherry-Cobbler. Da diese Leute nicht die Indianer waren, die wir suchten, so grüßten wir den Mann und galoppirten weiter, über das Thal, wo unsere Pferde über einen Bach springen mußten, hinüber und den gegenüberliegenden Hügel hinauf. Eine neue Art Busch, der sechzehn Fuß hoch wurde, und lange, korbweidenähnliche Ruthen hatte, drängte sich unserer Aufmerksamkeit in unangenehmer Weise auf, da, wenn man schnell ritt, die Ruthen zurücksprangen und Einen schmerzhaft in's Gesicht hieben. Auf der Hügelwand holten wir eine Caravane Frauen ein, die in derselben Richtung reisten wie wir; wir ritten an

ihnen vorüber und sahen vom Gipfel der Hügelkette aus unten im Thale zwei verschiedene Gruppen von je dreißig bis vierzig Toldos, ungefähr eine halbe englische Meile von einander entfernt. Wir galoppirten weiter und kamen gegen fünf Uhr Nachmittags an die am nächsten liegende Tolderia; Casimiro hatte uns angewiesen, zu Patricio zu gehen; als wir aber nach ihm fragten, erfuhren wir, daß er zu den Anderen gehörte; wir begaben uns zu diesen und wurden in gebührender Weise empfangen, für unsere Pferde u. s. w. gesorgt, und wir selbst mit aller Ceremonie vor Patricio (einen Mischling aus Pampa- und Tehuelche-Blut) geführt. Wir mußten der Etikette gemäß erst eine Stunde lang Fragen beantworten und bekamen dann Jeder eine einzige Guanaco-Rippe zu essen. Ich war so hungrig, daß ich wenigstens ein Dutzend hätte essen können; ich entfernte mich daher unter dem Vorwande, mich waschen zu wollen, und sah mich nach Jackechan's Toldo um; ich fand ihn bald und wurde von meinem Freunde und El Sourdo mit offenen Armen empfangen. Nachdem seine „Herrin" mir Etwas zu essen gegeben und darauf noch ein Maté mit Zucker gefolgt war, erzählte Jackechan den Fortgang seiner Reise, seitdem er unsere Horde verlassen hatte.

Nachdem er einige Tage in der Richtung des Chupat marschirt war, stieß er auf einige Rinder, die gefangen und geschlachtet wurden; dann schickte er, während er sich noch an derselben Stelle befand, den Boten mit dem Briefe nach Chupat; dieser kehrte in fünfzehn Tagen mit einer Antwort zurück, brachte jedoch keine Lebensmittel mit.

Der Brief, der sorgfältig in ein Stück alter Leinewand eingewickelt war, die schon als Umschlag für mein eigenes Schreiben gedient hatte, wurde mir bei dem Scheine einer lodernden Flamme, die dadurch hervorgebracht wurde, daß man etwas Fett auf das Feuer warf, feierlich überreicht. Ich las ihn Jackechan vor und erklärte ihm den Inhalt. Der Verfasser — wenn ich mich recht erinnere, Mr. Hughes — sprach seine Freude darüber aus, daß er höre, ich sei noch wohlbehalten, bedauerte aber, daß er weder Lebensmittel noch Kleidung senden könne, da in der Colonie nur noch äußerst wenig vorhanden sei, denn das Schiff mit Mr. Lewis Jones an Bord, das man einige Monate lang erwartet habe, sei noch nicht angekommen. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich von den Entbehrungen, welche diese unglücklichen Colonisten ertrugen, gar nichts gewußt hatte; sie sind, während ich mein Buch zum Druck vorbe-

reitete, durch die Depeschen des Lieutenant Dennistoun öffentlich bekannt geworden, und ich werde im folgenden Kapitel auf dieselben zurückkommen.

Nach der Rückkehr seines Boten begab Jackechan sich nach Margenscho, in dessen Nähe er die unter Teneforo, Patricio, Antonio und anderen kleinen Häuptlingen stehenden Horden traf. Diese vereinigten sich alle, schickten nach Patagones und erhielten Branntwein und andere Lebensbedürfnisse. Hierauf tranken sie, wie schon erwähnt, zehn Tage lang, ohne daß jedoch Händel oder Kämpfe stattfanden — was den Häuptlingen zur Ehre gereicht. Nachdem sie einen Monat auf unsere Horde gewartet hatten, waren sie, wegen Mangel an Wild, aufgebrochen und in leichten Märschen hierher (nach Trinita) gekommen.

Dann setzte Jackechan auseinander, daß die ersten Toldos den Pampa-Indianern unter Teneforo und Champayo gehörten; der Erstere sei eben in Patagones und hole die ihm von der Regierung bewilligten Thiere; seine Indianer sind reine Pampas und werden aus irgend einem mir unbekannten Grunde oft Kerekinchen [1]) oder Armadille genannt. Manche von ihnen stehen im Dienste der argentinischen Regierung und müssen sich stellen, wenn Linares, der Häuptling der zahmen Indianer, sie ruft. Die übrigen Toldos gehörten den Antonio und Patricio untergebenen Indianern, die aus Tehuelchen und Pampas untereinander bestanden. Die beiden Lager lagen ungefähr eine halbe englische Meile von einander; sie wurden durch einen sich schlängelnden Fluß getrennt, der an manchen Stellen durch ganz ungewöhnlich hohes Schilf verborgen war. Auf der Ost-, Süd- und Westseite war der ganze Platz von hohen felsigen Anhöhen umgeben; nach Norden aber setzte sich das Thal, wie es schien, einige Meilen weit fort; die Breite desselben betrug drei englische Meilen, und in der Nähe des Flusses, der an manchen Stellen aus den Ufern getreten war und eine Marsch gebildet hatte, stand überall das üppigste Weidefutter.

Als ich nach Patricio's Toldo zurückgekehrt war, bat ich formgemäß um die zur Fortsetzung der Reise nöthigen Pferde, wurde aber abgewiesen, weil er, wie er sagte, keine übrig hatte; wir beschlossen daher, unseren Pferden, da sie Symptome von Ermüdung zeigten und eines lahm war, einen Tag Ruhe zu gönnen, ehe wir

---

[1]) Quirquincho.

weiter reisten. Wir verbrachten den folgenden Tag mit unseren Freunden und ich machte Bekanntschaft mit dem kleinen Häuptling Champayo; ich schrieb auch einen Brief für ihn, worin er um eine Ration bat, die ihm zukam, aber ausgeblieben war. Er war sehr höflich und stellte mir einen Indianer Namens Luiz Aguirre vor. Dieser Mann war in Patagones erzogen und hatte dort auch seine beiden Namen erhalten; seine Eltern waren, glaube ich, getödtet worden. Er war ein sehr verständiger Mann und hatte früher in Linares' Truppe gestanden, hatte sie aber verlassen, weil ihm das streitsüchtige und überhaupt aufrührerische Wesen jener Indianer nicht gefiel, und sich nach der Pampa begeben, wo er mit seinem Weibe ein freies und glückliches Leben führen konnte — wenigstens behauptete er dies.

Wir tranken zusammen verschiedene Matès, und als ich die Ursache erwähnte, aus der wir an jenem Tage nicht weiter reisten, sagte Champayo: „An Pferden soll es Ihren Leuten nicht fehlen. Ich werde sie liefern und Luiz Aguirre mit Ihnen senden; dem können Sie die Antwort geben, die Sie im Betreff meiner Ration erhalten."

Später besuchte ich auf seine eigene Bitte den Cacique Antonio und schrieb auch für ihn einen Brief, worin er bat, daß man ihm, wenn er sich in der Guardia Sauce Blanco befände, seine Ration senden solle, da er seinen Trupp Pferde in einem Sturme verloren habe und daher kaum die Obere Guardia erreichen könne. Dies war wahr, denn Antonio's Verlust war uns schon in den ersten Toldos mitgetheilt worden, die wir in dem benachbarten Thale in Trinita besucht hatten; er war höchst wahrscheinlich für unsern Freund, den gut gekleideten Banditen ein Gewinn; aber Antonio hatte auf der Straße nach Patagones einige Feinde, und das war der wirkliche Grund, weshalb er nicht bis zur Oberen Guardia ging.

Nach Tische, als er mich über unsere ganze Reise ausgefragt hatte, rieth er mir, was ich thun solle, wenn ich nach Patagones käme. Er gab mir die Versicherung, ich würde leicht eine Anstellung bekommen, warnte mich aber besonders vor dem Trunke, da der Commandante die Trunkenbolde verabscheue und sie nicht noch unterstützen wolle!

Es war schon spät, als ich mich wieder nach Patricio's Toldo begab und zusammengekauert in eine Ecke legte. Am nächsten

Morgen machten wir eben unsere Pferde zum Aufbruch bereit, als ein junger Mensch mit der Nachricht in's Lager galoppirte, daß von Patagones her Leute kämen. Sofort saß Jedermann auf und begab sich hinaus, um die Ankömmlinge hereinzugeleiten; es waren Teneforo selbst und zwei Mann von seinem Gefolge. Sie hatten hundert Stück Pferde und Rinder bis Valchita, zwei Tagereisen von Trinita, gebracht und hatten sie dort gelassen; nur einigen Branntwein und Yerba brachten sie mit, die sofort abgeladen wurden. Ich wurde dem eben angekommenen Häuptlinge vorgestellt; er begrüßte mich als Bruder und wies mir Ehren halber einen Platz unter den vier Caciquen an, die, Pfännchen in der Hand, um die Lanzen herumspazierten und die schon beschriebene Ceremonie des Branntweinsegnens in gehöriger Form vollzogen; dann begann das Trinken.

Als die Leute ankamen, war die Sonne eben aufgegangen, und um zehn Uhr war das Getränk, das aus einigem Wachholderbranntwein und Caña oder weißem Rum bestand, zum größten Theil verschwunden. Von den Indianern waren Viele berauscht, aber Alle waren lustig und bei guter Laune, wie ich noch nie das Glück gehabt hatte zu sehen. Nachdem ich mit meinen zahlreichen Freunden — die, wenn es auf sie angekommen wäre, mich ebenso betrunken gemacht haben würden, wie sie selbst waren — reichlich genug getrunken hatte, bestieg ich mein Pferd, nahm zwischen dem hohen Schilfe, das an den Ufern des Flusses stand, ein Bad und kehrte dann nach dem Toldo zurück, wo der betagte Patricio in sehr benebeltem Zustande, aber in recht sentimentaler Stimmung, eben für sich sang. Als die Sonne unterging, waren Alle wieder nüchtern, und Patricio eröffnete mir, daß er selbst mit uns zu gehen gedächte und auch noch einige Freunde, sein Weib und zwei oder drei andere Frauen uns begleiten würden, daß wir aber den unteren Weg einschlagen wollten, der, wenn auch länger, doch bequemer und sicherer sei, als die kürzere und obere Straße, wo die Dornen höher und dichter ständen; die letztere wird gewöhnlich im Sommer gewählt, wo das Wasser rar ist, an dem in der jetzigen Jahreszeit keine Noth war.

Am folgenden Morgen nahm ich von Antonio, Champayo und Jackechan — deren Ration ich zu besorgen versprochen hatte — Abschied; dann brachen wir, elf Männer und vier Frauen, mit einer Menge Pferde auf; außerdem nahmen wir auch noch einen Trupp Stuten für einen Indianer Namens Hernandez mit, der in der Nähe der Guardia Chica ansässig war; die Stuten sollten seine

Maisernte austreten. Es dauerte nicht lange, so waren wir so weit, daß wir das Lager in Trinita nicht mehr sahen, und entweder in Galopp oder im Trabe durch eine wellenförmige Gegend reitend, in welcher es viele Weihrauch-, Algarroba- und andere Sträucher gab, kamen wir nahe bei Sonnenuntergang an einen Fluß, auf dessen Nordseite wir uns zwischen einigen dichten Büschen lagerten. Eine kleine Strecke nach Westen lag eine große Salina, von welcher der mehrere englische Meilen entfernte Ort seinen Namen hat; er wird nämlich Hitchin-kaik, oder Salzhügel genannt. Der Fluß läuft um die eine Seite der Salina herum und ist, glaube ich, derselbe, den wir später in der Nähe von Valchita überschritten. Diesmal reisten wir großartig, denn die Frauen hatten Proviant an Pferdefleisch und Yerba mitgebracht.

Nach Tische setzten wir uns Alle um das Feuer herum und genossen einen Matè und etwas indianische Süßigkeit, einen aus der Algarrobabohne bereiteten gelben Brei, der dadurch hergestellt wird, daß man die Bohne zerstößt und mit Wasser vermischt. Der alte Patricio, der nach dem Trinken sich ganz verändert hatte und außerordentlich lustig war, sagte, ich sei ein glücklicher Mann, da ich ein Weib bei mir hätte; er spielte damit auf eine der Weiber des Cacique El Ingles an, die mit uns reiste, um sich ihrem, in der Nähe von Patagones befindlichen Gatten anzuschließen.

Am folgenden Morgen brachen wir, als es Tag war, wieder auf, zogen über eine Gegend von ziemlich derselben Beschaffenheit wie am vorhergehenden Tage und kamen gegen Mittag an den Ort, wo Teneforo seine Rinder gelassen hatte. Hier saßen wir ab und erquickten uns an den runden Beeren einer kleinen Pflanze, die am Rande des Wassers wuchs; die Frucht war ungefähr so groß wie ein Rettig und hatte einen sehr angenehmen Geschmack. Am Flusse hin standen hier Büschel Pampagras, unter die wir uns lehnten und rauchten.

Die Rinder liefen gruppenweise zwischen den Grasbüscheln umher, und Golwin, Jackechan's Sohn mit dem blonden Haare, machte sich den Spaß, sie zählen zu wollen, was ihm aber nicht gelang. Nachdem wir eine halbe Stunde vertändelt hatten, zogen wir weiter, mußten jedoch eines von Meña's Pferden zurücklassen, das völlig matt war. Wir folgten mehr oder weniger der Richtung des Flusses und kamen gegen drei Uhr Nachmittags in dem Lager Valchita an. Da es noch früh am Tage war, so brachen Einige von uns zur Jagd

auf, kehrten aber mit leeren Händen zurück. Am folgenden Tage hofften wir die Travesia zu betreten; wir füllten daher die Schläuche und Wasserflaschen, und nach dem gewöhnlichen Mahle und Matè suchte sich Jeder im Pampagrase sein besonderes Nest und ging schlafen, ohne zu fürchten, daß die Pferde sich weit verlaufen würden, da Weide und Wasser von der besten Beschaffenheit waren. Dies war das Lager, in welchem nach Casimiro's Erzählung der selige Mendoza Gold entdeckt hatte; ich sah mich deshalb sorgfältig nach Spuren um, bemerkte aber nur, daß die angrenzende Pampa stellenweise unter anderen Kieseln voller Quarzstücke lag.

Zur gewöhnlichen Stunde brachen wir auf und fingen an nach der Travesia oder Wüste hinaufzureiten, die auf einem Hochplateau über uns nach Norden lag. Als wir eine kurze Strecke hinauf waren, bemerkten wir links von uns (nach Westen) eine mehrere Stunden lange Salina, die sich ungefähr in östlicher oder westlicher Richtung am Rande der Travesia hinzog. Ich möchte fast glauben, daß der Fluß Valchita sich in dieser Salina verliert. Der ebengenannte Fluß richtet große Ueberschwemmungen an, deren Beweise man in dem Unkraute und dem Schutte sah, die das ganze Thal entlang an den Büschen und Sträuchern hingen und augenscheinlich von den Frühlingsfluthen hingetrieben und dort zurückgelassen wurden. Nach einer allmäligen Ansteigung erreichten wir endlich das Plateau und sahen vor uns eine grenzenlose, traurig-öde Fläche, die voll kleiner Steinchen lag und mit vier bis zwölf Fuß hohen, oder selbst noch höheren Sträuchern und hier und da mit kleinen Grasbüscheln bestanden war. Lebenszeichen waren nicht zu sehen. Der Himmel war hell und klar, obgleich am südlichen Horizonte Wolken sich zusammenzogen, und der Wind (er bläst in Patagonien fast immer) war schneidend. Ich bemerkte gegen Luiz Aguirre, es werde wohl Regen kommen; seine Antwort: „Ich hoffe es — das wäre herrlich, dann werden die Lagunen alle voll sein," sprach von der Gefahr der Dürre, fand aber meinerseits keine Zustimmung, da wir während des Ausfluges nach Las Manzanas nasses Wetter genug gehabt hatten. Beim Reiten sagte er mir, er kenne den Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Religion, und er ziehe die letztere vor; auch fragte er mich, ob ich einmal in China gewesen sei, wo der Thee herkomme, und noch verschiedenes Andere, woraus hervorging, daß er beträchtliche Kenntnisse besaß; zuletzt machte er mir den Vorschlag, ich sollte in der Nähe des Chupat ein Handels-

geschäft gründen; Jackechan — der, wenn irgend Jemand, es beanspruchen kann, der wirkliche Lehnsherr ist — hatte sich freiwillig erboten, mir den Grundbesitz abzutreten. Dieser schlaue Indianer überlegte wohl, daß, wenn in jener Gegend ein Handelshaus errichtet wurde, der ganze indianische Handel den Bewohnern von Patagones, die, wie allbekannt, falsche Gewichte benutzten und außerdem auch noch für alle Waaren, die sie den Indianern lieferten, übertriebene Preise ansetzten, würde aus den Händen genommen werden.

Gegen zwei Uhr Nachmittags, wo der rauhe Kies schon angefangen hatte auf die Füße unserer Pferde einzuwirken, wurde in der Nähe einer Laguna, die Regenwasser enthielt, welches der Farbe nach wie Kaffee mit Milch aussah, ein Halteplatz gefunden. Die Pferde ließen wir für jetzt frei laufen, damit sie in dem verkümmerten Grase, das an den Ufern der Lagune stand, so gut fressen sollten, als sie konnten. Vor Eintritt der Dunkelheit wurden die meisten derselben angebunden, und die ganze Nacht wurde sorgfältig Acht gegeben, daß sie nicht nach Valchita zurückliefen, um Weide und Wasser zu suchen. Nachdem wir uns noch lange am Heerde unterhalten hatten — wobei mir mitgetheilt wurde, daß der Pfad, auf dem wir reisten, die Schweinsstraße heiße, weil in der Nähe einer der auf der Route sich findenden Lagunen wilde Schweine, oder vielleicht Pekaris, erlegt worden seien — wickelten wir uns in unsere Mäntel ein und legten uns wie Igel unter die Büsche, die uns als Obdach dienten, standen aber von Zeit zu Zeit auf, um uns nach den Pferden umzusehen.

Am folgenden Tage ritten wir über dieselbe, aus Steinen und Büschen bestehende, grenzenlose Wüste. An Sträuchern fanden sich folgende Arten: Chañal oder Weißdorn; Picayun, ein Strauch, der das beste Brennholz liefert; die schon beschriebenen korbweidenähnlichen Ruthen; Schwarzbusch, der wegen des bestialischen Geruchs, den er giebt, zum Verbrennen nicht zu gebrauchen ist; Algarroba und Weihrauch, die jedoch sehr selten sind, und einige andere, deren Namen ich nicht ermitteln konnte. Der Chañal ist der einzige, der dem Reisenden am Vorwärtskommen hinderlich ist, weil er sehr große und scharfe Dornen hat. Auf der andern (mehr nach Westen liegenden) Straße — die wir vermieden hatten, obgleich die Strecke durch die Travesia kürzer ist, weshalb dieselbe von den Tehuelchen mehr benutzt wird, die, besonders wenn sie im Sommer oder in

kleinen Horden reisen, sich fürchten durch die Wüste zu ziehen — steht der Chañal zehn bis fünfzehn Fuß hoch und macht, wie in Albanien die Dornen „Wart' ein wenig", schnelles Reiten unmöglich.

An jenem Tage wollten wir eben anfangen zu jagen, als in einem Busche eine große Korbflasche mit Rum entdeckt wurde. Da war es mit der Jagd zu Ende, denn wenn sie auch an einer andern Stelle wieder verborgen wurde, so wurde doch so viel herausgenommen, als dazu gehörte, um die Meisten von uns redselig zu machen; auch wurden noch ein Paar Flaschen aufgehoben, die wir gemüthlich am Lagerfeuer genießen wollten.

Um vier Uhr Nachmittags lagerten wir uns neben einer der vorhergehenden ähnlichen Lagune, und da unser valchitaisches Wasser zu Ende war, so verdünnten wir den Rum mit Wasser und vermischten ihn mit Mehl, bis er ungefähr so dick wie spanische Chocolade war. Ich habe vergessen zu sagen, daß bei der Aufregung, die der „Fund" verursachte, nicht nach den Pferden gesehen wurde, und als wir sie musterten, um weiter zu reisen, von Nacho's Pferden eines verschwunden war und auch, obgleich wir sorgfältig nach ihm suchten, sich nicht wieder finden ließ.

Am nächsten Morgen waren wir, trotzdem daß am vorhergehenden Abend unordentlich gelebt worden war, bei Tagesanbruch im Sattel und hatten auf der langweiligen Einöde kaum eine Stunde Weges zurückgelegt, als wir plötzlich auf sieben wilde Pferde stießen. Ein Versuch, sie zu umringen, mißlang wegen der schwierigen Beschaffenheit des Terrains; ich fand mich aber dafür vollständig entschädigt durch das herrliche Schauspiel, das diese prächtigen Geschöpfe boten, als sie in ihrer ungebändigten Kraft und wilden Schönheit quer über die Ebene sprengten.

Später jagten wir und erlegten Guanacos und Strauße, sahen auch einige Hasen und Rebhühner. Gegen zehn Uhr Vormittags wurden unsere Augen durch den Anblick des Meeres erfreut; gleich darauf erhob die flache Ebene sich zu einer mehr wellenförmigen Gegend, und von den Kämmen der Anhöhen aus bot sich zu Zeiten eine volle Ansicht der Einfahrt, die den Namen Laco de San Antonio führt.

Weiter vorn war Rauch zu sehen; wir drängten daher vorwärts und machten einen langen und reißend schnellen Marsch; denn die Oberfläche war hier von den kleinen Steinen, die vorher die Füße unserer Pferde so sehr beschädigt hatten, völlig frei. Jene Nacht

machten wir, wie gewöhnlich, neben einer Lagune Halt, deren Wasser nicht mehr als zwei Zoll tief war.

Während dieser Tagereise zeigte mir Patricio eine ausgetrocknete Lagune, in deren Nähe man Versuche gemacht hatte, einen Brunnen zu graben, damit man fortwährend Wasser bekommen könnte; aber man hatte, obgleich der Schacht etwas tief hinabging; kein Wasser erreicht und die Arbeit aus Verzweiflung aufgegeben. Es ist selbst den Indianern ein Geheimniß, wo die Guanacos, wilden Pferde, Pumas und andere Thiere, die in dieser Wüste leben, Wasser finden, da die in Bezug auf ihren Wasservorrath ganz vom Regen abhängenden Lagunen in der hiesigen Gegend, wo wenig Regen fällt, unvermeidlich im Jahre mehrere Monate lang trocken sein müssen. Ohne Zweifel sind an bis jetzt noch nicht entdeckten Orten Quellen vorhanden.

Ehe wir die Travesia verlassen, werden einige Bemerkungen, die freilich nicht darauf Anspruch machen können, eine Beschreibung genannt zu werden, wohl nicht ohne Interesse sein.

Diese Wüste besteht aus einem Plateau, das gegen dreihundert Fuß über dem Niveau des Rio Negro-Thales liegt und gegen Süden sich mehr als dreißig Stunden weit bis Valchita erstreckt. Ueber ihre Ausdehnung gegen Westen hin habe ich nichts Bestimmtes erfahren können; aber sie wird im Innern bedeutend schmäler, so daß sie ein unregelmäßiges Dreieck bildet, dessen Grundlinie an der Küste, und dessen Spitze in der Nähe der Vereinigungsstelle des Rio Limay und der nördlichen Flüsse liegt.

Der Boden ist entweder Thon oder Sand und Kies und auf der Oberfläche dicht mit kleinen Steinen bestreut, während die einzige Vegetation, die man antrifft, aus den schon erwähnten Büschen und spärlichen Büscheln groben Grases besteht.

Die Travesia wird von Reisenden sehr gefürchtet, und nachdem ich sie durchreist habe, kann ich es recht gut glauben, wenn man erzählt, daß Menschen unterwegs umgekommen sind; hat man den Pfad einmal verloren, so ist es schwer, ihn wiederzufinden, und dazu steht im Sommer der Wassermangel und zu jeder Zeit die Gefahr bevor, daß die Pferde sich verirren und den Reisenden ohne Hülfe lassen. Bei all' unserer Wachsamkeit liefen uns zwei Pferde davon und gingen verloren. Im Winter braucht man sich nicht vor Wassermangel zu fürchten; aber die Reise ist zu allen Zeiten sehr anstrengend, und die Pferde sind bis dahin, wo man durch die Wüste

hindurch ist, fast gänzlich entkräftet. Sie dient daher als eine Vormauer, die von Süden her Patagones vor jeder Gefahr eines Angriffs von Seiten der Indianer schützt, welche bei ihren Raubzügen am Flusse hinabziehen müssen. Ein großer Trupp Pferde findet kaum Futter, und nach der schnellen Reise würden die Thiere nicht mehr in dem Zustande sein, daß ihre Reiter mit Erfolg angreifen könnten, wenn die Bewohner, die sich zu vertheidigen im Stande sind, ihnen kräftigen Widerstand leisteten.

Dieser Landstrich schien eine bestimmte und scharfgezeichnete Grenze zwischen den Heimathländern verschiedener Thiere zu sein, wie zum Beispiel der **Rhea Darwinii** oder des kleineren patagonischen Straußes und der **Rhea americana.** Der letztere kommt nach meiner Erfahrung nie südlich von der Travesia vor, und ich kann nicht begreifen, wie Mr. Cunnigham dort Exemplare von demselben hat finden können; wenigstens scheint er dies anzudeuten. [1])

Die Tehuelchen beschrieben oft die größere **Rhea** als nördlich von der Travesia lebend und als von derjenigen, die sie in ihrem Lande jagten, verschieden. Auch blieben sie fest dabei, daß die Gama oder der Hirsch — den es im Rio Negro-Thale und in dem nördlich von demselben gelegenen Lande in großer Menge giebt — südlich von der Travesia nie anzutreffen sei. Dasselbe gilt von der Viscacha und der Aguarra (**Lupus manatus**), wenn auch die letztere wahrscheinlich in den Ausläufern der Cordillera zu finden ist.

Man darf also mit Recht annehmen, daß Patagonien durch den Rio Negro und die Linie der Cordillera abgeschlossen wird und seine eigenen Menschenraçen wie eine besondere Fauna und Flora besitzt.

Es mag hier noch gesagt werden, daß innerhalb dieser Grenzen nur eine einzige Armadill-Art vorkommt; es ist der Quirquincho (**Dasypus minutus Gay**).

Die Algarroba und andere Sträucher treten, obgleich sie sich in der Travesia und nahe an den Grenzen derselben finden, südlich von ihrer unmittelbaren Umgebung nicht auf.

Es war für uns Alle eine freudvolle Stunde, als wir am vierten Tage, nachdem wir von der Morgendämmerung bis zehn Uhr galoppirt waren, endlich das noch drei englische Meilen entfernte Thal sahen, wo große Weiden den sich schlängelnden Lauf des Rio Negro bezeichneten. In Patagonien sind, beiläufig gesagt, Weiden unbe-

---

[1]) **Natural History of the Straits of Magellan, pag. 134.**

kannt; nur in Chupat gibt es einige, die wahrscheinlich die Ansiedler eingeführt haben. Wir hielten am obern Ende einer Abra oder eines Seitenthales, das von dem Hauptthale aus sich in der Barranca hinaufzog, und sahen in der Ferne einen einsamen Rancho, die erste civilisirte Wohnung, die ich seit meiner Abreise von Santa Cruz erblickte.

Da Einige von uns nothgedrungen hatten zurückbleiben müssen, weil ihre Pferde kaum noch fort konnten, so rasteten wir so lange, bis Alle nachgekommen waren; dann begaben wir uns den Abhang hinunter und erreichten endlich den Fluß, in welchem unsere durstigen Rosse sich bald satt tranken.

Hierauf wurde der Rancho besucht. Er gehörte Hernandez, für den die Stuten bestimmt waren, welche wir mitbrachten. Der Besitzer war abwesend, aber sein indianisches Weib machte die Honneurs, wenigstens insofern, als sie uns Matè auftrug; denn zu essen bekamen wir nichts, obgleich wir Alle fürchterlichen Hunger hatten. Ich wollte gern noch warten und, wie der Amerikaner es nennen würde, meine Bürgerkleider anziehen, weil ich glaubte, wir würden uns sofort nach der Guardia begeben, von der Luiz Aguirre mir so viel erzählt hatte; aber er sagte mir, ich hätte keine Eile, und so blieb ich denn für jetzt in meinem schmutzigen Mantel.

Nach einem halbstündigen Aufenthalte verließen wir den Rancho und folgten dem südlichen Ufer des Flusses, der hier zweihundert Meter Breite und eine schnelle Strömung hatte. Wir kamen dabei an Hernandez' Landgute vorüber, wo eben ein Mann pflügte und Stuten und Rinder grasten. Der Fluß machte hier eine Krümmung nach der südlichen Barranca zu, die so nahe an ihn herantrat, daß wir dicht am Ufer hin reiten mußten. Es stiegen häufig kleine Rebhühner auf, und ich faßte in Gedanken den Beschluß, später einmal wieder her zu kommen und in den prachtvollen Weiden, die längs dem Ufer des Flusses standen, einen Tag zu jagen; in den Bäumen girrten blaue Tauben, und durch eine Oeffnung hindurch erblickten wir auf dem gegenüberliegenden Ufer, im Vordergrunde einer weiten Strecke fetten Flachlandes, eine gut gebaute, comfortabel aussehende Estancia, mit Corral, Galponen und den gewöhnlichen Umgebungen, die, wie Luiz Aguirre mir sagte, Herrn Kincaid gehörte. Das Gefühl, glücklich aus der Wüste heraus und in die Ansiedelungen gekommen zu sein, versetzte uns, obgleich wir großen Hunger hatten, in die heiterste Stimmung, und nach einem halbstündigen fröhlichen

Ritte, bei dem wir unterwegs an einem baufälligen, unbenutzten Rancho vorüberzogen, langten wir in Sauce Blanco oder der „Weißen Weide" an. Dort läßt der Fluß, indem er sich nach der nördlichen Seite wendet, einen breiten Rincon oder eine Fläche fetten angeschwemmten Landes liegen. Dies wird als den Indianern gehörend betrachtet, von welchen immer Einige in der Nähe des Rancho gelagert zu finden sind. Der Rancho gehörte dem Cacique El Ingles, und nicht weit von ihm standen drei Toldos.

Wir übergaben dem Häuptlinge sein Weib, und ich wurde innig als Verwandter bewillkommnet, da der Cacique ein Neffe Quintuhual's war. Den Namen El Ingles (der Engländer) hat dieser Häuptling deshalb erhalten, weil er behauptet, mit dem einen oder andern der Officiere von Fitzroy's Vermessungs-Expedition verwandt zu sein, so daß ich in meiner Rolle als Engländer und Indianer doppelt willkommen war.

Hier lagerten wir uns in den Pajas oder dem Pampagrase, und da wir mit einer Stute und einigen Kürbissen beschenkt worden waren, so loderte bald ein tüchtiges Feuer und wir kochten Fleisch und Kürbisse. Die letzteren wurden so zubereitet, daß wir sie in Hälften zerschnitten, die Samen herausnahmen, das Innere mit heißer Asche ausfüllten und sie dann auf die Asche legten; sie schmeckten, wie es mir damals wenigstens schien, köstlich. Ich wäre gern gleich weiter nach der Guardia geritten, da aber Patricio und die Anderen es bis auf den nächsten Tag verschoben, so sah ich bei meiner Unkenntniß des Weges und der dortigen Gebräuche mich genöthigt, „in Rom nach römischer Sitte zu leben".

Eines der ersten Dinge, die ich vornahm, war ein tüchtiges Waschen im Flusse, und den Genuß, den Staub und Schlamm der Travesia los zu werden, der sich mehrere Tage lang angehäuft hatte, kann man sich besser denken als beschreiben.

Am folgenden Morgen, ehe es Tag war, badeten wir uns Alle im Flusse, und nachdem wir mit dem Cacique El Ingles Matè getrunken und auf das Schlafen in der frostigen Nachtluft uns am Heerde gewärmt hatten, bereiteten wir uns vor, die Guarda zu besuchen. Ich legte den indianischen Mantel ab und den gewöhnlichen Anzug eines nach der Mode gekleideten Engländers, Jagdrock u. s. w., an, und da wir von unserm Freunde mit frischen Pferden versehen worden waren, so brachte ein halbstündiger Galopp uns an das nördliche Ufer, der Guardia gegenüber — jedoch nicht ohne Unglück,

denn während wir auf dem schmalen, unebenen Reitwege, der voller Furchen und an beiden Seiten mit Pampagras bestanden war, dahinritten, stolperte Luiz Aguirre's Pferd, warf ihn ab, wälzte sich auf ihn und drückte ihm den Revolver in die Rippen.

Das erbärmliche Aussehen der vielbesprochenen Guardia vertrieb sofort die Vorstellungen, die ich mir nach den phantastischen Beschreibungen der Indianer von ihr gemacht hatte. Aber frühere Erfahrung über spanische Grenzstädte bewahrte mich vor Täuschung. Die Ansiedelung besteht aus einem kleinen Fort mit einem einzigen Geschütz, einem Cuartel oder einer Kaserne und einigen Häusern, die, eines oder zwei von Backsteinen, die übrigen von Adobe gebaut, sich um das Fort herumdrängen. Sie sind fast alle, wenn nicht gar sämmtlich, „Pulperias" oder Groglocale und Kaufläden, zum Handel mit den Indianern bestimmt, zu deren Ueberfahrt ein Boot vorhanden ist. Auffallenderweise fehlt hier etwas, das man in Grenzstädten gewöhnlich zuerst sieht — eine unvollendete Kirche; für die Bedürfnisse der Seele ist in der Guardia nicht gesorgt. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde am Ufer gewartet hatten, bemerkten wir jenseits des Flusses ein Geräusch; es war durch das Bereitmachen eines großen Bootes entstanden, das kurz darauf nach unserer Seite herübergefahren kam. Wir verwahrten unsere Pferde mit Lazos und Manéos und sprangen hinein. Ich wurde von einem Unterofficier begrüßt, der mir zu meiner Ankunft Glück wünschte und sagte, der Commandante, Señor Murga, habe mich schon einige Monate lang erwartet. Wir fuhren in großem Gepränge hinüber — ein Soldat blies dazu in den Bugen des Bootes das Cornet, — und nachdem wir gelandet waren, begaben wir uns nach einem Kaufladen, den ein Mann, Namens Don Fermin, hatte, und wurden dort sämmtlich in ein hinter dem Laden befindliches Zimmer geführt, wo die Indianer ihre Felle und Federn zum Handel auslegten. Mein Freund, der Unterofficier, hatte mich verlassen, weil ich es ablehnte, meine Briefe irgend Jemandem zu übergeben, als dem Commandante selbst, und dieser war zur Zeit in Patagones, das achtzehn Stunden von der Guardia liegt. Mittlerweile gab ich auf den Handel Acht, der zwischen Don Fermin und den Indianern vor sich ging.

Hin und wieder kamen Leute und betrachteten uns, als wenn wir irgend eine fremde Art wilder Thiere wären. Da ich aber mit dem Handel Nichts zu thun hatte, so hieß den Fremdling Niemand willkommen, und ich machte mir von der Höflichkeit der Einwohner

einen schlechten Begriff; doch mag vielleicht mein zottiges Haar und mein Anzug, der gerade nicht der netteste war, nicht zu meinen Gunsten gewesen sein.

Die Indianer waren bald im vollen Genuß von etwas Grog und Zwieback und baten mich natürlich, daran theilzunehmen. Nachdem ich einen Bissen gegessen und einen Schluck getrunken hatte, verließ ich, da ich sah, daß der Handel langsam ging, das Zimmer und traf kurz darauf Herrn Alexander Fraser und Herrn Grenfell, die Besitzer einer einige englische Meilen weiter unten am Flusse gelegenen Estancia. Ich stellte mich vor und wurde höchst freundlich empfangen, auch mit Geld versehen, einem Verkehrsmittel der Civilisation, von dem ich keinen Heller besaß, um den Wunsch befriedigen zu können, meine indianischen Freunde mit einer oder zwei Flaschen Wein und Branntwein und einigen Broden zu tractiren.

Herr Fraser war so gastfreundschaftlich, mich zu nöthigen, sofort mit in seine Niederlassung zu kommen; da ich aber dem Commandante gern ohne Verzug die Briefe einhändigen wollte, so ging ich mit den Indianern wieder über den Fluß hinüber.

Jenseits desselben erhielten wir einen Vorgeschmack davon, wie es in Rio Negro herging; eines der Pferde fehlte mit Sattel, Lazo und Allem — es war von irgend einem der civilisirten Einwohner gestohlen worden. Das Pferd gehörte El Ingles und war Meña zu dem Ritte vom Lager nach der Guardia herab geliehen worden; der Lazo gehörte mir.

Im Lager hatten sich die meisten Leute mehr oder weniger betrunken, und Nacho bekam, weil er streitsüchtig war und Lust zu kämpfen zeigte, eine tüchtige Tracht Schläge, die er reichlich verdient hatte, wurde dann niedergeworfen und gebunden, damit er sich im Froste eine Stunde lang abkühlte.

Am Morgen brach ich, von El Ingles und noch einem andern Indianer begleitet, nach Patagones auf; da aber unsere Pferde gar zu müde waren, um nach Patagones zu laufen, so übernachteten wir in einem Toldo zu San Xaviel, dem Hauptquartiere des Cacique Linares und seiner zahmen Indianer.

Ich quartierte mich in dem Toldo eines gewissen Chaloupe ein, und da ich dem Häuptlinge gern die politischen Verhandlungen und Beschlüsse mittheilen wollte, so begab ich mich nach dem Abendessen zu Pferde hinter einem andern Reiter, der, wie sich zeigte, ein Bru-

der Rouque Pinto's war, nach des Häuptlings Residenz, einem langen, niedrigen Hause.

Ich mußte ein wenig warten und wurde dann in die Sala geführt, wo die beiden Weiber des Häuptlings saßen und nähten. Es wurde der gewöhnliche Matè aufgetragen, und ich wartete lange vergebens auf den Häuptling; er war ausgeritten, um seine Leute zu sammeln; sie sollten einige von Calficura's Indianern verfolgen, die kürzlich Rinder aus dem Thale fortgetrieben hatten.

Endlich sagte ich meinen schönen Wirthinnen gute Nacht, ließ meinen Gefährten kommen, der in der Küche Matè getrunken hatte, und trat die Rückkehr an. Wir waren kaum hundert Meter weit, als wir das Getrampel nahender Reiter hörten und mein Gefährte aus Furcht vor „Unfällen" strenges Stillschweigen gebot; wir zogen die Zügel an und lenkten unsere Rosse in den Schatten einiger Bäume, bis wir die Leute vorbei reiten hörten. Als ihre Stimmen allmälig in der Ferne verhallt waren, ritten wir weiter und setzten unser Gespräch wieder fort; im Verlauf desselben sagte er mir, es sei unsicher, in der hiesigen Gegend des Nachts Leuten zu begegnen, man müßte denn gut bewaffnet sein. Ich machte etwas große Augen dazu und stellte mancherlei Betrachtungen über die Wohlthaten an, welche die Civilisation den Indianern verlieh.

In Chaloupe's Toldo fand ich Antonio Linares, den Bruder des Häuptlings. Er hatte eine Flasche Cognac mitgebracht, und bei einem Glase desselben sagte ich ihm, was ich hier zu verrichten hätte. Er versprach, die Angelegenheit fördern zu wollen, und nachdem er noch einen Schlaftrunk genommen, entfernte er sich, um noch mehr Zechgenossen aufzusuchen. Dieser junge Mann war sehr gut gekleidet; er hatte Tuch-Ponchos und Chiripas, lederne Stiefeln und reinliche Wäsche an und trug im Gürtel einen Revolver. Er theilte mir scherzhafter Weise mit, daß er irgend Einen gesucht, mit dem er sich den ganzen Nachmittag gezankt habe, und daß er ihn würde erschossen haben, wenn er ihn gefunden hätte.

Frau Chaloupe machte mir mit Ponchos und meinem eigenen Sattelzeuge ein luxuriöses Bett zurecht, und überhaupt erwiesen alle Insassen des Toldo mir die größte Artigkeit.

Am Morgen machte ich mich in früher Stunde auf meinem schon ganz abgetriebenen Pferde auf, in der Hoffnung, Linares zu sehen; als ich aber in sein Haus kam, wurde mir gesagt, er sei schon fort nach Carmen, um den Commandante, Señor Murga, zu sprechen.

Es wurde mir Maté angeboten; ich nahm ihn aber nicht an, sondern eilte weiter und holte ihn bald ein, während er am Hause eines Freundes hielt und gleich zu Pferde einmal trank. Nachdem ich mich vorgestellt und in Gesellschaft auch ein Glas getrunken hatte, benutzte ich, da unsere Wege uns nach derselben Richtung führten, mit Freuden die Gelegenheit, mit ihm zu reiten und meine Angelegenheit unterwegs abzumachen.

Nachdem wir eine Stunde geritten waren, sahen wir Patagones liegen; an dieser Stelle trennte ich mich von meinem Gefährten und schlug den Weg nach der am Ufer des Flusses gelegenen Chacra oder dem Landgute Don Pablo Piedra Buena's ein, wo ich hoffte als Gast aufgenommen zu werden. Ein halbstündiger Ritt brachte mich an die Wohnung, da ich aber Niemanden zu Hause fand, einen großen Bullenbeißer ausgenommen, so fing ich an zu suchen, und es dauerte nicht lange, so stieß ich auf zwei Männer, die eben pflügten. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte ich nach Don Pablo; die Männer waren sehr artig und sagten mir, er werde bald auf dem Landgute erwartet, wenn ich aber sogleich nach Patagones ginge, würde ich ihm wahrscheinlich unterwegs begegnen. Da ich nun gern etwas frühstücken wollte, so gab ich meinem Pferde die Sporen und galoppirte nach der Stadt zu. Der Anblick derselben war von ferne, wenn sie auch etwas unregelmäßig aussah, doch ziemlich imposant; das Fort und die Gebäude auf dem nördlichen Ufer, die auf einer Anhöhe liegen, traten auffallend hervor, während auf dem südlichen niedrigen Ufer die (selbstverständlich unvollendete) Kathedrale und die englische Missions-Station die bemerkenswerthesten Gebäude waren. Nachdem ich aus Unkenntniß des Pfades einen kleinen Umweg gemacht hatte, kam ich in der unmittelbaren Nähe der südlichen Vorstadt an, bei der man es, wie bei allen spanischen Ansiedelungen, alt oder neu, hinsichtlich der Ordnung nicht allzu genau nehmen durfte.

Vor der Stadt zog sich ein großes Schlammloch hin, das nach einem Regenfall wahrscheinlich unpassirbar war. In der Vorstadt selbst lagen überall Dünger, Haufen Backsteine und andere Trümmer, so daß man ganz vorsichtig auf den Pfaden hingehen mußte.

Da ich gehört hatte, daß der Commandante möglicherweise auf die Südseite herüber kommen werde, um Anstalten zu einem Pferderennen zu treffen, so besuchte ich eine Pulperia; man hatte mir gesagt, dort würde ich wahrscheinlich erfahren, wo er sich aufhielt. Ich

fand daselbst Linares und seinen Capitanejo (Adjutant), die eben ein Glas Cognac tranken, und wurde von ihnen dem Eigenthümer, Don José Real, vorgestellt, der seine Dienste anbot und mir sagte, daß Commandante Murga in etwa einer halben Stunde erwartet werde. Ich begab mich daher nach der Missions-Station, stellte mich dort dem Dr. Humble vor, ließ mein nunmehr müdes Pferd in seiner Quinta, ruhte ein wenig aus, ging dann wieder nach José Real's Pulperia und fand den Commandante Murga; ich überreichte ihm den Brief von Casimiro und mein eigenes Empfehlungsschreiben.

Ich wurde gleich beim ersten Anblick nicht für Señor Murga eingenommen. Er war ungefähr von mittlerer Höhe, in Garibaldi-Hemd, Uniform-Hosen und Stiefeln und eine Mütze gekleidet, an welcher er die den Obersten-Rang bezeichnenden Tressen trug. Er fertigte mich mit den Worten ab, er werde meine Angelegenheit **mañana**, morgen, besorgen, eine Antwort, die man in den La Plata-Provinzen auf Alles erhält, schlug sich wahrscheinlich die Sache aus dem Kopfe und sprach wieder mit Don José über ein Rennpferd.

Oberst Murga liebt alle Vergnügungen im Freien; er ist ein tüchtiger Reiter, ja, ein echter Gaucho, und fehlt Sonntags nach der Messe selten bei einem Hahnenkampf.

Ueber die Aufnahme, die ich gefunden hatte, etwas verdrießlich, begab ich mich in der Absicht, über den Fluß nach der Nordseite hinüberzufahren, nach dem Hause des Bootsmannes, klopfte an die Thür und fragte in spanischer Sprache nach Salomon. Sie wurde von einer gut gekleideten Frau geöffnet, und drinnen bemerkte ich einen breitschulterigen, wohlgebauten Mann beim Frühstück. Ich entschuldigte mich und wollte mich eben wieder entfernen, als er erkannte, daß ich ein Engländer war; er vermuthete, wer ich sei, zog mich sogleich hinein und wies mir einen Sitz am Tische an, während die Hausfrau Butterbrode schnitt und noch mehr Thee bereitete. Ich hatte, wie die Amerikaner sagen, bedeutenden Hunger, und das Butterbrod und der Thee schmeckte mir so gut, wie mir noch nirgends eine Mahlzeit geschmeckt hatte. Die freundliche Aufnahme, die ich bei dieser aufrichtigen wallisischen Familie fand, wird mir immer eine angenehme Erinnerung an Patagones bleiben.

Als ich mit Salomon das Haus verließ, begegneten wir Don Pablo. Er begrüßte mich ebenso herzlich, und wir begaben uns mit mit ihm zusammen nach dem nördlichen Ufer hinüber, wo mein Freund sein Haus mir zur Verfügung stellte; ich quartierte mich

daher bei ihm ein, nahm die nöthigen Waschungen vor, verkürzte meinen zwölfmonatlichen Haarwuchs bis auf eine schickliche Länge, legte einen vollständigen neuen Anzug an, der aus Señor Aguirre's Geschäft gebracht wurde, und fühlte nun, daß ich wieder ein civilisirter Christiano war.

An jenem Nachmittage stellte mich Don Pablo mehreren seiner Verwandten vor, die Alle höchst freundlich und liebenswürdig waren, und in ihrer angenehmen Gesellschaft gab ich den Gedanken, zu den Indianern zurückzukehren, den ich bis dahin gehegt hatte, auf; anstatt dessen entschloß ich mich jetzt, Meña und Nacho mit den Antworten auf die Briefe und einigen Lebensmitteln zurückzusenden und in Patagones zu warten, bis die Uebrigen ankamen; in der Zwischenzeit wollte ich mir den Ort betrachten und sehen, welche Aussichten er für die Zukunft habe.

Neuntes Kapitel.

Die Rio Negro-Ansiedelungen.

Patagones oder die alte Stadt Carmen. — Das Fort und die Gebäude. — Die südliche Stadt. — Die englische Mission. — Die Bestandtheile der Bevölkerung. — Die Neger. — Die Verbrecher. — Gesetzloser Zustand des gesellschaftlichen Lebens. — Der Gottesacker. — Die frühere Geschichte der Colonie. — Eine gelungene Kriegslist. — Das Rio Negro-Thal. — Villarino's Fahrt den Fluß hinauf. — Rosas' Feldzug. — Die Insel Choelechel. — La Guardia Chica. — Die Estancia der Herren Kincaid. — Alte indianische Gräber. — Feuersteinwaffen. — Der Schäfer und die Pumas. — Die Estancia San André. — Die Indianer und die Colonisten. — Calficura's Einfall. — Die Angriffsweise der Indianer. — Die zahmen Indianer. — Ansicht des Thales. — Der Handel von Patagones. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Der Rio Negro-Wein. — Der Waidmann. — Rath für Auswanderer. — Verhandlung mit Oberst Murga. — Die von der Regierung den Häuptlingen bewilligten Gehalte und Gaben. — Casimiro tritt wieder auf. — Die Tehuelchen in der Stadt. — Abschied der Tehuelchen. — Das wallisische Utopien. — Das gesellige Leben in Patagones. — Endlich das Dampfschiff. — Gestrandet. — Der Lootse. — Pat Sweeny. — Abschied von Patagonien.

Da ich zur Zeit nicht daran dachte, daß die emporblühenden Ansiedelungen am Rio Negro bisher einer ausführlichen Beschreibung entgangen sein könnten, so habe ich, offen gestanden, während meines Aufenthaltes die Pflicht versäumt, ein Tagebuch zu führen; den Stoff zu der folgenden Beschreibung von Patagones, die sich mir zu guter Letzt doch als eine nothwendige Ergänzung meiner Reise aufdrängte, haben daher nur Erinnerungen geliefert.

Der Name Patagones, der, wie es scheint, die künftige Hauptstadt von Patagonien bezeichnen soll, hat den ursprünglichen Namen

El Carmen, den diese Ansiedelung zu Ehren Unserer lieben Frau vom Carmen (Nuestra Señora del Carmen) erhielt, unter deren Schutz sie gestellt wurde, vollständig verdrängt.

Die heutige Stadt, die an einer Krümmung des Rio Negro, gegen achtzehn englische Meilen vom Meere liegt, besteht aus zwei, durch den hier ungefähr vierhundertundfünfzig Meter breiten Fluß getrennten Theilen, dem älteren und wichtigsten auf dem nördlichen Ufer, wo die Behörden und vornehmsten Leute ihren Wohnsitz haben, und einer neuen, unter dem Namen El Merced bekannten Vorstadt auf dem südlichen Ufer, die, obgleich erst jüngst entstanden, am Ende mit dem nördlichen Theile zu rivalisiren droht. Der Verkehr zwischen beiden wird durch Boote vermittelt, mit welchen man fast alle Stunden überfahren kann.

Auf dem nördlichen Strande, seiner Niederlage gegenüber, hat Señor Aguirre, der große Capitalist, Bankier und das Factotum des Ortes, einen hölzernen Hafendamm herstellen lassen, damit das Dampfschiff mit größerer Leichtigkeit ausladen kann. Es ist wahrscheinlich, daß die Nordseite in Zukunft ihre Wichtigkeit noch einige Zeit behält, weil auf der Südseite, wo bei niedriger Ebbe eine große Schlammbank bloßgelegt wird, die, wenn man das Ufer erreichen will, passirt werden muß, gleiche Erleichterungsmittel zur Landung der Güter fehlen.

Die Lage, die der Gründer für Carmen wählte, vereinigte Sicherheit mit leichtem Zugange zum Flusse. Die Barranca tritt an dieser Stelle vor und kommt der Flußkrümmung gleichsam entgegen, so daß dazwischen nur ein schmaler Raum bleibt. Ein etwas steiler Hügel erhebt sich zu einem Plateau, das nach Norden oder hinter der Stadt stufenweise wieder zu dem Niveau der Pampa abfällt. Der Kamm ist mit einem Fort gekrönt, und am Abhang zieht die Stadt sich hinauf, bei deren Anlegung man sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an den vorgeschriebenen Bauplan gehalten hat, obgleich der Fremde wegen der Gestaltung des Bodens die Regelmäßigkeit ihrer Gassen und Cuadros nicht sehr merkt. Nächst dem Fort sind die hervorragendsten Gebäude das Haus des Comandante, ein prätentiöses rothes Backsteingebäude, und die alte Kirche Nuestra Señora del Carmen, ein unbedeutendes Bauwerk, beide ein wenig unterhalb des Hügelkammes und gleichsam unter den Flügeln des Fort gelegen.

Das Fort selbst, das den Kamm des Hügels oder der Barranca

krönt, sieht in der Ferne imposant aus; wenn man es aber in der Nähe betrachtet, so verschwindet die Täuschung, und seine völlige Nutzlosigkeit zu Vertheidigungszwecken tritt dann deutlich hervor. Die Mauern sind in jämmerlichem Zustande, und der ganze Bau ist so verfallen, daß, als eines der im Rio de la Plata stationirten amerikanischen Kanonenboote vor etwa vier Jahren den Ort besuchte und, wie sich's gebührte, mit seiner großen Kanone die argentinische Flagge salutirte, durch die bei dem Anprall des Schusses entstandene Erschütterung ein Theil der nach dem Flusse zu stehenden Mauer herunterfiel! Die Ausrüstung besteht aus einigen Feldgeschützen, die offen auf der Brustwehr liegen und sehr wenig Nutzen haben, da eine einzige gut gerichtete Bombe das ganze Bauwerk zerstören würde; wenn man jedoch die Lage zur Herstellung einer mit heutigen Geschützen versehenen starken Batterie benutzte, so könnte man die Zugänge zur Stadt auf allen Seiten völlig beherrschen und leicht vertheidigen.

Die Plaza oder der Marktplatz liegt unmittelbar hinter dem Fort, das die eine Seite bildet; auf derselben stehen einige comfortable Häuser, von welchen jedoch mehrere erst im Bau begriffen waren. Der Zustand der Gassen ist sehr schlecht, besonders derjenigen, die den Hügel herab nach dem Flußufer gehen; an manchen Stellen sinkt der Fußgänger bis an die Knöchel in den Sand, an anderen stolpert er über holprige Sandsteinmassen. Der anmuthigste Theil der Stadt ist die Gasse, die von dem Hafendamme und der Niederlage aus landeinwärts um den Fuß des Hügels herumläuft; hier ist eine beträchtliche Fläche niedrig gelegenen Landes, die hinter den auf der Ostseite befindlichen Häusern beginnt und sich von da bis zum Flusse erstreckt, zu Gärten oder Quintas angelegt, in welchen allerlei Fruchtbäume stehen, und hinter denen sich längs der Wasserseite eine Reihe hoher Pappeln hinzieht.

Eines dieser Häuser war die gastliche Wohnung meines hochgeschätzten Freundes Don Pablo Piedra Buena. Es war ein langes niedriges Haus, aus in der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut und übertüncht. Wir hatten das eine, aus drei Zimmern bestehende Ende inne, während der nächste Theil von Don Ramirez, Capitän des Transport-Dampfschiffes „Choelechel" (das nicht weit davon, der Quinta gegenüber, vor Anker lag), und seinem Weibe bewohnt wurde. Die übrigen Zimmer hatte Don Domingo, ein Italiener, als Restaurant und Hôtel in Miethe. Außer Don Domingo's Gast-

wirthschaft hatte die Stadt noch ein anderes Hôtel, das Señor Aguirre's Eigenthum war und dicht an seiner Niederlage und seinem Hafendamme lag; es war ein schönes und gut gebautes steinernes Haus, das einzige von diesem Material, das ich in Patagones bemerkte; die übrigen Gebäude waren fast alle von Backsteinen, außer im Negerviertel, wo sie einfache Adobehäuser waren. Aus welchem Material sie aber auch gebaut sein mochten, in allen Theilen der Stadt waren viele der Gebäude, wie das Fort, in höchst baufälligem Zustande, und eine reichlichere Uebertünchung würde, wenn die Bewohner es nur wüßten, eine Menge Sünden, sowohl gegen den äußeren Anstand, als gegen die innere Reinlichkeit decken.

Auf dem südlichen Ufer erstreckt sich von dem Flusse aus eine beträchtliche Fläche niedrig gelegenen Landes und wird bei hohen Springfluthen leicht überschwemmt. Sie wird dem Weizenbau gewidmet und zu diesem Zwecke durch hergestellte Gräben mangelhaft entwässert. Ueber diese Flächen führt eine Chaussee — deren Herstellung man hauptsächlich den Bemühungen meines Freundes, des wallisischen Bootsmannes Salomon verdankt — nach der neuen Stadt El Merced, die auf dem höheren Terrain liegt, wo sie von den Ueberschwemmungen nicht betroffen wird. Auch diese ist nach dem allgemeinen Bauplane angelegt, und nach den Backsteinhaufen und den vielen zu künftigen Häusern abgesteckten Baustellen zu urtheilen, nimmt sie an Größe und Bedeutung rasch zu. Die Straßen jedoch waren zur Zeit meines Besuches in einem ebenso abscheulichen Zustande wie auf der Nordseite, und vor der Stadt lagen Dünger und Schutt und verbreiteten schädliche Ausdünstungen, während der Pantaño oder das Schlammloch für Freund wie Feind eine unüberschreitbare Barrière zu bilden schien. Die bemerkenswerthesten Gebäude waren: erstens die neue Kirche der Señora del Merced auf der Plaza, die mit ihren zwei Thürmen ihre ältere Nebenbuhlerin del Carmen auf der Nordseite völlig in den Schatten stellte; sodann die englische Missions-Station, ein beträchtliches Gebäude, das zwei Seiten eines freien Platzes einnahm, und dessen einer Flügel den als Kapelle benutzten Raum enthielt, während in dem andern die Wohnung und Apotheke des Missionär, Sr. Ehrwürden Dr. Humble's, sich befand. Dieser Herr, dessen Gastfreundschaft ich häufig genoß, vereinigte in seiner Person die Functionen des Arztes und des Geistlichen. Was die Mission betrifft, so waren dem Anschein nach die Bekehrten nicht zahlreich; ja, ein indianisches Mädchen,

das die Magd und Amme machte, schien die einzige zu sein. Die ganze Anstalt war bis in's Kleinste sauber und reinlich und bildete zu den ringsum stehenden Gebäuden einen angenehmen Contrast. Vor dem Hause erstreckte sich eine beträchtliche Strecke Landes bis zum Flußufer, die zum Theil in einen anmuthigen Garten oder eine Quinta umgewandelt war, während das übrige zur Weide für die Pferde der Anstalt benutzt wurde; am unteren Ende war ein Graben hergestellt, der für das Boot des ärztlichen Missionär einen Hafen abgab.

Dr. Humble hatte früher eine Kinderschule, gab sie aber auf, ich glaube, weil der Padre Einspruch that. Die Kirche war Sonntags, wo, um die Stunde anzudeuten wenn Gottesdienst ist, die britische Flagge aufgezogen wird, in der Regel ziemlich voll, und da der Gottesdienst zur Hälfte in spanischer Sprache gehalten wurde, so waren gewöhnlich die einheimischen Bewohner stark vertreten — Manche kamen vielleicht in der Absicht, von dem Pastor in seiner ärztlichen Eigenschaft Rath zu erhalten, in der seine Geschicklichkeit und Menschenfreundlichkeit ihn verdientermaßen beliebt machte.

Nach Sir Woodbine Parish betrug die Bevölkerung von Patagones im Jahre 1832 nicht mehr als 800. Obgleich mir keine statistischen Hülfsmittel zur Verfügung standen, durch die ich genaue Auskunft erlangen konnte, so möchte ich doch die gegenwärtige Einwohnerzahl auf nicht weniger als 2000 schätzen, und sie wird wohl diese Zahl noch übersteigen.

Die Einwohner theilen sich in vier sehr deutlich bestimmte Klassen: 1. die Nachkommen der ursprünglichen und alten spanischen Ansiedler; 2. die neueren fremden Einwanderer; 3. die Neger, und 4. die aus der argentinischen Republik hierher gesandten Verbrecher.

Die Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler, die aus irgend einem unbekannten Grunde von ihren Mitbürgern „Malagatos" genannt werden, zeigen im Namen wie im Charakter ihre unvermischte Abstammung von den handfesten Gallegos oder Ansiedlern aus Galicia. Durch Wechselheirath eng verbunden, bilden sie gleichsam eine einzige Familie, von der fast jedes Glied entweder ein Crespo oder ein Real ist. Obgleich sie bis jetzt sich vor jeder Mischung ihrer „sangre azul" durch Verbindung mit Ausländern — vielleicht Engländer ausgenommen — mit ängstlicher Besorgniß hüteten, so zeichnen doch die Männer sich durch gastfreundschaftliche Zuvorkommenheit und Artigkeit aus, und die Damen würden in feiner Lebensart,

Grazie und Schönheit jene von ganz Alt-Spanien und den argentinischen Provinzen noch überbieten. Ein bemerkenswerther Charakterzug war, daß Männer wie Frauen eine noch weit höhere Achtung vor der Religion an den Tag legten, als ich in anderen katholischen Ländern je beobachtet hatte. Jedermann machte es sich zur Pflicht, so oft Messe gehalten wurde, derselben beizuwohnen. Ich befand mich unter den Gästen, als Don Benito Crespo zur Feier des Geburtstages seiner Tochter, der zufällig in die Zeit der Novena zu Ehren der Santa Rosa fiel, eine Tischgesellschaft gab; als zur Vesper geläutet wurde, stand Jedermann vom Tische auf und eilte in die Kirche.

Der zweite Theil der Bevölkerung — die Ausländer — stellen eine buntscheckige Gruppe von Menschen aller Nationen dar, doch sind die Mehrzahl Italiener und baskische Spanier. Franzosen, Engländer, Walliser, Schweizer und Deutsche gibt es einige.

Die Neger sind die Nachkommen von Sklaven, die, als der Sklavenhandel gesetzlich erlaubt war, der Gouverneur, ein Franzose Namens Viba, Casimiro's Gönner, einführte. Er scheint den Gedanken gehabt zu haben, sie zum Anbau der Staatsländereien zu verwenden. Sie leben Alle in einem einzigen Viertel der Stadt beisammen — selbstverständlich Jene ausgenommen, die in Dienste gehen — und haben noch viele alte Traditionen und Sitten. Sie werden von den Gauchos „Blandequis" genannt, was wohl aus Mandingo corrumpirt ist, und sind schöne, arbeitsame Menschen, die durch ihren Fleiß und ihren Charakter überhaupt von dem heruntergekommenen Typus der Neger in Brasilien weit verschieden sind. Wie groß ihre Zahl ist, weiß ich nicht genau, doch wurde mir gesagt, es seien ihrer ehedem viel mehr gewesen; an ihrer raschen Abnahme seien die Aushebung zum Militär und die Verheerungen der Blattern, jener allgemeinen Geißel, Schuld.

Als letzter Bestandtheil der Bevölkerung kommen die Verbrecher. Carmen wurde schon in früher Zeit zu einem „Presidio" oder einer Strafcolonie an der Grenze gemacht und hat in dieser Hinsicht Aehnlichkeit mit Punta Arena; aber die strenge Mannszucht der chilischen Colonie fehlt in Patagones ganz und gar. In den letzteren Ort werden fortwährend Heerflüchtige, Räuber und Verbrecher aller Art gebracht, die von Buenos-Ayres herabgeschickt werden. Diese Leute werden bei ihrer Ankunft entweder als Soldaten angeworben, oder man läßt sie der Gesellschaft zur Last laufen und arbeiten, wo und

wie es ihnen beliebt, oder sich sonstwie ein Unterkommen suchen. Sie können zwar nicht entfliehen, weil zu Wasser davon zu kommen keine Möglichkeit ist und davor, daß sie sich in's Innere begeben, die Gefahr des Todes oder der Gefangenschaft unter den Pampa-Indianern, die fast mit Gewißheit droht, genügende Sicherheit bietet; aber darüber hinaus wird kein Zwang ausgeübt und die Freiheit in keiner Weise beschränkt. Pferdediebstahl ist, im Fall das Thier unbewacht gelassen wird, eine moralische Gewißheit, und Räubereien aller Art kommen häufig vor und werden fast gar nicht bestraft, während bei Mord in den seltenen Fällen, wo die Verbrecher entdeckt werden, weiter nichts geschieht, als daß der Mörder nach Buenos-Ayres zu einer Untersuchung zurückgeschickt wird, deren Ergebniß das Urtheil ist, daß er wieder nach dem Rio Negro transportirt werden soll. Ich wurde auf einen gewissen Mann Namens Ruiz aufmerksam gemacht, der wegen begangener Mordthaten viermal nach und von Buenos-Ayres hin und her geschickt worden war. Dieser Mann rühmte sich öffentlich, daß, wenn er eine kleine Reise machen wolle, er nur Jemanden zu tödten brauche. Ein Anderer, der, indem er eine gefälschte Anweisung vorzeigte, dem Bischof von Buenos-Ayres eine Uhr mit Juwelen geraubt hatte, versah im Hôtel die Stelle des Billardmarqueur und wurde als ein ziemlich braver und gewandter Bursche betrachtet. Die Ordonnanz des Commandante war ebenfalls ein wegen Todtschlages herabgeschickter Mann. Wie der gesellschaftliche Zustand ist, wenn diese Raufbolde — deren jeder ein Messer bei sich hat, das er bei der geringsten Gelegenheit anwendet — so frei umherlaufen dürfen, kann man sich besser vorstellen als beschreiben.

Mein Freund Don Pablo wurde eines Abends dicht an seinem Hause angefallen, kam aber glücklicherweise ohne Verletzung davon. Mord kommt jede Woche vor, und Jedermann muß irgend eine Waffe zur Selbstvertheidigung bei sich führen, während wenig Leute daran denken, ohne Revolver die Stadt zu verlassen.

Bei dem völligen Mangel an gesetzlichem Schutz kam unter einigen der Ausländer der Plan zur Sprache, einen Wachsamkeits-Ausschuß einzusetzen, nach dem einfachen Grundsatze des gegenseitigen Schutzes und Einverständnisses, jedes Unrecht, das einem Mitgliede der Gesellschaft zugefügt wird, zu rächen. Wie Sir Lucius seinen Freund mit der Bemerkung tröstete, daß man „in der Abtei bequem liege", so können die schutzlosen Einwohner von Patagones stolz

darauf sein, daß sie einen vortrefflichen neuen Gottesacker besitzen. Er liegt ungefähr eine halbe englische Meile außerhalb der Stadt nach Norden, ist mit einer Backsteinmauer umgeben, in welcher sich eiserne Thore befinden, und wird in sauberem und ordentlichem Zustande erhalten. Ein wenig östlich von demselben, näher an der Stadt, liegt der alte Gottesacker, der, als ich ihn besuchte, in seinem vernachlässigten Zustande zu dem neuen einen traurigen Contrast bildete; die Schlamm-Mauer war an vielen Stellen durchbrochen; die Särge ragten aus dem Sande hervor, so daß man sie sah, und waren in manchen Fällen gar nicht zugedeckt; Schädel und Gebeine lagen frei da, und um der Sache die Krone aufzusetzen, sprang aus einem der Särge eine Katze heraus, die in demselben ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Ich war ganz erstaunt, daß die Bewohner den Gebeinen ihrer verstorbenen Vorfahren so wenig Achtung erwiesen, und machte darüber gegen meinen Gefährten einige Bemerkungen; er zuckte die Achseln und murmelte Etwas, das wie das unvermeidliche „Mañana" klang.

Die interessantesten Ueberreste von den ersten Gründern der Colonie sind eine Anzahl Höhlen oder ausgehöhlte Wohnungen, die sich in der vier englische Meilen unterhalb der Stadt stehenden Sandsteinklippe befinden. Sie enthalten drei oder vier in einander führende und acht bis zehn Fuß im Geviert große Kammern. In der einen bemerkte ich eine Art Trog, der in den Sandstein ausgehöhlt war und mehr einem Futtertroge, als irgend etwas Anderem glich. Die Tradition erzählt, diese Höhlen seien von den ersten Ansiedlern als Wohnungen oder auch als Verstecke benutzt worden, wo sie in Zeiten, in denen sie mit den Indianern im Kriege lagen, sich oder ihr Vieh verbargen.

Unter der spanischen Herrschaft machte die Colonie, ungeachtet man alle anderen Ansiedelungen, mit welchen man es an der patagonischen Küste versucht hatte, wieder aufgab und dadurch die ganzen Vortheile, die aus dem werthvollen Walfisch- und Seehundsfange entsprangen, den Bewohnern von Carmen überließ, nur langsame Fortschritte. In ihrer Trägheit ließ sie diese Fundgrube des Reichthums unbebaut, und sie fiel englischen und amerikanischen Fischern in die Hände, die sie bis in die neuere Zeit betrieben haben. Die argentinische Regierung hat ihre Ansprüche geltend gemacht und die Fischereien Don Luiz Buena in Pacht gegeben, mit der Vollmacht, allen Unberechtigten den Fischfang zu verwehren; aber ich fürchte,

die Fischereien tragen nicht so viel ein, als seine energische Thätigkeit eigentlich verdiente. Die Ansiedler von Carmen trieben abwechselnd mit den Indianern Handel und wurden dann wieder von ihnen geplündert; sie zogen den Gewinn, den dieser zweifelhafte Verkehr brachte, dem gefährlichen, wenn auch einträglichen Walfisch- und Seehundsfange vor. Daß die Feindseligkeit der Indianer mit der Concentration der spanischen Macht am Rio Negro Etwas zu thun hatte, geht aus einer Thatsache hervor, die in den spanischen Berichten geflissentlich weggelassen worden ist. Die Indianer bewahren genau eine Tradition des Inhalts, daß die ersten Colonisten in Port Desire den Zorn der Eingebornen erregten, und daß diese einen erfolgreichen Angriff machten; die Colonisten zogen sich in die Kirche zurück und wurden dort sämmtlich von den Eingebornen umgebracht. Die noch vorhandenen Gebäude und Fruchtbäume sind die einzigen Denkmäler, die aus der Zerstörung dieser Colonie übrig geblieben sind.

Von der Zeit an, wo die südamerikanischen Colonien ihre Unabhängigkeit verfochten, nahm Patagones, wie schon gezeigt wurde, an der in Folge dessen eingetretenen Zunahme der Bevölkerung und Entwickelung des Handels theil. Seitdem Woodbine Parish schrieb, hat die Bevölkerung sich stark vermehrt und der Werth des Eigenthums ist bedeutend gestiegen, und wenn auch die „alten Einwohner" sich gegen mich über den Mangel an Fortschritt beklagten, so bewies doch die zunehmende Nachfrage nach Grundbesitz und Häusern und der Preis, der zu jener Zeit dafür gegeben wurde, das Gegentheil. E i n e n Fall in seiner Geschichte dürfen wir nicht übergehen. Während des Krieges zwischen den Brasilianern und dem Argentinischen Bunde zeichneten sich die Bewohner von Patagones dadurch aus, daß sie eine brasilianische Expedition, die den Ort unterwerfen sollte, schlugen und gefangen nahmen. Die Geschichte wurde mir folgendermaßen erzählt: Ein starkes Corps Brasilianer landete in der Nähe der Meeresküste, marschirte zu Lande nach Patagones zu und machte ungefähr eine Stunde nördlich von der Stadt Halt. Die Besatzung, die etwa fünfzig reguläre Soldaten und einige Freiwillige zählte, that, mit einer großen Menge farbiger Ponchos versehen, einen Ausfall. Sie stellten sich hinter einem Hügel auf, der sie vor dem Feinde, welcher ihre wirkliche Stärke nicht kannte, verbarg; dann schwärmten die schlauen Männer von Carmen aus, als wollten sie eine Recognoscirung vornehmen, und zogen sich

wieder zurück, aber nur um ihre Ponchos zu wechseln und als frisches Detachement noch einmal zu erscheinen; durch diese wiederholten Scheinangriffe und Verwandlungen wurde der Feind verleitet, die wirkliche Zahl der argentinischen Truppen beträchtlich zu überschätzen, und zögerte, eine dem Anschein nach so starke Macht anzugreifen. Nach Einbruch der Nacht wurde das in der Nähe des Bivouaks des einrückenden Heeres stehende Kräuterwerk in Brand gesteckt. Durch den Rauch bestürzt gemacht, zogen die Brasilianer sich zurück, aber hinten traten ihnen wieder Feuer entgegen, und da sie sich dem Anschein nach umzingelt und einer überlegenen Anzahl gegenüber sahen, so capitulirte ihr Anführer. Die Wahrheit dieser Geschichte wird dadurch bestätigt, daß im Flusse noch immer das Wrack eines brasilianischen Kriegsschiffes zu sehen ist.

Um sich einen richtigen Begriff von den Hülfsquellen zu machen, die Patagones als Colonie besitzt, muß man nothwendig das fruchtbare Thal des Rio Negro kennen. Es mag daher eine Beschreibung desselben folgen. Bei Weitem die größere Strecke dieses Thales ist noch ebenso unangebaut wie zu der Zeit, als Don Basilio Villarino es zum ersten Mal bereiste. Villarino fuhr unter Viedma's Befehl den Fluß hinauf, um dessen Quelle zu ermitteln. Sein Tagebuch ist noch vorhanden und findet sich in De Angelis' Sammlung; einen werthvollen Auszug desselben hat Sir Woodbine Parish gegeben; doch ist es lange genug her, um in unserm schnellen Zeitalter fast vergessen zu sein. Er fuhr mit Barkassen zuerst bis zur Insel Choelechel hinauf, die er als einen Vorposten gegen die Indianer zu befestigen empfahl; von da gelang es ihm nach unglaublichen Schwierigkeiten, obgleich er mit den Eingebornen in gutem Vernehmen blieb, den Fuß der Cordillera zu erreichen. Hier traf er die Araucanier (von mir Manzaneros genannt) und hatte, da sie sich freundschaftlich gesinnt zeigten, große Hoffnung, mit ihrem Beistande bis nach Valdivia zu kommen; da wurden unglücklicherweise die Indianer unter sich uneins, und in dem Handgemenge wurde einer der Häuptlinge getödtet. Der Häuptling, der an dem Tode dieses Mannes Schuld war, kam mit seinen Leuten zu den Spaniern und bat um Hülfe, die ihm versprochen wurde. Dies führte dazu, daß die ganzen übrigen Indianer ein Bündniß schlossen und den Spaniern, deren Namen sie noch bis auf den heutigen Tag verabscheuen, den Krieg erklärten. Villarino mußte seine Absicht, Valdivia zu erreichen, aufgeben und entschloß sich, wenn auch ungern, zur Rück-

kehr. Nachdem seine Verbündeten ihn mit Aepfeln und Piñonen versorgt hatten, fuhr er demnach den Fluß hinab und nach Carmen zurück.

Nach der Beschreibung dieser Reise und besonders nach der Mittheilung, daß er an dem fernsten Punkte, den er erreichte, Aepfel und Piñonen erhalten habe, möchte ich fast annehmen, daß dieser Punkt nahe an der Stelle lag, wenn nicht gar genau dieselbe war, wo wir auf unsrer Reise nach Las Manzanas den Rio Limay überschritten; sie befindet sich eine oder zwei englische Meilen unterhalb der Stromschnellen, wo Mr. Cox Schiffbruch litt.

Villarino sagt, er sei in seinem kleinen Boote an eine Stelle gekommen, wo der Fluß über abgerundete Steine nach Südwesten lief. Nun war der Punkt, wo Mr. Cox sein Boot verlor, eine allem Anschein nach für ein Boot unpassirbare Stromschnelle; doch ist es möglich, daß Villarino reitende Indianer nahm und sein Boot ziehen ließ, und daß zur Zeit seines Besuches der Zustand des Flusses für die Schifffahrt günstiger war.

Wenn Villarino erwähnt, daß die freundschaftlichen Indianer ihn auf seiner Rückfahrt begleitet und sich unter dem Schutze der Spanier niedergelassen hätten, so kommt man auf den Gedanken, daß dies wohl die Vorfahren der jetzt im Dienste der Regierung stehenden Los Mansos oder zahmen Indianer gewesen sein mögen. Casimiro kannte eine Sage, nach welcher Indianer gegen die ersten spanischen Ansiedler freundschaftlich waren, später aber von ihnen gemißhandelt wurden und, wie ich glaube, sich empörten. Auch Luiz Aguirre behauptete, sein Vater sei einer der ursprünglichen Häuptlinge vom Rio Negro gewesen und hätte längere Zeit mit den Spaniern in Freundschaft gelebt, sei aber endlich, da eine Empörung stattgefunden habe, verhaftet und als Geißel in Carmen behalten worden und dort gestorben. Im Jahre 1832, wo Rosas zum Schutze der Südgrenze seinen großartigen Angriff auf die Indianer machte, sie bis in die Nähe der Cordillera zurücktrieb und sie zwang, sich seinen Bedingungen zu unterwerfen, errichtete er, wie Villarino gerathen hatte, auf Choelechel einen Militärposten. Sein Plan war, glaube ich, von diesem Punkte aus bis nach Mendoza eine Kette von Forts anzulegen, dadurch die innerhalb der Kette sich aufhaltenden Salinas-Indianer in Ruhe zu halten und die Araucanos bis in ihre heimathlichen Thäler der Cordillera hinaufzutreiben.

Dieser Plan kam nie zur Ausführung, und der Posten, der

den Namen Isla de Rosas erhielt, wurde wieder aufgehoben. Rosas war, trotzdem er die Indianer geschlagen und zurückgetrieben hatte, doch sehr beliebt unter ihnen, und als er gestürzt wurde, suchte ein Verwandter von ihm, Don Pedro Rosas, mit seiner Artillerie und seinem Bataillon Zuflucht in den Salinas. Orkeke und mehrere Freunde von mir erkundigten sich oft nach Rosas; sie sagten, „er sei ein guter Mann gewesen" u. s. w.

Die nächste Expedition den Fluß hinauf wurde nur ein Jahr vor meiner Ankunft am Rio Negro unternommen, wo das Dampfschiff „Choelechel", von einem Landheer unter dem Commandante Murga begleitet, bis zur Insel hinauffuhr. Man fand die Insel von Indianern besetzt, und wie man sagte, hielt sich unter ihnen ein Europäer auf und übte die Häuptlingsgewalt aus. Er wollte zwar mit dem argentinischen Befehlshaber Nichts zu thun haben, und es fand daher kein Verkehr statt, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Mann der berühmte Franzose Aurelie I. war, der eine in Rio Negro gelandete und nach der Insel hinaufgeschaffte Lieferung Waffen erhalten haben sollte. Die Expedition hielt es nicht für angemessen, die Indianer zu beunruhigen; sie kehrte daher zurück und hatte als Ergebniß ihrer Reise nicht viel aufzuweisen.

Man hatte die Absicht, eine andere Expedition abzusenden, aber ich habe bis jetzt von meinen Freunden in Patagones, mit denen ich in Briefwechsel stehe, noch nicht gehört, ob etwas daraus geworden ist; sie wird wahrscheinlich bis auf „mañana" verschoben.

Die große Insel Choelechel, die ich, da ich sie nie besucht habe, nur nach der Beschreibung kenne, scheint nicht blos vom militärischen Gesichtspunkte aus eine wichtige Station, sondern auch zum Landbau vortrefflich geeignet zu sein; ihrer Besitznahme zu diesem Zwecke stehen jedoch einige Gründe entgegen; der erste ist die unzweifelhafte Feindseligkeit der Indianer gegen jedes Unternehmen, das dahin zielt, das Land in Besitz zu nehmen, das sie als das ihrige betrachten, der zweite, die Entfernung der Insel von Carmen oder Patagones, als dem Orte, von welchem aus, gesetzt die ersten Schwierigkeiten wären überwunden, sich Geräthe hinaufschaffen und Producte einführen ließen. Eine Eisenbahn oder ein Rinnenschienenweg würde allerdings das ganze Thal des Flusses hinab mit geringen Kosten herzustellen sein, oder es würden auch Dampfbarkassen von gehöriger Kraft, die zum Holzbrennen eingerichtet sind, ein ausreichendes Verkehrsmittel abgeben. Der gegenwärtige Regierungs=

dampfer „Choelechel" geht zu tief im Wasser und hat zu geringe Dampfkraft, als daß er auf dem Flusse sich brauchen ließe und zur Entwickelung des Landes wesentlich beitrüge. Der Capitano Major Ramirez machte, ehe das Schiff nach dem Rio Negro gebracht wurde, die Regierung auf diese Fehler aufmerksam, aber seine Ansicht wurde verworfen.

Foyel und ein Cacique Namens Limaron, der Territorial-Rechte auf die Insel beansprucht, hatten den Plan, Choelechel und andere vortheilhafte Stellen anzubauen; sie wollten zu diesem Zwecke an die Arbeit gewöhnte valdivische Ansiedler von jenseits der Cordillera einführen, und ihre Bedürfnisse und Geräthe von Carmen beziehen.

Die gegenwärtige Grenze der Ansiedelung im Thale nach jener Seite hin ist der vorgeschobene Militärposten Namens La Guardia Chica, der etwa sieben Stunden oberhalb der zweiten Guardia und gegen fünfundzwanzig Stunden von Carmen liegt. Der Posten besteht, glaube ich, noch nicht lange und war vor zwei Jahren der Schauplatz eines Aufstandes unter der Besatzung, der mir an unserm Lagerfeuer in Las Manzanas von Rouque Pinto, welcher augenscheinlich, wenn nicht als Thäter, doch wenigstens als Zuschauer dabei gewesen war, genau geschildert wurde. Die Truppen, die nach seiner Aussage meistens Ausländer waren, empörten sich plötzlich, erschossen oder erstachen erst den commandirenden Officier und dann den Lieutenant, der getödtet wurde, während er durch Schwimmen über den Fluß zu entfliehen suchte. Die Meuterer nahmen und plünderten den Platz, wobei sie selbstverständlich sich mit dem Inhalte der Grogläden berauschten, und blieben einen oder zwei Tage im Besitz desselben; da kam ein Detachement unter der Anführung eines Mannes Namens Bonifaccio, den die Regierung beauftragt hatte, mit den Indianern zu unterhandeln, hereingeritten und verhaftete die Rädelsführer, die dann nach kurzem Proceß erschossen wurden. Ich erzähle die Sache so, wie sie mir erzählt wurde, und kann nur für die Wahrheit der Thatsache bürgen, daß bei einer Meuterei die Officiere getödtet und die Meuterei später durch Bonifaccio's Entschlossenheit und Muth unterdrückt wurde.

So weit kommen häufig Holzhauer den Fluß herauf, um Rothweidenholz zu holen. Sie machen ihre Sache einfach. Sie reiten herauf und bringen sich Aexte, Seile und Lebensmittel mit, und wenn sie auf dem Schauplatze ihrer Arbeit angelangt sind, über-

lassen sie die Pferde sich selbst, und diese finden den Weg leicht wieder nach Hause. Aus dem Holze, das sie mitnehmen, machen sich die Leute ein Floß und fahren auf demselben ohne Gefahr den Fluß hinab. Dies ist zwar eine saure Arbeit, aber für Leute, die mit der Axt umzugehen wissen, ein einträgliches Geschäft. Vielleicht werden sie in irgend einer späteren Zeit ihre Thätigkeit weiter nach Westen ausdehnen, und Flöße von araucarischen Fichten, Aepfel- und anderen Bäumen werden aus den Wäldern der Cordillera herabschwimmen.

Von der Guardia Chica oder kleinen Guardia aus erstreckt sich, noch immer auf der Nordseite, eine breite flache Ebene bis zu der im vorigen Kapitel beschriebenen Guardia. Hier liegen mehrere Landgüter, von welchen die meisten zum Weizenbau eingerichtet sind. Fast dieses ganze Land hat Señor Aguirre der Regierung abgepachtet und läßt gegenwärtig durch eine große Anzahl Leute einen Kanal oder Graben herstellen, um eine weite Strecke Landes zu bewässern. Die zu jener Arbeit verwendeten Leute sind beinahe alle aus Santiago del Estero gebürtig, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß es ein höchst kostspieliges Unternehmen ist; hoffentlich wird Señor Aguirre durch reiche Ernten seine Mühe belohnt finden und auf seine Kosten kommen.

Einige Landgüter haben wallisische Ansiedler gepachtet, die so klug gewesen sind, das Thal des Rio Negro der unglückseligen Ansiedelung am Chupat vorzuziehen, und sich hierher geflüchtet haben.

Ein wenig oberhalb der Guardia liegt die Estancia der Herren Kincaid, die wir erblickten, sobald wir im Gebiete der Civilisation anlangten. Ich hatte das Vergnügen, mich einige Tage auf diesem Landgute aufzuhalten. Es war dort schon ein tüchtiges Stück Land urbar gemacht, und auf der fetten Ebene konnte man Schafheerden weiden sehen.

Die Lage der Estancia in einem sogenannten Rincon oder einer Ecke, nämlich auf einer beinahe rings von einer Krümmung des Flusses umgebenen Halbinsel, bot große Vortheile, und da sie eine der bequemsten Stellen ist, um Vieh nach der Südseite hinüberzuschaffen, so war der Besitzer, der auf dem Flusse ein Boot hat, in der Lage, mit den Indianern, wenn sie ihre Rationen empfingen, ein einträgliches Geschäft zu machen, indem er ihnen ihre Thiere überfahren half.

Der unter Herrn Kincaid stehende Inspector war ein schottischer

Schäfer, dessen Hausfrau die Oberaufsicht über die Wirthschaft führte. Das Haus war ein dauerhaftes Gebäude, der Hauptsache nach von den Herren Kincaid gebaut; die Balken waren Weidenstämmen entnommen, die man in dem Rincon gefällt hatte. Bis zur Zeit meines Besuches hatten diese Herren mit ihrer Arbeit kein Glück gehabt; in keinem ihrer beiden vorhergehenden Geschäftsjahre war der Ertrag ihres Getreides so ausgefallen, daß man es auch nur eine gute Mittelernte hätte nennen können.

Dicht an der eben besprochenen Estancia gibt es eine Anzahl alter indianischer Gräber, wo man außer Schädeln und Gebeinen auch viele Pfeilspitzen von Feuerstein findet. Einige derselben, die in meinen Besitz gekommen sind, habe ich den gelehrten Mitgliedern des anthropologischen Instituts vorgelegt, und diese haben gefunden, daß sie die eigenthümliche indianische Form darstellen. Außer Pfeilspitzen von Feuerstein kommen auch Mörserkeulen und Mörser vor, die aus einem porösen Steine verfertigt sind. Diese Gegenstände gehörten wahrscheinlich einem alten Indianergeschlechte, das am Rio Negro wohnte, ehe die Spanier und die Pferde hinkamen, und die Mörserkeulen und Mörser wurden wahrscheinlich benutzt, die Algaroba-Bohne zu einem Brei zu zerstoßen, der jenem ähnlich war, welchen gegenwärtig die unter Teneforo stehenden Pampa-Indianer bereiten; ja, Luiz Aguirre gab mir zu verstehen, daß die ebengenannten Pampas ursprünglich von einem Geschlechte stammten, das früher das Rio Negro-Thal bewohnt habe; auf solche Muthmaßungen weiter einzugehen überlasse ich jedoch Ethnologen, die mehr verstehen als ich.

In der Nähe dieser Gräber der Vorzeit machte ich wieder Bekanntschaft mit der alten vertrauten Vizcacha der Ebenen von Buenos-Ayres, die, wie ich schon gesagt habe, in dem eigentlichen Patagonien, das heißt südlich vom Rio Negro, nicht vorkommt. Außer dem Quirquincho sollten sich in der Umgebung derselben noch zwei andere Armadill-Arten finden, aber ich war nicht so glücklich, eine dieser Arten anzutreffen, da sie in der jetzigen Jahreszeit ihren Winterschlaf hielten. Pumas sind in der Nähe einer der Schäfereien erlegt worden. Der Schäfer hörte einmal zwei außerhalb des Corrals, und als er sie verfolgte, kletterten die Pumas auf einen kleinen Baum. Der Schäfer war nur leicht gekleidet, aber er zog sein Hemd aus und befestigte es an einen neben den Baum gesteckten Stock. Der weiße Gegenstand, der ihnen etwas Unbekanntes war,

setzte die „Löwen" so in Schrecken, daß sie ruhig auf dem Baume blieben, während er sein Gewehr holte und sie beide erschoß.

Auch das Fell einer Aguarra, die auf dem Gehöfte erlegt worden war, wurde mir gezeigt, aber ich hatte nicht das Glück, eine lebendige zu sehen. Weil das Thier sehr selten ist, so haben die Felle einen hohen Werth; in Carmen wird das Stück mit 5 Pfund Sterling oder 33 Thlr. 10 Sgr. bezahlt.

Von der zweiten Guardia bringt ein kurzer Galopp an den vortretenden Barrancas vorbei, in deren Nähe der Fluß wieder eine Krümmung macht, den Reisenden auf eine andere weite Ebene, die nach Norden hinauf in eine Abra ausläuft, welche sich tief in die zurücktretende Barranca hineinzieht. Hier gibt es mehrere Landgüter. Eines derselben gehört den Herren Fraser und Grenfell; es wird die Estancia San André genannt und liegt sechs englische Meilen unterhalb der Guardia, ebenfalls (das heißt das Haus und die zum Weizenbau bestimmten Ländereien) innerhalb eines Rincon oder einer Ecke, die durch einen, an jedem Ende bis in den Fluß gehenden, tüchtigen Weißdornen- oder Chañalzaun abgetrennt ist. Während des Tages weiden die Schafe und Rinder außerhalb des Zaunes, des Nachts aber werden die letzteren und die Pferde aus Furcht vor Diebstahl jedesmal in den eingezäunten Raum gebracht. Diese Vorsicht, die Rinder einzuhegen, hatte Herrn Fraser kurze Zeit vor meinem Besuche vor einem beträchtlichen Verluste bewahrt; eine Horde plündernder Indianer ritt außerhalb des Zaunes hin, und da sie Nichts als Schafe fand, die unterwegs zu langsam laufen, als daß man sie mit Sicherheit stehlen könnte, so begab sie sich zu der nächsten Estancia und trieb dort die Rinder und Pferde fort; dem Hirten zogen sie die Kleider aus, fügten ihm jedoch am Leibe keinen Schaden zu.

Als Herr Fraser davon Nachricht erhielt, brachte er einige Leute zusammen und machte sich auf, um den Dieben in größter Eile nachzusetzen. Eine hartnäckige Verfolgung dauert zwar lange, aber die Rinder wurden müde, und die Indianer, wahrscheinlich einige von Calficura's Leuten, ließen sie im Stiche und kamen nur mit den Pferden davon.

Ich verlebte mehrere Tage in der Estancia San André und brachte die Zeit damit hin, daß ich erst die Zeitungen und dann alle Bücher las, die ich bekommen konnte; dann und wann schlenderte ich auch mit einer Flinte umher und schoß Rebhühner oder Tauben,

während meine Gesellschafter fleißig waren und, Jeder mit seinem Gespann Ochsen, entweder die Saat einackerten oder Backsteine zu dem bald vollendeten neuen Hause herabfuhren.

Das Haus, das wir bewohnten, war von Adobe gebaut und wurde etwas baufällig; das neue Haus dagegen war ein dauerhaftes Backsteingebäude; die Backsteine dazu wurden von den zukünftigen Bewohnern gebrannt und die Mauern von einigen italienischen Maurern aufgeführt. Dieses neue Haus lag am Ende des Rincon oder der Ecke, das heißt an der Stelle, wo die Spitze des Rincon den Fluß berührte. Vor dem Hause befand sich eine kleine Insel, die sich schnell aus ihrem ursprünglichen schilfbedeckten Zustande in einen fruchtbaren Garten verwandelte, in welchem man bereits eine gute Kartoffelernte gebaut hatte und eben Obstbäume pflanzte.

Das alte Haus sollte dem Capataz oder Verwalter überlassen werden, der damals mit seinem Weibe einen Theil desselben bewohnte. Dieser Mann war ein Eingeborner, Namens Medado, und ich habe seitdem gehört, daß er, als er die Indianer verfolgte, die in der Nähe von Bahia San Blas in einige vereinzelt liegende Ansiedelungen eingefallen waren, ohne Begleitung über den Fluß geschwommen sei und zwei Gefangene befreit habe, und daß er dafür zum Officier bei der Nationalgarde gemacht worden sei. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, daß er nach den Rindern und Pferden sah und das Rennpferd zuritt, auf welches Herr Fraser mit Recht stolz war.

Während meines Aufenthaltes mußte ein vortrefflicher Renner von San André mit einem Pferde von Linares auf eine kurze Strecke in die Schranken treten und gewann mit leichter Mühe; die Einsätze betrugen einige achtzig Stück Rinder.

In San André bemerkte ich eine sehr schöne Art kleiner Falken, die mit unseren Zwergfalken nahe verwandt zu sein schien, und schoß ein Exemplar.

Die Bewohner von San André, wie jene in Barrancas haben zwei Jahre lang mit Unglück zu kämpfen gehabt. Im letzten Jahre hatten sie eine schöne Ernte, aber sie zögerten leider lange Zeit mit dem Ausdreschen, indem sie auf eine Dreschmaschine warteten, die aus England kommen sollte; als sie endlich ankam, ging sie nicht recht, und die Leute mußten schließlich ihre Zuflucht wieder zu der einheimischen Methode nehmen, das Getreide von Stuten austreten zu lassen. Es trat schlechtes Wetter ein, und ein beträchtlicher

Theil des Getreides verdarb. Das sind die Leiden der Landwirthe von Rio Negro, besonders wenn sie mit der Zeit fortschreiten und Verbesserungen einführen wollen. Während meines Besuches wurden die gewöhnlichen täglichen Geschäfte fortgesetzt: man pflügte, zeichnete Vieh, brachte die Pferde herbei u. s. w.; aber wir fanden doch Zeit, die nächstgelegene Estancia zu besuchen, die einem in Buenos Ayres wohnenden vornehmen Schweizer gehörte und in seiner Abwesenheit von einem, unter dem Namen Don Juan bekannten, Schweizer Landsmanne verwaltet wurde. Hier machte man eben, da die Schafe in der gegenwärtigen Zeit kaum die Kosten des Scheerens einbrachten, einen Versuch, Schöpsenschinken zur Ausfuhr nach Buenos Ayres zu räuchern; eine große Anzahl waren schon geräuchert worden und lagen zur Verschiffung bereit; der Erfolg des Versuches ist mir jedoch unbekannt, und der geistreiche Don Juan, der ihn ausgedacht, ist seitdem gestorben.

Während meines Aufenthaltes in San André und Rincon Barrancas sammelte ich viele Auskunft über die Beziehungen der Indianer zu den Colonisten, deren Mittheilung für den Leser vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte. Die oben beschriebenen Ansiedelungen und Guardias liegen alle auf dem nördlichen Ufer des Flusses; die Südseite ist bis zu dieser Stelle fast ganz in den Händen der zahmen und anderer Indianer. Die am meisten gefürchteten indianischen Horden sind die Araucanos unter dem Häuptling Rouque und die Pampas Calficurá's, der sein Hauptquartier in den nahe bei Bahia Blanca gelegenen Salinas hat, während der Erstere von der Umgegend der Insel Choelechel bis zur Cordillera streift. Ich möchte fast glauben, daß Rouque nur ein untergeordneter Häuptling ist und unter Cheoeque steht; doch weiß ich dies nicht gewiß, da der letztgenannte Häuptling während meines Besuches in Las Manzanas sagte, Rouque sei mit seinen Leuten in den Aepfel- und Fichtenhainen und bringe die Herbsternte ein; später jedoch begegnete ich einigen dieser Indianer in der Guardia, wo sie auf Rouque's Ration warteten, und erkannte Einen wieder, der in Las Manzanas unserer Rathsversammlung und den darauf folgenden Festlichkeiten beigewohnt hatte. Der Regierungsbevollmächtigte für die indianischen Angelegenheiten, Bonifaccio, zeigte mir ein Paar prachtvolle Steigbügel, die von Buenos Ayres Rouque als Geschenk gesandt wurden; die Politik der Behörden ging dahin, ihn und Cheoeque von einem Anschluß an Calficurá bei dem angedrohten

Angriff auf die Grenze abzuhalten. Der Grund zu der Kriegserklärung, den der letztgenannte Häuptling angab, war der Tod — er meinte wahrscheinlich die Einkerkerung — eines seiner Untercaciquen; der wirkliche Grund war jedoch wahrscheinlich der, daß die argentinische Regierung wegen der Räubereien, die einige seiner Leute begangen, sich geweigert hatte, ihm seine Ration Thiere wieder zu verwilligen. Der Aufstand in Entre Rios, der in Folge von Urquiza's Tode ausbrach, ließ sich damals nicht vorhersehen, und man beabsichtigte, unter Señor Mitre's Befehl eine große Streitmacht abzusenden, um die ganze Grenze zu verstärken und, wenn nöthig, Calficurá zu vernichten; durch die von Lopez Jordan herbeigeführten Unruhen wurde man jedoch genöthigt, alle verfügbaren Truppen sofort nach Entre Rios zu senden, und der beabsichtigte Plan, die Grenze zu sichern, wurde verschoben. Calficurá benutzte dies später, griff an verschiedenen Stellen die Grenze an, führte, außer zahlreichen Rinderheerden, Frauen und Kinder als Gefangene fort und überfiel und verwüstete zum Schluß die in der Umgegend von Bahia Blanca liegenden neuen Ansiedelungen; seine Indianer drangen kühn bis in das Herz der Stadt ein und kehrten mit reicher Beute zurück. Patagones wurde nicht angegriffen; dies mag zum Theil den Verabredungen zu verdanken sein, die in Las Manzanas zu Stande kamen, sowie dem Umstande, daß die Tehuelchen sich nicht anschließen wollten, und daß man Rouque für sich gewonnen hatte. Der letztgenannte Häuptling spielte jedoch höchst wahrscheinlich mit zwei Karten; während er mit der einen Hand Rationen und Geschenke annahm, ließ er seine Leute an den Raubzügen theilnehmen und strich mit der andern Hand Beute ein.

Ein Grund, weshalb die Indianer keine großen Einfälle in die Rio Negro-Ansiedelungen machen, ist einfach der, daß Rinder und Pferde kaum in genügender Anzahl vorhanden sind, um einen Raubzug in großem Maßstabe zu lohnen. Kleine Horden finden sich zuweilen ein, wie in dem mitgetheilten Falle, als in der „China Muerte", der Estancia von Herrn Fraser's Nachbar, die Pferde mitgenommen wurden; dies sind jedoch mehr große Diebstähle als feindliche Einfälle — ja, bedeutende Einfälle sind seit der Zeit Lenketrou's, der zum Zweck eines solchen alle Indianer vereinigte und bei demselben das ganze Thal verheerte, nicht wieder vorgekommen. Man wird sich erinnern, daß mir Lenketrou's Einfall von Gravino, der an demselben theilgenommen hatte, in Inacayal's Toldos, in

der Nähe der Uebergangsstelle des Rio Limay, geschildert wurde. Die Ansiedler wollten natürlich gern meine Ansicht wissen, ob man die Sicherheit des Rio Negro mit Wahrscheinlichkeit annehmen könne; ich gab ihnen die Versicherung, daß nach dem, was ich wüßte, für einen Einfall in Rio Negro wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß aber Bahia Blanca dagegen sicher angegriffen werde, und ich warnte besonders einen unserer Landsleute, der eben auf dem Wege nach Bahia Blanca war, vor der Gefahr, unter den jetzigen Verhältnissen sich außerhalb der Stadt niederzulassen. Die Engländer glauben immer, sie können, weil sie gute Waffen, Büchsen und Revolver besitzen, einem Angriff von Seiten der Indianer Widerstand leisten; aber die ganze Kriegführung der Letzteren besteht in plötzlichen Ueberfällen. Sie sammeln heimlich ihre Truppen, warten während der Nacht in einer Entfernung, wo sie sicher sind, und finden sich, sobald der Morgen graut, ein; der Ansiedler, der, ohne allen Argwohn, eben nach dem Corral geht oder sich nach seinen Pferden umschaut, bemerkt in der Ferne Etwas, das aussieht, als wären es ein Trupp Pferde, wie es üblich ist, von einem oder zwei berittenen Männern getrieben; sie kommen, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, näher, aber in einer Secunde zeigt sich auf jedem Pferde ein bewaffneter Reiter und läßt sein Kriegsgeschrei hören. Dann breiten sie sich aus, als ob sie das Wild umkreisten — auf diese Weise bieten sie den Büchsen ihrer Gegner keine Front dar — und kommen, die Lanze in der Hand, herangesprengt. Während Einige das Vieh in Sicherheit bringen, stecken Andere die Wohnungen in Brand und führen die Frauen — wenn es solche gibt — als Gefangene fort. Die Männer tödten sie in manchen Fällen, aber gewöhnlich nur, wenn viel Widerstand geleistet wird.

Obgleich ihr Hauptzweck bei dem Kriege ist, Vieh und Gefangene fortzuschaffen, so kämpfen die Indianer doch zu Zeiten ganz verzweifelt, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Gegner die Uebermacht hat, und zeigen vor dem Tode wenig oder keine Furcht. Die Ueberlebenden lassen ihre Verwundeten oder Gefallenen nie auf dem Schlachtfelde liegen.

Die im Dienste der Regierung stehenden Indianer, die ungefähr fünfzig Lanzen zählen und hauptsächlich auf der Südseite des Rio Negro wohnen, befehligt ein Mann Namens Linares, der, wie schon erwähnt wurde, in San Xaviel lebt; er bezieht den Gehalt und die Rationen eines Officiers bei der Armee, welchen Ranges, weiß

ich nicht, und auch seine ganze Mannschaft erhält regelmäßig Sold und Rationen. Man meint, seine Leute machten die Gendarmerie; aber wenn auch Linares und seine vier Brüder wahrscheinlich zuverlässig sind, so zweifle ich doch sehr, ob man darauf vertrauen könnte, daß, im Fall ein vereinigter Einfall stattfände, wie zum Beispiel jener war, den Lenketrou organisirt hatte, die Unterofficiere und Gemeinen ihrer Fahne treu bleiben würden.

Durch ihren längeren Aufenthalt in der Nähe von Menschen mit schlechtem Charakter haben sie Alle einen Hang zum Skandalmachen und Bramarbasiren bekommen, der nach meiner Erfahrung unter den uncivilisirten Indianern sich in der Regel nicht so allgemein findet, und Leute, die sich auf der Südseite angesiedelt haben, erleiden oft Verluste an Vieh, die jedenfalls diesen zweifelhaften Verbündeten und Beschützern zuzuschreiben sind.

Zwischen San André und Carmen tritt der sich schlängelnde Fluß zweimal an die Barranca heran und wieder von derselben zurück, und bildet dadurch zwei aufeinander folgende weite Ebenen von angeschwemmtem Lande, die zum Theil angesiedelt, zum Theil noch natürliches Weideland sind; auf einer derselben war damals eine durch Wasserkraft getriebene Mühle im Bau begriffen; die vorhandenen Getreidemühlen waren schwerfällige, altmodische Einrichtungen, die durch Pferde getrieben wurden.

Dann läuft die Barranca immer am Flusse hin, eine einzige Stelle ausgenommen, wo ein Landgut und ein zum Salzladen benutztes Werft sich befindet, und bildet bis Carmen eine dicht am Flußufer stehende Felsenklippe. Ueber dem Landgute und Werfte erhebt sich ein dem Anschein nach unbewohntes und mit einer einzigen Kanone armirtes altes Fort, und nach Nordosten liegt in einer in der Ebene befindlichen Kerbe eine große Salina, aus der das Salz gewonnen wird.

Wenn man in der unmittelbaren Nähe des eben erwähnten Fort stand, hatte man eine schöne Aussicht auf das unten liegende Thal. Genau vor uns, oder fast gerade nach Süden, lag jenseits des Flusses San Xaviel, theilweise durch Bäume verdeckt; westlich davon und längs dem Ufer bis zur Südseite der Stadt fanden sich einzelne Landgüter. Im Flusse zeigten sich mehrere erfreulich und reizend aussehende angebaute Inseln, deren bemerkenswertheste Don Benito Crespo's Weinberg bildete. Jenseits der Stadt, nach Südosten, schweiften die Augen über ununterbrochene Ebenen hin, auf

welchen man hier und da gefleckte Punkte entdeckte, die Schäfereien oder kleine Landgüter bezeichneten. Von der Südseite habe ich bis jetzt nur wenig erwähnt; in der Nähe der Stadt gibt es viele kleine Estancias; aber die Ansiedelung hat dort, wie man mir sagt, ihre großen Schwierigkeiten, weil man keine sicheren Eigenthumsrechte erlangen kann und daher, im Fall man ein Stück Land erwirbt, auch der Besitz nicht sicher ist. Ein bedeutendes Etablissement darf nicht übersehen werden, nämlich der ungefähr eine Stunde unterhalb der Stadt Carmen gelegene Saladero Señor Aguirre's, von wo eine beträchtliche Masse Häute und Talg nach England versendet wird. Während meines Aufenthaltes lag eine norddeutsche oder holländische Barke dem Orte gegenüber, die gerade eine Ladung aufnahm. Außer den eben genannten Waaren werden von Carmen noch Salz, Weizen, und von den Indianern bezogene Straußfedern und Pelzwerk, sowie einige wenige Ponchos und Satteldecken versendet, während die Einfuhr-Artikel sich unter die Rubrik Diverses oder Allerlei stellen lassen, von nachgemachten Ponchos und wohlfeilem Putz an bis zu Paraguay-Thee und schlechtem Branntwein.

Wenn auch meinen Augen, die so lange an baumlose Wüsten, felsige, Vorsprüngen ähnliche Gebirge und wilde, grasbewachsene Thäler gewöhnt waren, das Thal des Rio Negro fast wie ein Garten Eden vorkam, so würde es doch Jedem, der eben erst aus England kommt, nicht denselben Anblick bieten. Das Thal, durch das der Fluß sich schlängelt, ist ohne alle Bäume, den Saum hoher Weiden ausgenommen, der sich am Wasser hinzieht und (vielleicht Sauce Blanco abgerechnet) nirgends weiter als ein Paar Hundert Meter über das Ufer hinausgeht. Die Ebenen, die sich an beiden Ufern bis zum Chañal und den mit Gestrüpp bestandenen Wüsten erstrecken, waren, wenigstens in der Winterszeit, an vielen Stellen von Schafen und Rindern so vollständig abgefressen, daß sie von einer Vegetation nur noch den allerniedrigsten Grad zeigten.

So wenig jedoch das kahl aussehende Land dem Anschein nach versprechen mag, der Boden ist doch so fruchtbar, daß man ein Jahr nach dem andern eine Ernte Weizen nach der andern auf demselben Grundstück bauen kann. Die Kartoffeln erreichen eine bedeutende Größe und sind von vortrefflicher Beschaffenheit, aber sie werden hauptsächlich auf den Inseln des Flusses gebaut.

Die Regierung hat kürzlich den Befehl erlassen, daß alle Inseln unveräußerlich dem Staate gehören und alle jetzigen Inhaber ver-

pflichtet sind, einen kleinen Pacht an die Behörden zu bezahlen; dies scheint auf eine künftige Besitznahme der Insel Choelechel hinzudeuten.

Außer den Kartoffeln wachsen alle übrigen europäischen Gemüse und Obstbäume gut; der Tabak scheint zu gedeihen, und die Reben versprechen im Rio Negro-Wein einen Haupt-Ausfuhr-Artikel zu liefern. Auf einer der Inseln, die Don Benito Crespo in Besitz und an einige Spanier aus der Umgegend von Cadiz auf Actien verpachtet hat, sind eine bedeutende Anzahl Weinstöcke angepflanzt worden und werden jährlich große Massen Trauben gekeltert. Der Wein, der „Chacoli" genannt wird, hat den Geschmack des Muskateller und die Blume des Moselweins; es ist ein leichter, reiner Wein, der, da er an sich durchaus nicht stark oder berauschend, bei warmer Witterung ein vortreffliches Getränk ist. Die Ausfuhr würde er meines Erachtens nicht vertragen, aber Don Benito hat Hoffnung, daß seine Andalusier bald im Stande sein werden, eine bessere Qualität zu erzielen. Außer dem Weine kostete ich am Tische dieses gastfreundschaftlichen Herrn etwas Cognac, der aus derselben Traube bereitet worden war; er war selbstverständlich farblos, von gutem Geschmack, aber eine Anzahl Grade stärker, als er eigentlich sein sollte.

Der Waidmann findet hier immer Unterhaltung; er kann Enten, Rebhühner, Gänse und anderes wilde Geflügel schießen, oder sich auf's Pferd setzen und in den Abras oder Seitenthälern, die wie mit Gras gefüllte Buchten zwischen den gestrüppbedeckten Vorgebirgen der Barranca sich weit hinaufziehen, Strauße oder Hirsche jagen. Im Flusse lassen sich Fische fangen, hauptsächlich, wie ich glaube, der köstliche Pejerey[1]) oder große Stint und jene barschähnlichen Fische, die, wie schon gesagt wurde, in den Flüssen Patagoniens vorkommen.

Will man Guanacos haben, so muß man die in der Nähe von San Blas liegenden Pampas besuchen, aber im Thale und in den durch Stauwasser des Flusses gebildeten Lagunen gibt es eine große Menge schwarzhalsiger Schwäne, Hochlandgänse, rothköpfiger Enten, Pfeif- und Kriecktenten, Flamingos und rosenfarbener Löffelreiher.

Es wird wohl einleuchten, daß, wenn ein thätiger und unternehmender junger Mann, der darauf vorbereitet ist, sich ein wenig anzustrengen und etwas baares Geld besitzt, Land kaufen und Ackerbau treiben will, sich viel dafür und dagegen sagen läßt, ob er seine Heimath am Rio Negro gründen soll. Das Land kann man hier zu

---

[1]) **Atherinichthys argentinensis. Cunningham, p. 54.**

billigem Preise bekommen, und es urbar zu machen erfordert wenig Anstrengung. Geräthe lassen sich entweder in einem Segelschiffe, oder mit dem Dampfer, der jeden Monat fahren soll, aber etwas ungewiß geht, von Buenos Ayres beziehen. Das Klima ist angenehm und gesund, und eine einzige gute Ernte würde die auf eine mäßige Einrichtung verwendeten Auslagen fast wieder einbringen.

Was die Schattenseiten betrifft, so richtet der Fluß zu Zeiten Ueberschwemmungen an, zu anderen Zeiten herrscht Dürre, und wenn man nicht zu künstlicher Bewässerung seine Zuflucht nimmt, so wird Nichts aus der Ernte; außerdem ersparen dann und wann eine Million Heuschrecken dem Landwirthe die Mühe, sein Getreide einzuernten; die Rinder, deren die Leute meistens genug halten, um so viel Milch und Fleisch zu liefern, als zum einheimischen Bedarf nöthig ist, werden vielleicht von den Indianern gestohlen, und endlich verliert der Ansiedler möglicherweise sein Leben durch die Hand irgend eines Verbrechers. Aber mit Schnelligkeit ein Vermögen zu sammeln, dafür bietet keine Colonie Gewißheit.

Die meisten englischen Ansiedler begehen den großen Fehler, daß sie sich mit dem Gedanken an einen Ort hinausbegeben, in einem oder zwei Jahren einen Haufen Geld zusammenzuraffen und dann nach Europa zurückzukehren.

Nach meiner Meinung sollte der Ansiedler mit der Absicht gehen, den Ort, den er gewählt hat, zu seiner Heimath zu machen; hat er dann Glück, so kann er zurückkehren, aber er sollte dies nicht erwarten. Die Basken werden in den argentinischen Provinzen als die besten Einwanderer betrachtet, weil sie gewöhnlich im Lande bleiben. Die Italiener dagegen plagen sich einige Jahre und hungern und darben dabei, bis sie eine kleine Summe Geldes zusammengebracht haben, von der sie in Italien gemächlich leben können, während man die Engländer und alle Anderen als Leute betrachtet, die man wo möglich rupfen muß. Schafzucht darf man, glaube ich, am Rio Negro, wie an anderen Orten in den argentinischen Provinzen, nicht treiben. Señor Aguirre sagte mir, er habe mit der Schafzucht eine große Summe Geld verloren, und viele meiner Landsleute vom Rio de la Plata können von sich dasselbe sagen.

Zwei stämmige Schotten machen gegenwärtig in der Nähe von Carmen den Versuch damit, und da, als sie anfingen, die Schafe wohlfeil waren, so kann er ihnen vielleicht gelingen.

Ich möchte wissen, ob längs der sich am Ufer hinziehenden

Flächen nicht Lärchenbäume oder Araucaria-Fichten gedeihen würden; vielleicht ist das Klima für die letzteren zu trocken, aber wenn Jemand die Mittel besitzt und Neigung hat, seinen Wohnsitz eine Reihe von Jahren am Rio Negro aufzuschlagen, so ist es fast der Mühe werth, den Versuch zu machen. Ich für meinen Theil würde, wenn ich ein Ansiedler wäre, mich auf den Wein- und vielleicht auf Tabaksbau beschränken und dabei selbstverständlich den zum einheimischen Bedarf nothwendigen Viehstand halten.

Man muß wohlverstehen, daß ich für den Rio Negro durchaus nicht eingenommen bin, und ihn nicht als Ort empfehle, nach welchem Leute, die auszuwandern gesonnen sind, ihre Gedanken richten sollen. Er besitzt ohne Zweifel große von der Natur gebotene Vortheile, die von den meisten Colonisten bis jetzt noch nicht hinlänglich ausgebeutet werden. Ihre Estancias, mit Ausnahme jener meiner schottischen und englischen Freunde, sind in der Regel kleine, erbärmlich aussehende Häuschen, während um den schlecht gehaltenen Corral herum überall Dünger liegt, und den Ackerbau behandeln sie so gleichgültig, wie das vernachlässigte Aeußere der Häuser vermuthen läßt. Aber bei alledem gibt es in Carmen und in dessen Umgegend keinen wirklich armen Mann — ausgenommen wenn Einer in Folge seiner Faulheit oder Trunksucht arm geworden ist — und Arbeiter sind sehr gesucht und bekommen hohe Löhne, während das Leben wohlfeil ist; dies bildet, wie seit meiner Rückkehr die Erfahrung mir gelehrt hat, zu dem Zustande, in welchem unsere Bevölkerung daheim sich befindet, einen peinlichen Contrast.

Als ich oben auf dem Hause meines Wirthes in der Ferne Indianer von der Travesia herabkommen sah, gab ich meine Betrachtungen über den Rio Negro als Feld für Auswanderer auf, verließ Rincon Barrancas und eilte nach der Stadt zurück, um sie dem Versprechen gemäß zu empfangen. Man wird sich erinnern, daß ich bei meiner Ankunft als Chasqui Señor Murga meine Depeschen überreichte, in welchen Casimiro die Vorkehrungen darlegte, die er zum Schutze von Patagones getroffen hatte. Auch ein Verzeichniß der Häuptlinge, welchen Rationen oder Geschenke an Rindern, Pferden u. s. w. gebührten, war beigefügt, und ebenso ein Gesuch, daß mit den zurückkehrenden Boten sofort hundert Stuten gesendet werden möchten. Nach einigen Tagen schickte Señor Murga nach mir; er steht, wie ich hier bemerken will, in dem Rufe, daß er die Indianer genau kennt und in der Art, wie er sie behandelt, große Gewandt-

heit zeigt. Es war spaßhaft den ganz natürlichen Argwohn zu beobachten, der in dem Commandante in Betreff meiner Stellung unter den Indianern entstand, und die Verlegenheit zu sehen, in die er deshalb kam, und als ich auf seine Frage, welchen Rang und Einfluß ich unter ihnen hätte, und warum ich mich für sie interessirte, zur Antwort gab, daß ich blos ihr Gast und Freund sei, schien ihm dieselbe durchaus nicht genügend, um die Sache zu erklären. Er ging jedoch auf die fragliche Angelegenheit der Häuptlinge und ihre Gesuche ein, und gab mir die Versicherung, die Häuptlinge, von denen man finden werde, daß sie zu Rationen berechtigt seien, würden alle sie richtig erhalten; aber Stuten zu senden, verweigerte er ein für allemal; er sagte, wenn Casimiro ankomme, werde er Alles, was ihm gebühre, empfangen.

Da der Groß-Cacique seinen jährlichen Gehalt, der 200 Kühe, 100 Stuten, 500 Schafe und eine Quantität Kleider und Yerba betrug, mehrere Jahre nicht bezogen hatte, so kann man sich wohl denken, daß er, wenn er ehrlich behandelt wurde und klug war, bei seinem Besuche zum Lohn für seine Mühe ein ebenso reicher als mächtiger Cacique werden mußte. Bei seinem vorhergehenden Besuche hatte er eine Menge Rinder und Schafe zurückgelassen und einigen der zahmen Indianer übergeben, damit sie zunehmen und sich vermehren sollten; als er aber bei seiner Ankunft nach ihnen fragte, kamen leider nur eine kleine Heerde Schafe zum Vorschein; die übrigen waren, anstatt sich zu vermehren, von ihren Hütern verspielt worden. Die Freigebigkeit der Argentiner und die Größe der Gaben mag überraschend erscheinen, und der nominelle Werth, wie er der Regierung für diese jährlichen Gaben an die Indianer angerechnet wird, ist in der That sehr bedeutend. Ich sah selbst 1000 Stück Rinder auf ihrem Wege zu Rouque vorbeiziehen, und Cheoeque erwartete 1200 Stück. Die Rinder wurden durch Lieferanten vom Tandil herabgebracht. Das Geschäft dieser Leute muß ebenso einträglich sein wie das der amerikanischen Armee-Lieferanten; denn die Indianer lassen sich bisweilen, wenn sie nüchtern sind, und noch öfter wenn sie berauscht sind, bewegen, sich für eine reine Lappalie von ihrem eben erst erworbenen Besitz zu trennen, die Rinder kehren in die Hände der Händler zurück und dienen noch einmal als Ration vielleicht für denselben Cacique. Auf diese Weise haben die Indianer nur wenig Nutzen, während die Regierung viel bezahlt und die Lieferanten und andere Agenten reich werden; die Indianer und

die Regierung werden, wie es scheint, für Tauben gehalten, die man natürlich auf jede ungefährliche und gesetzlich erlaubte Weise rupfen muß.

Die Antwort des Commandante war Casimiro, nebst etwas Branntwein und einigen Geschenken für meine Freunde, richtig zugegangen. An dem Morgen, der auf meine Rückkehr vom Lande folgte, wurde ich früh durch Klopfen an die Thür geweckt, und als ich öffnete, fand ich fünf oder sechs Tehuelchen, die über den Fluß nach meinem Quartier gekommen waren. Nachdem ich ihnen einen Matè gereicht hatte, gingen wir Alle nach dem Kaufladen, und ich gab Einem oder Zweien einige kleine Geschenke. Unter diesen zuerst gekommenen Leuten war mein Freund Jackechan, der Cacique vom Chupat; er sagte mir im Vertrauen, daß er die Nacht vorher sehr betrunken gewesen sei. Die Tehuelchen hatten jedoch schon, ehe sie die Ansiedelungen erreichten, Gelegenheit gefunden, sich dem verderblichen Genusse des „Lum" hinzugeben. Es stellte sich bald heraus, daß sie in Valchita sich deshalb so lange aufgehalten, weil sie sich aus der Guardia Branntwein verschafft und eine längere Sauferei veranstaltet hatten. Casimiro war selbstverständlich mit seinem Beispiele vorangegangen, und das Trinken hatte, wie gewöhnlich, auch zu Streit geführt, der mit einem allgemeinen Kampfe endete; es waren Mehrere gefallen, darunter der so oft als mein getreuer Freund erwähnte Cayuke, und daß ich über meinen herkulischen Kameraden, den gutmüthigen Wáki, nichts Genaues erfahren konnte, that mir sehr leid; er war ohne Zweifel zu derselben Zeit getödtet worden.

Solche ganz gewöhnlich vorkommende Dinge wurden von meinen Besuchern, die Alle Caciquillos waren, wenig beachtet. Ich entließ sie gleich darauf hoch erfreut mit dem Versprechen, sie am Abend auf der Südseite zu besuchen. Aber meine Plage sollte erst recht beginnen. Den ganzen Tag über kamen Tehuelchen, und da sie nicht wußten, was sie anfangen sollten, so liefen sie mir überall, wo ich ging, hintennach, was einigen meiner Bekannten viel Spaß machte.

Am Abend fuhr ich nach der Südseite über und blieb die Nacht bei meinen alten Wirthen. Sie waren Alle voller Freuden, da sie ihre Rationen ohne Verzug erhalten sollten — die Yerba, den Zucker und die geistigen Getränke aus Aguirre's Waarenlager und die Rinder und Stuten von der vor Sauce Blanco liegenden Guardia. Dem alten Orkeke, der nicht erwartet hatte, daß er Rationen be-

kommen werde, war, weil ich seine Ansprüche mit Nachdruck geltend machte, dasselbe bewilligt worden wie anderen kleineren Häuptlingen, und er war in Folge dessen hoch erfreut.

Dagegen waren sie sehr unzufrieden mit den äußerst niedrigen Preisen, zu welchen sie ihre Federn und ihr Pelzwerk umgesetzt hatten, und schimpften ganz unverhohlen auf die Händler als eine Spitzbubenbande. Um die Indianer zu betrügen, hatte man ohne Scheu falsche Gewichte und andere beim Handel gebräuchliche Kniffe angewandt, und auch die Krämer rechneten die nothwendigen Bedürfnisse, welche die Indianer von ihnen entnahmen, übertrieben theuer an.

Sie pflegen in den hinter den Waarenmagazinen befindlichen Höfen oder Corrals zu bivouakiren; dort machen sie Feuer an und kochen, wie in ihrem eigenen Lande, und bezahlen am Ende dafür ebensoviel, als wenn sie in einem Hôtel in West End logirten. Ich machte der Frau Orkeke eine große Freude, indem ich ihr einen schon lange versprochenen eisernen Topf und einen Shawl schenkte. Hinchel's Sohne gab ich ein Spiel Karten, das ich ihm ebenfalls versprochen hatte, und die Kinder beschenkte ich mit Rosinen, Süßigkeiten oder Brod.

Jackechan's Weib und Tochter, die immer sehr gut gegen mich gewesen waren, nahm ich mit in den Kaufladen und ließ sie auswählen, was ihnen am besten gefiel; sie suchten Beide sich ohne Bedenken zwei Fläschchen Haaröl aus, um ihr Haar zu parfümiren. Ich muß beiläufig bemerken, daß diese ganze Familie außerordentlich sehr auf äußere Reinlichkeit hielt, und ich versprach ihnen, wenn ich wieder nach Patagonien käme, in ihrem Toldo zu reisen; ich hatte damals wirklich den Gedanken, eine Reise über die Meeresküste nach dem Chupat und vielleicht nach Santa Cruz zu machen. Jackechan's Sohn — der Knabe mit blondem Haar und heller Hautfarbe — erbot sich freiwillig, mit mir nach England zu gehen, und ich willigte ein, ihn mitzunehmen; als er aber hörte, daß es in dem Lande, in das wir gehen wollten, keine Strauße und Guanacos gebe, überlegte er sich die Sache besser.

Auch von Quintuhual's und Foyel's Leuten kamen Einige an, betrugen sich aber ganz anders als die Tehuelchen. Ihre Frauen und Kinder waren alle in Geylum zurückgeblieben, und die Männer spazierten in sehr unabhängiger Weise umher; sie benahmen sich stolz und vornehm und ließen sich nicht herab, irgend Etwas zu be=

wundern oder um Geschenke zu bitten. Als der Bootsmann von einem derselben dafür, daß er ihn über den Fluß gebracht hatte, sein Geld verlangte, wollte er schlechterdings nicht bezahlen und zog dann, um seine Weigerung mit Nachdruck durchzusetzen, den Revolver.

Zuletzt und in einer Weise, wie es sich für einen so großen Mann geziemte, kam Casimiro, von Meña begleitet, der als Sekretär fungirte. Sein Costüm hatte bei den Beschäftigungen, die er in jüngster Zeit gehabt, bedeutend gelitten, und ein Hieb im Gesichte, den er bei einer Hauerei in Sauce Blanco von einem Manzanero erhalten hatte, machte sein Aussehen keineswegs besser. Er stieg im Hôtel ab, bestellte die Querpfeifen und Trommeln der Besatzung und ließ sie, während er beim Frühstück saß, spielen, hielt zwei Tage lang für Alle, die kamen, offene Tafel und beschloß den Tag in einem vorgerückten Zustande der Berauschung.

Am Ende dieser Schwelgerei wurde ihm eine Rechnung überreicht, die, wie ich glauben sollte, beinahe die Hälfte seiner Rationen betrug. Das machte ihn nüchtern, und er folgte meinem Rathe, verließ das Hôtel, fuhr über den Fluß und begab sich nach Sauce Blanco, um nach seinen Rationen und Indianern zu sehen.

Im Ganzen genommen betrugen die Indianer sich in der Ansiedelung sehr gut. Ich sah selbstverständlich manchen Betrunkenen, aber es war nicht ganz so schlimm, als ich erwartet hatte. Einer wie Alle nahmen höchst herzlichen Abschied von mir und baten mich dringend, so bald als möglich wieder, wie sie es nennen, nach der Pampa zu kommen. Jackechan war einer der Letzten, die Abschied nahmen. Er und noch einer oder zwei Andere hatten in Mr. Humphreys, der früher zur Chupat-Colonie gehörte, aber sich jetzt in Patagones als Zimmermann niedergelassen hatte, einen alten Bekannten gefunden. Wir kamen an einem Sonntag nach der Kirche Alle in Humphreys' Hause zusammen, und sprachen lange mit einander über die Ansiedelung Chupat und über die Antwort auf meinen Brief, den Jackechan's Chasqui überbracht hatte. Die Behauptung, daß die Ansiedler keinerlei Lebensbedürfnisse besäßen, die in dem Briefe stand, und die Aussage des indianischen Boten, daß sie fast gar keine Kleidung hätten, sind durch die Depeschen des Lieutenant Dennistoun, von Ihrer Majestät Schiff „Cracker", die, während dieses Buch geschrieben wurde, im Druck erschienen sind, vollständig bestätigt worden. Mr. Humphreys schätzte sich und die wenigen Gefährten, die ihn nach dem Rio Negro begleiteten, glücklich, daß sie die Colonie

damals verlassen hatten, und Alle waren einstimmig der Ansicht, daß die Colonisten besser thun würden, wenn sie nach dem Rio Negro übersiedelten, wo diejenigen, die in Gewerben bewandert wären, verhältnißmäßig bequem leben könnten und die bloßen Tagelöhner Arbeit vollauf fänden und sich jedenfalls zu nähren im Stande wären. Ich kann nur meine Verwunderung darüber aussprechen, daß Mr. Lewis Jones — der, obgleich ich nicht persönlich mit ihm bekannt bin, nach dem, was die Indianer mir von ihm gesagt haben, ein Mann von nicht gewöhnlichem Verstande sein muß — sich bemüht, die Colonie an einem Orte aufrecht zu erhalten, wo früher bereits Andere den Versuch gemacht und als hoffnungslos wieder aufgegeben haben, da die Entfernung des Hafens — dreißig englische Meilen — schon allein ein sicheres Hinderniß für ihr Gedeihen ist.

Der schwärmerische Plan zu einem wallisischen Utopien, den die unglücklichen Auswanderer verfolgten, als sie sich ansiedelten, dürfte nicht unterstützt werden, da er wahrscheinlich mit dem Verhungern der Menschen enden wird, die ihm zum Opfer gefallen sind. Hätte die argentinische Regierung nicht Menschenliebe gezeigt, so wäre dies schon jetzt ihr Schicksal gewesen. Jackechan sagte mir, er habe die Ansiedler „Gras essen" sehen und habe einigen derselben gelehrt, wie man jagt, und sie mit Bolas versorgt. Das soeben veröffentlichte blaue Buch bestätigt die Wahrheit dieser Aussage, und ich brauche deshalb wohl nicht weiter auf die Sache einzugehen; nur muß ich noch hinzufügen, daß der genannte Häuptling, obgleich er damals freundschaftlich und gut gesinnt war, doch die Ansiedler als Eindringlinge in sein Gebiet betrachtete und offen gestand, daß er die Absicht habe, künftig einmal Bezahlung zu verlangen — und bei einer Pachtverweigerung würde in einem solchen Falle sicherlich sehr kurzer Prozeß gemacht werden, man würde das Vieh forttreiben und überhaupt auspfänden.

Der Rio Negro ist bei allen seinen Schattenseiten, welche die Indianer, Heuschrecken, Ueberschwemmungen und dürren Jahre dort bilden, gewiß noch unendlich besser als der Chupat. Wenn die Walliser als besondere Gemeinde leben wollen, so bin ich überzeugt, daß Señor Aguirre es nur zu gern sehen wird, wenn sie sich auf seinem Landstriche zwischen der oberen und zweiten Guardia ansiedeln, wo schon einige ihrer Landsleute — die Herren Williams und Owen — Land übernommen haben.

Nachdem die Indianer sich entfernt hatten, überließ ich mich

in Patagones den Genüssen des geselligen Lebens, obgleich dieselben nicht genügten, mich mit der Verzögerung auszusöhnen, die das Ausbleiben des Dampfschiffes herbeiführte. Ich verbrachte meine Tage mit Umherspazieren, Billardspiel und Matètrinken, und am Abend besuchte ich Don Domingo's Hôtel, wo eine Gesellschaft sich zu versammeln pflegte und um Zuckerwerk „Truco" spielte. Zuweilen sprachen wir zur Abwechselung bei irgend einer der schönen Señoritas vor oder verbrachten den Abend im Hause des Herrn Davis, des Maschinisten der „Choelechel", in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Señora. Die jungen Damen behaupteten alle einstimmig, Patagones sei sehr „triste", besonders diejenigen, die in Buenos Ayres gewesen waren und das Vergnügen der Oper und der Concerte auf der Plaza genossen hatten.

An Sonntagen fand nach der Messe und dem in der Missionsstation gehaltenen Gottesdienste, den alle Engländer besuchten, zuweilen ein Wettrennen statt, oder wenn dieses unterblieb, so war sicher auf der Südseite ein Hahnenkampf; beiden Vergnügungen wohnte Commandante Murga jedesmal bei. Auch gab es ein Ballhaus, wo man gewöhnlich einige Basken oder Eingeborne bei dem Fünfe-Spiel fand. Ein- oder zweimal — jedoch nicht am Sonntag — begleitete ich Dr. Humble im Kahne auf dem Flusse. Jeden Tag schauten wir uns sehnsüchtig nach dem Dampfer um, der so lange über die Zeit ausblieb, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach Unglück gehabt haben mußte. Der Verzögerung müde, hatte ich mich entschlossen in einem holländischen Schooner zu fahren, der mit Getreide beladen nach Buenos Ayres ging, und hatte eben wegen meiner Fahrt unterhandelt, als eines Abends das Dampfschiff ankam; es war in Bahia Blanca aufgehalten worden.

Am Morgen sah ich mich durch die Größe des Dampfers angenehm überrascht; es war die frühere „Montauk" von Boston, war aber umgetauft worden und hatte jetzt den Namen „Patagones", und gehörte den Herren Aguirre und Murga. Was die Bequemlichkeit betrifft, so war das Schiff ziemlich gut eingerichtet, aber auf den Verdecken, in den Kajüten und überall sah es sehr schmutzig aus.

Nach zweitägigem Aufenthalte hißte es die Signalflagge zum Segeln auf. Ich contrahirte mich zur Ueberfahrt und begab mich mit den Herren Fraser und Kincaid, die in Geschäften nach Buenos Ayres gingen, und Herrn Gibb, der sich auf der Rückreise nach Europa befand, an Bord, wo wir eine beträchtliche Anzahl Passagiere

versammelt fanden, unter ihnen den ausgezeichneten Billardmarqueur, der die Uhr annectirt hatte. Gegen vier Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker, nahmen von Patagones Abschied und fuhren mit der Ebbe den Fluß hinab, in der Absicht, für die Nacht in der Boca zu ankern und über die lange Sandbanklinie, die eine gefährliche Barre bildet, mit der Morgenfluth zu fahren. Wir dampften ziemlich glatt dahin, bis wir gerade so weit waren, daß wir die in der Boca liegenden Schiffe gut sahen; da kündigte ein plötzlicher Stoß uns an, daß das Schiff auf einer Sandbank gestrandet sei; dort saß es steif und fest. Wir hielten es für kein großes Unglück, denn wir erwarteten beim Eintritt der hohen Fluth fortzukommen, und Einige von uns begaben sich an's Land und picknickten auf den sich am Flusse hinziehenden Flächen. Gegen zehn Uhr kehrten wir zurück, und um Mitternacht hörte ich einen der Essenhalter zerspringen und wachte darüber auf; ich ging auf das Verdeck und fand, daß der Bug hoch außerhalb des Wassers war, das Heck dagegen in tiefem Wasser stak und das Schiff in Folge dessen in der Mitte sich stark spannte. Einige Minuten darauf zerbrach das große Dampfrohr; der Dampf war jedoch glücklicherweise abgesperrt worden, sonst würden die Folgen für diejenigen, die sich im hintern Theile des Schiffes befanden, unheilvoll gewesen sein. Die Damen wurden dann aus Furcht vor Zufällen an's Land gebracht, und wir Uebrigen hielten eine Berathung darüber, wie wir nach Buenos Ayres kommen würden, und legten uns schließlich nieder, um die Sache zu beschlafen.

Am folgenden Morgen kam die „Choelechel" herab und bugsirte das Fahrzeug glücklich fort, und der holländische Capitän des Schooners kam an Bord und verstand sich dazu, mich und einige Andere nach Buenos Ayres mitzunehmen. Wir sprangen demnach in ein Boot, fuhren nach der Boca hinab und begaben uns auf den Schooner; wir hofften am nächsten Tage abzusegeln, sahen uns aber wieder getäuscht.

Der Capitän ging in die Stadt hinauf, um Proviant einzukaufen, und kam erst spät am folgenden Abend wieder. Mittlerweile wurde am Morgen der Wind conträr, und die Linie brausender weißer Brandungswellen auf der Barre zeigte, daß es unmöglich sei abzusegeln; wir mußten daher nothgedrungen warten und schauten auf die öden Sanddünen hinaus, die den Eingang des Flusses auf beiden Seiten einengten.

Einige von uns gingen an's Land, um die Lootsenstation zu

besuchen, und schwatzten mit dem Lootsen, einem tapfern alten Deutschen oder Holländer. Dieser alte Krieger und seine Leute hatten bei dem Einfalle Lenketrou's die Station mit Erfolg gegen ein starkes Corps Indianer vertheidigt. Der Feind wollte sich gern in den Besitz einer Haubitze setzen, die in der Station steht, und die Indianer stürmten wirklich bis zur Umfriedigung heran, während die Leute, die Mündung fast an der Brust des Feindes, auf sie feuerten und sie endlich mit ungeheurem Verluste glücklich zurückschlugen.

Die Bootsmannschaft bestand aus Leuten aller Nationen. Ich gerieth mit Einem in's Gespräch, zuerst in spanischer, dann in englischer Sprache. Nachdem er mir seine Pfeife gereicht hatte, sah er mich scharf an und sagte: „Ich kenne Sie; ich bin Pat [1]) Sweeny und auf der „Sheldrake" davongelaufen. Von welchem Schiffe sind Sie entlaufen?" Ich hatte nicht die besten Kleider an und sah ohne Zweifel verwittert genug aus; aber ich erkannte meinen Freund wieder, obgleich er sich meiner nicht recht erinnern konnte; auch wurde er über die Identität meiner Person nicht aufgeklärt. Wir verbrachten mehrere langweilige Tage mit Schnapstrinken und erfolglosen Versuchen, Fische zu fangen; dann erhob sich endlich eine günstige Brise, die uns schnell hinaustrieb, so daß wir die patagonischen Küsten bald aus den Augen verloren, und nach einer stürmischen Fahrt von sechs Tagen wurde auf der Höhe von Buenos Ayres der Anker ausgeworfen.

---

[1]) Irländer. Anm. d. Uebers.

Erster Anhang.

Kurzes Verzeichniß von Wörtern aus der Tsoneca=Sprache, wie die nördlichen Tehuelchen sie sprechen.[1])

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
Ich oder mein	ya
Du oder dein	ma
sein oder ihr	ti
dieser oder er	win
wer	hem
hier	nanik
dort	mawoori / mawook / mon
wo oder wohin	kinik
wann	kenoesh
was	ket
wie	—
wie viel oder viele	kinkein kerum
oben	eok
unten	penk / wumka
sogleich	marso
morgen	nush
gestern	nush
übermorgen	eounnush
schnell	gemmo

Ausrufe

des Erstaunens	wati, wati, wati
des Zornes	worrioo-wálloo
der Verwünschung	nourenk y sé

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
wenn man mit d. Bolas fehl wirft	wow
wenn man ein Thier fängt oder auch beim Kampfe	kow
eifersüchtig	ynaien
thöricht	chops
schnell	sourno
gut	ketz
hübsch	coquet
schlecht	terosh
böse	hammersh
heiß	yporsk
kalt	kekoosh
groß	chaish
klein	talenque
leicht	höppen
schwer	pogelsh
gleich	nourks
fern	éouns
nahe	ekel
ähnlich	wáks
müde	wotysk
hungrig	pashlik
schwierig	wickemi
hart	chornk
weich	kattñ
bereit oder fertig	kush

[1]) In den Tsoneca=Wörtern ist die Schreibweise des Herrn Verfassers beibehalten worden.
Anm. d. Uebers.

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
ja	ahon (sehr durch d. Kehle gesprochen)
nein	kompsh

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
Mann (Indianer)	ahonican
Mann (Christ)	háchish
Menschen oder Leute (Indianer)	tchonik
Frau (verheirathete)	karken
Vater	yank
Mutter	yanna
Weib	ysher
Sohn	ykallum
Bruder	yten
Schwester	ystshen
Kinder	coquetra
Freund oder Gefährte	gennow
Kopf	kittar
Augen	ötl
Nase	tchal
Zunge	tal
Lippen	chum
Zähne	oër
Hände	tsicc'r
Beine	noa
Füße	shankence
Toldo oder Haus	kou
Stangen zu demselben	hö
Häute zu demselben	wummum
Riemen	cowan
Mantel	kai
Kopfband zum Binden d. Haares	kotchi
Stiefeln	tsuccre
Kleider	kakewit
Hut	kor
Bolas (mit drei Kugeln)	gatschiko
Bolas (mit zwei Kugeln)	chume
Sehnen	katz
Lazo	laso
Messer	paiken
Flinte	gilwum
Revolver	gilwinikush
Pulver	tchampum
Zündhütchen	kun
Lanze	waike
Topf (zum Kochen)	askem
Flasche	oëtre
Faß	barr

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
(Pfriemen) Nadel oder Nagel	hüllen
Beutel	hüll
Pfeife	aniwee / conganou
Tabak	golk
Sattel	tusk
Zaum	hum
Gebiß	kankion
Steigbügel	keshon
Sporen	wateren
Bauchgurt	genig
Riemen, die man den Pferden an die Beine legt, damit sie nicht fortlaufen	kaligi
Peitsche	wakenem
Gürtel	wáti
Sonne (oder auch ein Tag)	gengenko
Mond (oder auch ein Monat)	showan
Sterne	ááskren
ein Jahr	tsor
Feuer	yaik
Wasser	léy
Schnee	gél
Wind	hoshen
Regen	téwa
Rauch	páan
Wolken	páwall
Nacht	queyomen
Holz	kaki
Hügel	yorri
Ort	haik
Land oder Gegend	yerroen
Fluß	koona
Straße	nooma
Poncho	lecho
Fleisch	yipper
Steine	kátch
Felsen	air
Gras / Weide	kor / oet
Fleischbrühe oder auch Thee	áásleish
Pferd	ewoe / cawall
Rind	choi
Schaf	cámpān
großer Hirsch	shóen
Guanaco	rou
Strauß (oder Rhea)	mikkeoush
Puma	gol

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
Fuchs	paltn̄
Skunk oder Stinkthier	wickster
Armadill oder Gürtelthier	áno
Hase	pááhi
Geflügel	peyou
Hirschkalb oder auch Füllen	kooroo
Felle	wummun
Gold	wínki
Eier	òóm
Knochen	kotsh
Mark	tcham
Fett	am
ein Häuptling	gounok
Fisch	oin
Heirath oder Ehe	coyenk
wilde Kartoffeln	appely
Schlaf	shensk
eine Feile	kikeriki
Rathsversammlung	aix
Uebel oder Böses	hammersh
Schiff	youlel
Gummi oder Harz.	maki
Karten	bersen

Farben.

schwarz	chorlo
weiß	golwin
gelb	waieken
grün	arkum
roth	käōpen
blau	kaliken
braun oder rothbraun	soorsh
bunt oder scheckig	hogel

setze dich oder setzen Sie sich nieder	pespesh
fange oder fangen Sie	korigi
müde sein	ywotisk
ich gehe	yschengs
er geht	wansk
er hat	hell
gib oder geben Sie mir	moyout
leihe oder leihen Sie mir	mon

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
schreibe oder schreiben Sie	ääkren
kaufe oder kaufen Sie	amili
tausche oder tauschen Sie	quewarien
ich bin müde	wotyskiya
ich bin hungrig	pashlik ya
ich bin schläfrig	yshensk
tödten	ymuck
kämpfen	ywowesk
singen	yworrish
ich liebe, habe, sehe oder thue gern	yshorske ya
zu Pferde sitzen oder reiten	amcotts oin
wettrennen	káttern
einen Boten senden	wickeni coëto
sprechen oder plaudern	ayensh
ich verstehe	ya omkes
ich verstehe nicht	ytonkes
komme oder kommen Sie mit	heroschengs
jagen	aoukem
sprechen oder reden	kinscott
Etwas thun	micheten
mache oder machen Sie	máki
arbeiten	tirsk
anzünden	kaime
füllen	meshawr
essen	shehattu
marschire oder marsch!	wéen
zerbrechen	charsk
spielen	nayensh

Zahlwörter.

eins	chuche
zwei	houke
drei	aäs
vier	carge
fünf	ktsin
sechs	winikush
sieben	ouk
acht	winicarge
neun	humanakoutsen
zehn	kake
elf	chuche kor
zwölf	houke kor
dreizehn	aas kor

bis zwanzig wird kor beigefügt.

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.	Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
zwanzig	wommenikuki-kor	fünfzig	ktsinkaki
dreißig	aasenikaki	einhundert	patack
vierzig	cargekaki	eintausend	huaranca

Einige Sätze.

Deutsch.	Ahonicanka oder Tsoneca.
Ich danke Ihnen	Nouremi naki
Leihen Sie mir die Pfeife	Mon aniwee — aniwee moyout
Fangen Sie mein Pferd	Korigi ya
Kommen Sie mit, Freund	Heroschengs gennow
Werden Sie zur Jagd hinauskommen? (Wörtlich: Kommen Sie zur Jagd hinaus, sagen Sie mir.)	Heros aoukemshaw kinscott ya
Die Leute kämpfen eben	Ywowishk chonik
Wie viel sind gefallen?	Kinkeinkerum ymuck
Wohin gehen Sie?	Kinek nis chengs
Kochen Sie etwas Fleisch; ich habe Hunger	Herósh yipper wummi pashlik ya
Ich verstehe Indianisch	Omkes Ahonicanka
Ich habe Ihr Weib gern oder Ihr Weib gefällt mir	Ma yshorsks ysher
Was wünschen Sie?	Keterum karn?
Es regnet heute viel	Chaiske nush que tewa
Wir werden viel Menschen sehen	Wushkaeye seonk chonik
Wir werden eine andere Gegend sehen	Wushkaeye kaiok yerroen
Kommen Sie schnell hierher	Gommo heout witka
Was kaufen Sie?	Ket, m amli.

Zweiter Anhang.

Die Körpergröße der Patagonier nach den Zeugnissen der aufeinander folgenden Reisenden.

1520. Pigafetta	Der Kleinste ist länger als die längsten Männer in Castilien.
1578. Drake	Nicht länger als manche Engländer.
1591. Knyvet	Fünfzehn oder sechzehn Spannen hoch.
1598. Van Noort	Eingeborne von langer Statur.
1615. Schouten	Zehn oder elf Fuß lange menschliche Gerippe.
1669. Narborough.	Mr. Wood war länger als sie alle.
1750. Falkner	Ein Cacique war sieben Fuß und einige Zoll hoch.
1764. Byron	Ein Häuptling war gegen sieben Fuß hoch und von den Anderen waren nur Wenige kürzer.
1766. Wallis	Maß einige der Längsten: Einer war 6 Fuß 7 Zoll, Mehrere 6 Fuß 5 Zoll; die mittlere Höhe war zwischen 5 Fuß 10 Zoll und 6 Fuß.
1783. Viedma	Gewöhnlich 6 Fuß hoch.
1829. D'Orbigny	Fand nie Einen, der über 5 Fuß 11 Zoll lang war; die mittlere Höhe war 5 Fuß 4 Zoll.
1833. Fitzroy und Darwin . .	Im Durchschnitt die längsten aller Menschen; die mittlere Höhe 6 Fuß, Manche länger und Einige kürzer.
1867—8. Cunningham	Selten weniger als 5 Fuß 11 Zoll, und oft einige Zoll über 6 Fuß hoch; Einer maß 6 Fuß 10 Zoll.

Ende.

Erläuterung zur Karte.

Die „Karte von Patagonien" ist von dem englischen Original übergedruckt, und nur da, wo es sich ohne allzu große Schwierigkeit und ohne Beschädigung ausführen ließ, sind auf derselben die englischen Bezeichnungen radirt und an deren Stelle die deutschen angebracht worden. Die wenigen Wörter, bei welchen dies nicht geschehen ist, sind folgende:

Desert = Wüste.
God's Hill = Gotteshügel.
Harb. / Harbour = Hafen.
I. / Id = Insel.
L. / Lake = See.
or = oder.
Peninsula = Halbinsel.
R. vor dem Namen = Rio, hinter dem Namen = River, Fluß.
Ra. / Range = Bergkette oder Gebirge.
Warrior Indians = Krieger-Indianer.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.